3 1761 07357766 0

Call, O.

E. Reinecke.
1840.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/evremonteinroman02knor

Evremont.

Zweiter Theil.

Druck von M. Friedländer in Breslau.

Bernhardi, Sophie (Tieck)
"

Evremont.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

PT
1818
B42E8
1836
Th.2

701168
8.5.59

I.

Der Graf war mit seiner Familie auf Schloß Hohenthal angekommen, und auch der Obrist Thalheim und seine Tochter waren dem Wagen gefolgt, weil der Zustand der Gräfin Alles beunruhigte. Auf dem Schlosse herrschte bei der unerwarteten Zurückkunft der Herrschaft große Verwirrung, denn die Dienerschaft hatte sich entfernt, um ihre eigenen Vergnügungen aufzusuchen, in der Ueberzeugung, daß sie die Herrschaft erst gegen den Morgen des kommenden Tages zu erwarten hätten; nur der Haushofmeister war gegenwärtig und der Knabe Gustav, der sich in Studien vertieft hatte. Emilie und Therese entkleideten die Gräfin und brachten sie zu Bette, während der bestürzte Dübois ausschickte, um die weibliche Dienerschaft zusammen zu rufen. Der Graf ging im Saale stumm auf und ab; ein finsterer Mißmuth ruhte auf seiner Stirn, und weder St. Julien noch der junge Graf wagten das Schweigen zu unterbrechen, denn

man sah wohl, daß nicht allein Theilnahme an dem Befinden der Gräfin diesen Mißmuth hervorrief, sondern daß ihn die Oeffentlichkeit des auf Heimburg stattgefundenen Auftritts tief verletzt hatte, und es zeigten sich auf seinem Gesichte Spuren von einem ihm sonst fast völlig fremden Groll, dessen Gegenstand er vielleicht selbst nicht mit Bestimmtheit anzugeben wußte.

Als die Gräfin zu Bette gebracht war, ging der Graf in ihr Schlafzimmer zu ihr. Er fand seine Gemahlin sehr entkräftet und den Arzt eifrig beschäftigt, alle Vorkehrungen für die Nacht zu treffen. Er hatte die Medikamente schon bereitet, deren Gebrauch er verordnete; er gab Dübois hundert Befehle, die dieser mit zitternder Stimme auszurichten versprach, indem er die thränenschweren Augen auf die Gräfin richtete; er verordnete, Wer die Nacht bei der Kranken wachen sollte, und schärfte es dringend ein, ihn sogleich zu rufen, wenn der mindeste Zufall eintreten sollte. Die Gräfin ließ sich schweigend Alles gefallen, fühlte sich aber sichtlich erleichtert, als der Arzt endlich das Zimmer verließ.

Der Graf trat nun an das Bett seiner Gemahlin, und indem er ihre Hand faßte, fragte er mit Theilnahme, ob sie sich besser fühle? Die dunkeln Augen der Gräfin richteten einen matten, aber forschenden Blick auf den geliebten Mann; sie las seine Gedanken und seine Gefühle auf der umwölkten

Stirn, und sagte mit kaum hörbarer Stimme: Durch Ruhe wird mir besser werden, entziehen Sie mir nur Ihre Liebe nicht. Sie hatte diese Worte mit bebender Stimme gesprochen, und ihre zitternden Lippen drückten einen Kuß auf die Hand des Gatten, die noch in der ihrigen ruhte. Der Graf beugte sich überrascht nieder und küßte die leichenblasse Stirn seiner Gemahlin. Er zog sich, wie sie es wünschte, zurück, damit sie, wo möglich, in Einsamkeit und Stille die zu ihrer Erhaltung so nöthige Ruhe fände.

Er konnte St. Julien und seinem Vetter, die seine Zurückkunft mit Aengstlichkeit im Saale erwartet hatten, wenig Tröstliches sagen, und Alle trennten sich von einander und harrten mit peinlicher Unruhe dem kommenden Morgen entgegen.

Als der Graf seine Gemahlin verlassen hatte, winkte diese Emilien zu sich und bat sie dafür zu sorgen, daß der Obrist und Therese sich nach Hause begeben möchten, damit nicht der alte Mann die Ruhe der Nacht entbehrte; und als Emilie zurück kam und ihr die Nachricht brachte, daß der Graf für die Erfüllung ihres Wunsches sorgen würde, bat die Kranke, daß nun auch sie sich zur Ruhe begäbe, vorher aber alle Dienerschaft aus dem Vorzimmer entfernen möge. Du weißt, mein Kind, sagte sie mit mattem Händedruck und hinsterbender Stimme, ich brauche nur Ruhe, um

mein Uebel zu besiegen. Emilie versprach Alles, und die Gräfin bat sie noch, die Vorhänge ihres Bettes zuzuziehen, damit weder das Nachtlicht, noch der Strahl des kommenden Morgens ihre Einsamkeit und Ruhe stören möge. Es geschah, wie die Kranke es verlangte, und ihre junge Freundin ging dann und befahl im Namen der Gräfin, daß Jedermann das Vorzimmer verlassen und sich zur Ruhe begeben sollte; nur Dübois winkte sie leise herbei und bat ihn zu bleiben. Er neigte sich bejahend und zeigte auf einen Armstuhl, in welchem er die Nacht hinbringen wollte. Sie hatte die Thür des Schlafzimmers geöffnet gelassen, damit der Alte während ihrer Abwesenheit auch das leiseste Geräusch hören könnte, und ging nun hinweg, um sich von dem Putze zu befreien, den sie für den Ball angelegt hatte und noch immer an sich trug. Dieß Geschäft war bald abgemacht; sie kehrte unbemerkt zurück, um auf dem Sopha im Schlafzimmer die Nacht hinzubringen, und rückte leise die Nachtlampe näher, um sich durch Lesen wach zu erhalten.

Bald aber wurde ihre Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Kranke gerichtet, die, sich nun völlig einsam wähnend, ihrem gepreßten Herzen durch Klagen und Thränen Erleichterung verschaffte. Habe ich nicht Alles, Alles verloren? hörte sie diese mit leiser, zitternder Stimme zu sich selber sagen. Habe ich nicht das Gräßlichste erlebt? War ich nicht am

Rande des Wahnsinns und in der furchtbaren Verzweiflung, zwangen mich nicht heilige Gefühle, dieses Mannes rettende Hand zu ergreifen? Und nun! muß ich nun noch den letzten Halt im Leben, muß ich noch seine Achtung, sein Vertrauen und seine Liebe verlieren? Und muß ein unwürdiges Gaukelspiel die entsetzlichsten Bilder aus der Vergangenheit hervorrufen, um den so mühsam errungenen scheinbaren Frieden grausam zu zerstören?

Die Klagen gingen in rührende Gebete um Trost über und um Stärkung, um das Rechte thun zu können. Die Worte gingen endlich in einem leisen Schluchzen unter, und nach kurzer Zeit verstummte auch dieses. Emilie näherte sich leise dem Bette und öffnete behutsam den Vorhang; sie sah, daß die Gräfin aus völliger Entkräftung in Schlummer gesunken war, und hoffte, daß die Ruhe auf jeden Fall wohlthätig auf die Kranke wirken würde. Emilie kehrte nun zu ihrem Buche zurück, aber die fortwährende Stille, die ruhigen, obwohl matten Athemzüge der Gräfin beruhigten nach und nach ihr Gemüth, und die Natur übte ihr Recht aus. Sie empfand nun die Müdigkeit, die sie, durch mancherlei ängstliche Sorgen und Anstrengungen aufgeregt, früher nicht gefühlt hatte; unwillkührlich lehnte sich ihr Kopf in die Kissen des Sophas zurück, die Augenlieder senkten

sich über die glänzenden Augen; die Gegenwart entschwebte ihren Sinnen und bunte Traumbilder umfingen ihren Geist.

Die Gräfin war nach einigen Stunden erwacht und fühlte sich etwas gestärkt; ein langes, mit Ueberlegungen abwechselndes Gebet ließ einen Entschluß in ihrer Seele reifen, den sie schon oft gefaßt, aber immer nicht den Muth gehabt hatte auszuführen. Sie öffnete die Vorhänge ihres Bettes mit schwacher, zitternder Hand, um zu sehen, ob der Tag schon so weit vorgerückt sei, daß sie ohne große Störung durch ihre Klingel Jemanden herbeirufen könne, und ihre Blicke fielen auf Emilie, die, vom Schlummer geröthet, wie eine junge Rose ruhte und den Strahl des Morgens zu erwarten schien, um alle Pracht der Schönheit zu entfalten. Gerührt betrachtete die Kranke die liebliche Gestalt und erkannte mit Dankbarkeit die Liebe, die sie bestimmt hatte, den Schlaf der Nacht entbehren zu wollen, und lächelte, wie dennoch die Natur diese Liebe überwunden habe und der Schlummer sie mit seinen süßesten Banden umfinge. Emilie, rief sie mit schwacher Stimme und bemerkte, als ihre junge Freundin aus leichtem Schlummer aufsprang, daß auch die Thüre des Schlafzimmers mit Behutsamkeit, ohne Geräusch, halb geöffnet wurde und das greise Haupt des alten Haushofmeisters sich hineinbeugte, dessen treue Augen auf die leidende Herrin mit Liebe und Sorge blickten.

Auch Sie, mein guter Dübois, rief die Gräfin, auch Sie haben die Ruhe der Nacht um meinet-Willen verloren?

Ich danke Gott für die Gnade, erwiederte der alte Mann, indem die Thränen über seine bleichen Wangen flossen, daß er unsere geliebte Herrin erhalten hat; was liegt an einigen Stunden Schlaf.

Die Gräfin winkte ihn zu sich und sagte gerührt: Versprechen Sie mir jetzt zur Ruhe zu gehen, mir ist um Vieles besser; Sie müssen es thun, damit ich mich nicht um Ihre Gesundheit ängstige. Der alte Mann küßte die ihm dargebotene Hand der Gräfin mit inniger Ergebenheit und entfernte sich, um die Ruhe zu suchen, weil sie es wünschte.

Emilie hatte sich dem Lager der Kranken genähert, und diese sagte nun: Zuerst, mein liebes Kind, schaffe alle Medikamente bei Seite; Du darfst wohl wissen, daß nicht die Verordnungen des Arztes meine Uebel heilen können, aber wir wollen ihn damit nicht kränken; sage nur, daß ich Alles, wie er es gewollt, gebraucht habe und ich mich viel besser fühle; daß ich aber nur ruhen wolle und durchaus Niemanden sprechen, auch ihn nicht, denn ich könnte ein Gespräch mit ihm jetzt nicht wohl ertragen.

Als Emilie diesen Wunsch der Gräfin erfüllt hatte und zu deren Lager zurückkehrte, fand sie die Kranke sehr bewegt und blickte erschrocken in das bleiche, mit Thränen bedeckte

Gesicht. Kehre Dich nicht an meinen Schmerz, sagte die Gräfin, indem sie mit schwacher Hand ihre junge Freundin zu sich zog, ich habe mir selbst eine Pflicht auferlegt, und ich muß, ich will sie erfüllen, wenn auch mein Herz darüber brechen sollte; wenigstens werde ich dann in Frieden mit mir selber sterben. Emilie kniete am Bette der Gräfin nieder und küßte die zitternde, magere Hand ihrer mütterlichen Freundin mit heißen Thränen. Die Gräfin streichelte die blonden Locken der Knieenden und sagte: Wir wollen uns nicht erweichen, mein gutes Kind, ich wollte Dich bitten, einen wichtigen Auftrag für mich auszurichten, suche Dich also zu fassen. Emilie erhob sich und stand da, erwartend, was die Gräfin von ihr verlangen würde. Nach einigem Zögern beschrieb ihr diese ein Kästchen, welches sie in ihrem Schreibtische verwahrte, und bat es ihr zu bringen. Emilie fand es bald und kehrte damit zu der Kranken zurück, die eine Feder daran drückte, worauf der Deckel aufsprang, und es ließen sich darin mehrere Papiere und ein kleines Bild bemerken, welches zu Emiliens Erstaunen eine große Aehnlichkeit mit St. Julien hatte. Die Gräfin bedeckte dieses Gemälde sogleich, nahm ein Paket Papiere heraus und ließ den Deckel des Kästchens wieder zufallen, und Niemand würde leicht die verborgene Feder gefunden haben, durch die es die Besitzerin zu öffnen verstand.

Die Kranke betrachtete sinnend die Papiere in ihrer Hand und sagte dann mit matter, aber entschlossener Stimme: Sobald der Graf aufgestanden ist, begib Dich zu ihm und übergib ihm diese Papiere; bitte ihn, sie alsbald zu lesen und, wenn er sie gelesen hat, zu mir zu kommen, um mich sogleich den Eindruck kennen zu lehren, den sie auf sein Gemüth gemacht haben. Bitte ihn um die Menschlichkeit, mich nicht länger, als es nöthig ist, in der fürchterlichen Qual dieser Ungewißheit zu lassen; sage ihm, es sei mein Vorsatz gewesen, daß er den Inhalt erst nach meinem Tode erfahren sollte, aber die Ereignisse des gestrigen Tages hätten mir die Nothwendigkeit gezeigt, ihn schon jetzt damit bekannt zu machen. Gehe nun und richte dieß sogleich aus, damit nicht die elende Feigheit der menschlichen Natur mich bestimme, meinen Vorsatz wieder zu ändern. Der Graf hatte sein Lager nach wenigen Stunden, in denen er die Ruhe vergeblich suchte, wieder verlassen; es kämpften mancherlei Gefühle in seiner Seele; er fühlte sich seiner Gemahlin so innig verbunden, er achtete ihren Geist, er ehrte ihren Charakter; es war die einzige Frau, die ihm jemals eine heftige Leidenschaft eingeflößt hatte; diese hatte sie nach kurzem Widerstande durch die Verbindung mit ihm, wie er damals meinte, auf's Schönste befriedigt. Sie hatte ihm nicht die gleiche Leidenschaft geheuchelt, aber ihm ihre innige, zärtliche Freundschaft versichert.

Er durfte damals hoffen, in der Verbindung mit ihr ihr Herz lebhafter zu rühren; er ahnete das Glück, eine blühende Nachkommenschaft um sich zu sehen, und hoffte, die Mutter seiner Kinder würde dann ihre scheue Zurückhaltung aufgeben, und die gemeinsame Zärtlichkeit und Sorge würde sie mit ihm in inniger und herzlicher Liebe vereinigen. Wie ganz anders hatte sich Alles gestaltet. Ein heimlicher Gram nagte an dem Leben seiner Gemahlin und hatte sie verhindert, die Jahre der Jugend heiter zu genießen, und nicht einmal das hatte seine ausdauernde Liebe errungen, daß sie ihm ein Vertrauen geschenkt hätte, welches der alte sie begleitende Diener besaß; er überraschte sie oft in Thränen, wenn er ihr Freude hatte bereiten wollen, und nichts hatte sie vermocht, ihm den Quell der Thränen zu zeigen, den jener alte Diener kannte. In diesem innerlich nagenden Schmerze war sie früh verblüht, und auch die Hoffnung, einen Sohn als Stütze und Trost seines Alters heranwachsen zu sehen, war getäuscht worden, und er mußte sich gestehen, daß er sein ganzes Leben in trauriger Einsamkeit des Herzens hingebracht hatte. Er fühlte mit lebhaftem Schmerz, daß etwas Fremdes, Scheidendes zwischen ihm und seiner Gemahlin stehe, er mußte es sich sagen, daß, wie einig sie in allen edeln Empfindungen auch wären, wie sehr sie sich

gegenseitig schätzten und ehrten, doch die wahre innige Vereinigung fehle, die allein das Leben beglückt.

Es hatte ihn immer befremdet, daß die Gräfin jede Annäherung an ihren Bruder mit Widerwillen zurückgewiesen hatte, und tief im Herzen verletzte ihn jetzt der Abscheu, den sie öffentlich gegen diesen gezeigt hatte; auch erfüllte es ihn mit Unmuth, wenn er daran dachte, welche Gespräche nach diesem unangenehmen Auftritte in der Nachbarschaft entstehen würden; er zürnte über den Baron, der alles Dieß durch seine kindische Thorheit veranlaßt hatte, und grollte doch auch mit der Gräfin, die eine so unnatürliche Abneigung gegen ihren einzigen Bruder öffentlich gezeigt hatte.

In diesen verschiedenen Empfindungen, die in seinem Busen sich nicht ausgleichen und ordnen wollten, wurde er von seinem jungen Vetter überrascht, der, wie es verabredet war, reisen wollte, aber vorher noch über das Befinden seiner Tante Erkundigungen einzuziehen wünschte. Der Graf empfing ihn liebreicher als je, er fühlte inniger als sonst das Bedürfniß, Jemanden zu haben, der ihm angehörte, und er drang lebhaft in seinen jungen Verwandten, sobald als möglich zu ihm zurück zu kehren. Der junge Graf, obwohl er mit Dankbarkeit die Zuneigung erwiederte, die ihm so unverholen entgegen kam, wurde bestürzt über die Weichheit, die sein Oheim nicht beherrschen konnte; er fürchtete, um

die Gesundheit der Gräfin stehe es schlimmer, als man ihm sagte, und er nahm sich vor, sie wo möglich vor seiner Abreise noch zu sehen. Er verließ den Grafen, als Emilie eintrat, blieb aber im Vorzimmer, um durch diese die Erlaubniß zu erbitten, von seiner Tante Abschied zu nehmen.

Emilie richtete den Auftrag der Gräfin weinend aus. Es war ihr, als ob sie den Willen einer Sterbenden berichtete. Der Graf empfing das Paket mit bewegtem Gemüthe und erwiederte mit unbeherrschter Rührung, daß er dem Verlangen der Gräfin genau nachkommen werde. Er verschloß sich in sein Kabinet, sobald er allein war, um sein Wort zu erfüllen.

Als Emilie zur Gräfin zurückkehren wollte, traf sie auf den jungen Grafen, der ihr sein Anliegen vortrug; sie versprach ihm, seinen Wunsch der Gräfin mitzutheilen, machte ihm aber wenig Hoffnung zu dessen Erfüllung, weil die Kranke erklärt habe, daß sie zu schwach sei, selbst den Arzt zu sprechen, und vor allen Dingen Ruhe bedürfe. Es war also Emilien selbst überraschend, als die Gräfin nach kurzem Besinnen erklärte, daß sie den jungen Grafen sehen wollte, und Emilien bat, ihn sogleich herein zu führen. Dieser erschrak sichtlich, als er sich dem Lager der Kranken näherte und bemerkte, welche Verwüstung eine Nacht des Leidens hervorbringen kann. Die Gräfin bat ihn, sich neben ihr

Bett zu setzen, und sagte, indem sie ihm die Hand reichte: Sie wollen uns verlassen, mein lieber Vetter, ich weiß, es ist nothwendig und Ihre Reise läßt sich nicht aufschieben; aber ich bitte Sie, eilen Sie recht bald zu uns zurück. Ich weiß, Sie haben geglaubt, daß ich Ihnen den Weg zu dem Herzen des Grafen verschließe; Sie haben mir Unrecht gethan, es ist nie so gewesen; mein Unrecht gegen Sie besteht einzig darin, daß ich mich zu selbstsüchtig in meinen eigenen Gram verloren habe und deßwegen nicht an die Verwandten meines Gemahls dachte; dieß Unrecht bitte ich Ihnen ab. Wenn Sie zurückkommen, werden Sie mich vielleicht besser finden, und dann, hoffe ich, werden Sie sich wohl in dem Hause liebevoller Verwandten fühlen, und jedes Mißtrauen gegen mich und den Grafen wird schwinden. Vielleicht aber finden Sie mich bei Ihrer Rückkehr nicht mehr, vielleicht sind dann schon alle meine Leiden geendigt; dann, mein theurer Vetter, dann bringen Sie ein kindliches Herz für Ihren Oheim mit und lassen Sie ihn fühlen, daß er nicht verarmt an Liebe ist, wenn auch mein Herz nicht mehr für ihn schlägt.

Der junge Graf wollte antworten, aber die Wehmuth beherrschte seine Stimme. Die Gräfin schien ihm so krank, daß er in der That fürchtete, dieß seien die letzten Worte, welche dieser Mund jemals zu ihm sprechen würde; er beugte

sich über ihre Hand und benetzte sie mit heißen Thränen, indem er sie küßte. Lassen Sie uns jetzt scheiden, sagte die Kranke, indem sie die Hand des jungen Mannes schwach drückte. Ich darf nicht die letzten Kräfte meines Lebens in Rührung und Wehmuth auflösen, ich muß mich sammeln, um wenigstens noch ein Mal meinen Gemahl sprechen zu können. Nicht wahr, Ihr Versprechen habe ich, Sie werden sich mit Liebe an sein edles Herz schließen? Es soll die Aufgabe meines Lebens sein, rief der junge Graf, sein Wohlwollen zu verdienen. So leben Sie nun wohl, sagte die Kranke, vielleicht sehen wir uns wieder.

Der Himmel kann nicht so grausam sein, erwiederte der junge Graf, er wird uns allen Ihr theures Leben erhalten.

So lassen Sie uns denn in dieser Hoffnung scheiden, sagte die Kranke mit matter Stimme, und Emilie führte den jungen Grafen hinaus, der seine Bewegung nicht beherrschen konnte und in seine Begleiterin drang, ihm zu sagen, welche Hoffnung sie hege. Diese antwortete ihm nur mit Thränen und deutete mit der Hand nach oben, zum Zeichen, daß sie nur vom Himmel Hülfe erwarte. St. Julien hatte sich einige Mal im Vorzimmer der Gräfin gezeigt, um nach ihrem Befinden zu fragen, jetzt traf er auf den jungen Grafen, und dieser theilte ihm in heftiger Bewegung

die Unterredung mit, die er eben mit seiner Tante gehabt hatte. Beide Freunde trennten sich hierauf mit Thränen, und der junge Graf beschwor St. Julien, ihm einen Eilboten zu schicken, wenn der Zustand der Gräfin schlimmer werden sollte, da er aus Rücksicht für seine Eltern seine Reise nicht aufschieben dürfe.

St. Julien suchte den Grafen auf, um in dessen Nähe Trost in der quälenden Unruhe zu finden, die ihn zu zerstören drohte; dieser hatte sich in sein Kabinet verschlossen und war für Niemand zugänglich. Der bekümmerte junge Mann schlich nun zu Dúbois, der ihn dadurch einiger Maßen aufrichtete, daß er ihm vertraute, wie die Gräfin schon oft in so bedenklichem Zustande gewesen sei, daß ihr aber Gott jedes Mal die wunderbare Kraft gewährt habe, sich durch den starken Willen der Seele wieder zu erheben, und daß er auch dieß Mal nicht verzage, wiewohl er zu den Mitteln des Arztes nicht das mindeste Vertrauen habe.

So schwach dieser Trost auch war, so ergriff ihn St. Julien doch als eine sichere Hoffnung; er konnte den Gedanken nicht fassen, daß die Gräfin aus dem Leben scheiden sollte; es schien ihm, als würden dadurch die Wurzeln seines eignen Daseins gestört.

Dúbois kehrte nach dem Vorzimmer der Kranken zu-

rück und St. Julien begleitete ihn. Auf die leise Frage des Haushofmeisters erwiederte Emilie, die Gräfin sei ruhig, wolle aber Niemanden sprechen, als den Grafen, und auch diesen nur, wenn er von selbst käme, rufen sollte ihn Niemand. Der junge Mann hörte die ihm so theure Stimme, die Jederman den Eintritt versagte, er schlich also hinweg und suchte auf einem langen einsamen Spaziergange sein klopfendes Herz zu beruhigen.

Der Graf hatte das Packet aus Emiliens Händen empfangen, er hatte sich in sein Kabinet verschlossen, um es sogleich, wie seine Gemahlin es wünschte, zu lesen, und dennoch kam es ihm seltsam und fremd vor, daß er sich mit todten Buchstaben beschäftigen sollte, in den Augenblicken, da die Krankheit des theuersten Wesens ihm die Seele mit so lebhafter Unruhe erfüllte. Warum sollte er überhaupt lesen, was sie ihm mit wenigen Worten sagen konnte? In allen Dingen, auch hierin, schloß er seine Betrachtungen endlich, will ich ihr meine Liebe beweisen, ich will jedes andere Gefühl beherrschen, jeden anderen Gedanken verbannen und thun, was sie von mir fordert. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch, löste das Siegel, entfaltete die Blätter und las Folgendes:

II.

Wenn dieſe Blätter in die Hände meines Gemahls fallen, hob die Handſchrift der Gräfin an, dann hat vielleicht das Herz aufgehört zu ſchlagen, das ihn ſo innig liebte und ehrte, und dennoch nie den Muth finden konnte, ihn in die Tiefe des Jammers blicken zu laſſen, an dem es verblutete. Ach! nur zu gewiß iſt es, die erſte Falſchheit führt unſägliche Verwirrung herbei und kettet ein Unrecht an das andere. Hätte ich ſprechen dürfen vor unſerer Verbindung, wie mein Gefühl mich trieb', ich hätte mir ſelbſt und auch dem theuerſten Freunde meines Herzens all den Kummer erſpart, der aus dem Gefühle entſpringen mußte, daß ich ihn fortwährend über mich täuſchte. Hätte ich auch ſpäter geredet, ſo wäre dann vielleicht die Innigkeit auch eingetreten, die mir den dornenvollen Pfad des Lebens erleichtert hätte, aber die Furcht, daß mein theurer Gemal das erſte Verſchweigen nicht verzeihen würde, ſchloß fortwährend meine Lippen, und wir wandelten durch meine Schuld zwar neben einander, aber nicht mit einander auf dem Pfade des Lebens. Der tiefe Schmerz über dieß Unglück und über mein Unrecht, wodurch es herbei geführt worden iſt, beſtimmt mich, alle erlittenen Qualen noch ein Mal durchzufühlen und dieſen Blättern meine Leiden zu vertrauen, damit

sie ein Mal, wenn auch erst nach meinem Tode, meinen Gemahl das Wesen ganz kennen lehren, das so unglücklich an seiner Seite wandelte und ach! in der Verbindung mit ihm so glücklich hätte sein können, wenn sein früheres Leben sich hätte anders gestalten wollen. Sein großmüthiges Herz wird dann vielleicht meine Qual beweinen und das Verschweigen dieser Qual verzeihen.

Ich muß, um über mich selbst vollkommenen Aufschluß zu geben, der Jugend meiner Eltern erwähnen. Mein Vater war in seiner Jugend ein schöner Mann; er war einer der reicheren Edelleute und seine Umgebung hielt ihn für liebenswürdig. Ich habe kein Urtheil darüber, denn ich habe ihn in so früher Kindheit verloren, daß sein Bild nur schwach in meiner Erinnerung dämmert. Er war Protestant, und die Aufklärung, die in der Zeit seiner Jugend sich aller ausgezeichneten Menschen bemeisterte, ergriff auch ihn und ließ ihn in aller Religion nur eine weltliche Anstalt sehen, durch welche die Moralität des Volks erhalten und den Fürsten das Regieren erleichtert würde; bei diesen Gesinnungen fiel es ihm nicht ein, daß die Religion jemals ein Hinderniß seiner Wünsche sein könnte, und er überließ sich der Liebe zu meiner Mutter, ohne nur daran zu denken, daß sie der katholischen Kirche angehörte.

Meine Mutter war von beschränkten Eltern geboren,

und ihre Erziehung wurde durch den Beichtvater ihrer Mutter geleitet; also war es begreiflich, daß sie nur einen Weg zur Seligkeit kannte und außerhalb ihrer Kirche nur Verderben erblickte. Mein Vater setzte seine Bewerbungen fort und fand selbst Mittel, den einflußreichen Beichtvater für sich zu gewinnen, indem er mit jugendlichem Leichtsinn den beschränkten Priester hoffen ließ, die Verbindung mit meiner Mutter könne ihn wohl bestimmen, sich in den Schooß der katholischen Kirche in der Zukunft aufnehmen zu lassen; nur jetzt, gab er zu verstehen, machten es ihm weltliche Rücksichten unmöglich, daran zu denken. Er erlaubte sich diese Falschheit ohne Vorwürfe seines Gewissens, denn ihm war die Religion überhaupt gleichgültig, und er betrachtete es als ein unschuldiges Mittel, seinen Zweck zu erreichen, wenn er auf diese Weise einen Priester und durch ihn meine Mutter hinterging.

Es ist natürlich, daß die Neigung meiner Mutter für meinen Vater mächtig in ihrem Herzen wuchs, da die Hoffnung sich damit verband, sein ewiges, wie sein zeitliches Glück zu begründen, und es ist begreiflich, daß auch die Eltern bald für einen Plan gewonnen wurden, den der Beichtvater unterstützte. Mein Vater hütete sich den Hoffnungen auf seine Bekehrung zu widersprechen und ließ alle Schritte geschehen, ohne eine andere Ansicht über die Religion der

Kinder auszusprechen, die aus dieser Ehe entspringen könnten, als die, welche von seinen Schwiegereltern angenommen wurde, und diese glaubten, daß die Kinder eines Mannes, der selbst sich mit der katholischen Kirche vereinigen wollte, nicht anders, als in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen werden könnten.

Mit dieser Falschheit von der einen und Beschränktheit von der andern Seite wurde die Verbindung geschlossen, und meine Mutter sah wenige Wochen nach ihrer Vermählung trotz der Beschränktheit des Geistes, in der man sie hatte aufwachsen lassen, daß an eine Bekehrung meines Vaters nicht zu denken sei, und er verwundete ihr Herz, wenn er sich schonungslos darüber zu scherzen erlaubte, durch welche Mittel er sie gewonnen habe. Die Gesellschaft meines Vaters bestand aus jungen Leuten, die mehr oder weniger seinen Meinungen über Religion anhingen, und meine Mutter mußte oft Gespräche anhören, von denen sie in frommer Einfalt glaubte, ihr frevelhafter Inhalt müsse das Feuer des Zornes vom Himmel herunter auf die sträflichen Häupter der Leichtsinnigen rufen.

Mit Schmerzen sah der Beichtvater, wie gröblich er sich hatte täuschen lassen, und die Eltern der unglücklichen Frau suchten durch fromme Werke den Himmel wegen ihres Irrthums zu versöhnen. In dieser Lage der Dinge wurde die

Schwangerschaft meiner Mutter fast wie ein Unglück betrachtet, denn man fürchtete mit Recht, daß auch die Kinder der katholischen Kirche würden entzogen werden und so auch diese Seelen verloren gehen würden. Indeß wurde es nothwendig, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, und wie man es befürchtet hatte, lachte mein Vater nur über die Hoffnung, daß er die Erlaubniß geben würde, seine Kinder katholisch zu erziehen. Man bediente sich selbst der List, um ihn dazu zu vermögen, sein stillschweigend gegebenes Versprechen zu erfüllen, indem man ihm vorstellte, da ihm alle Religion gleichgültig sei, so könne er ja leicht zugeben, daß die Mutter, die sich nicht zu seinen Ansichten erheben könne, den Trost habe, daß die Kinder ihren Glauben theilten. Mein Vater stellte die weltlichen Nachtheile dagegen auf, die seinen Kindern aus dem Bekenntnisse der katholischen Religion erwachsen müßten, und nach langem Unterhandeln konnte endlich nur mit Mühe erreicht werden, daß die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter aber dem Glauben der Mutter folgen sollten.

Jetzt stiegen eifrige Gebete zum Himmel empor, das Kind, welches meine Mutter noch unter ihrem Herzen trug, möge eine Tochter sein, ganz entgegen den gewöhnlichen Wünschen der Familien, die einen Sohn eifriger als eine Tochter zu erbitten pflegen. Auch diese Gebete erhörte der

Himmel nicht, und das Entzücken der jungen Mutter war mit Schmerz vermischt, als man ihr nach überstandener Qual den neugebornen Sohn hinreichte. Die Freude des Vaters war laut und heftig, ein glänzendes Fest sollte die Taufe des Neugebornen verherrlichen, und mit innerlichem Schauder sahen Mutter und Schwiegereltern den protestantischen Prediger die heilige Handlung verrichten. Der Beichtvater meiner Mutter tröstete sie mit dem Gedanken, daß noch nichts verloren sei, weil die Taufe, in welcher Kirche sie auch gefeiert werde, immer die gleiche Gültigkeit habe und es immer noch in der Macht meiner Mutter stände, die junge Seele dem wahren Heile zuzuwenden.

Dieser Gedanke entzündete eine neue Hoffnung in der Brust der unglücklichen Frau und wendete ihre leidenschaftliche Liebe dem Kinde zu, dessen Seelenheil sie gefährdet wähnte. Wenn sie in blinder Zärtlichkeit sich ganz dem Kinde hingab, alle seine Wünsche befriedigte, selbst die, welche der verkehrteste Eigensinn aussprach, so täuschte sie sich selbst und bildete sich ein, es geschähe, um sich die Liebe des Sohnes um jeden Preis zu erhalten, um ihn durch diese Liebe später zum wahren Heil zu leiten; es entging ihr der Widerspruch, daß sie den später leiten wollte, von dem sie sich schon als Kind völlig beherrschen ließ. Mein Vater zog das Kind ebenfalls an sich, weil er ihn mit dem gewöhnlichen Stolz

der Väter als Fortpflanzer seines Namens betrachtete, und weil er den Plänen der Mutter, die er gar wohl bemerkte, entgegen wirken wollte, und so kam es, daß dieses Kind im frühesten Alter der unumschränkte Gebieter des Hauses war, dessen eigensinnigste Launen auch die Bedienten als Befehle zu betrachten sich gewöhnten.

So verwöhnt war dieses Kind sechs Jahre alt geworden, und als meine Eltern die Aussicht auf weitere Nachkommenschaft schon fast aufgeben zu müssen glaubten, fühlte meine Mutter zum zweiten Male die Hoffnung, einem Kinde das Dasein zu geben. War schon bei der ersten Schwangerschaft das Flehen um eine Tochter inbrünstig gewesen, so wurden jetzt weder Gebete noch Gelübde gespart, und meine Mutter gelobte dem Himmel, Falls er ihr eine Tochter schenken würde, sie dem Dienste des Himmels zu weihen, um in ununterbrochenen Gebeten die Bekehrung des Vaters wie des Bruders zu erflehen.

Dieß Mal wurden ihre frommen Wünsche erhört, und ich Unglückliche erblickte das Licht des Tages. Meine Mutter empfing mich mit Entzücken in ihren Armen, aber nicht als ein Kind legte sie mich an die mütterliche Brust, sondern als ein Sühnopfer, welches sie wähnte vom Himmel errungen zu haben; nicht um mein selbst Willen widmete sie mir ihre Sorge und Pflege, sondern weil ich nun da war, um

ein ganzes Leben hindurch für einen begünstigten Bruder zu beten. Auch mein Vater begrüßte meinen Eintritt in's Leben nicht mit Liebe; er blickte mit Kälte auf mich, weil er die ihm unangenehme Verpflichtung hatte, mich in der katholischen Kirche erziehen zu lassen, denn es ging ihm, wie vielen Freigeistern, die ich später kennen lernte, die alle Religion hinwegspotten wollten und doch ihren Geist von den Fesseln nicht lösen konnten, in denen die Sekte sie hielt, in der sie geboren waren.

War die Feierlichkeit bei der Taufe meines Bruders groß gewesen, so wurde um so stiller die heilige Handlung begangen, die mich auf katholische Weise zur Christin weihte. Da mein Vater mich der Erziehung meiner Mutter und dem Einflusse ihres Beichtvaters überlassen mußte, so gewöhnte er sich, mich von der Geburt an als ein seiner nicht würdiges Wesen anzusehen, und betrachtete um so mehr meinen Bruder als seinen Stolz und sein Eigenthum, und so kam es denn, daß meine Erziehung von der frühesten Kindheit an ganz so eingerichtet wurde, daß ich dem Zwecke, wozu man mich bestimmte, einem Bruder das Heil zu erringen, einst vollkommen entsprechen könnte.

Ich war kaum fünf Jahre alt, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde das Leben meines Vaters in Gefahr brachte. Es war ihm nicht entgangen, welche Pläne meine

Mutter mit mir hatte, ob er gleich nicht ahnete, daß ich geopfert werden sollte, um seine eigene wie meines Bruders Bekehrung zu erbeten; da ich aber seinem Gefühl völlig fremd blieb und er alle Neigung allein seinem Sohne zuwendete, so war ihm der Plan meiner Mutter in sofern lieb, als meinem Bruder dadurch der ungetheilte Besitz des Vermögens gesichert wurde, welches durch die Verwaltung meines Vaters bedeutend war vermindert worden. Da ihm der gefährliche Zustand seiner Gesundheit nicht verborgen bleiben konnte, ob er gleich von den Aerzten noch einige Zeit nach dem unglücklichen Sturze erhalten wurde, so richtete er sein Testament ganz zum Vortheile meines Bruders ein, und da meine Mutter während seiner Krankheit einige Mal seine Bekehrung mit Hülfe des Beichtvaters versucht hatte, so erregte dieß nicht nur seinen Zorn, sondern auch die Sorge, daß nach seinem Tode derselbe Eifer für die Seele meines Bruders sich zeigen würde, und er ernannte einen Vormund aus der Zahl seiner Freunde, der meinen Bruder zu sich nehmen und seine Erziehung leiten sollte, damit, wie er unverholen äußerte, der Knabe nicht durch die Mutter den Händen der katholischen Priester übergeben werden möchte.

Meine unglückliche Mutter erfuhr also den doppelten Schlag des Geschickes, daß sie den Mann ihrer Liebe verlor, ohne, wie sie meinte, seine Seele gerettet zu haben, und daß

gleich nach dessen Tode ihr auch der Sohn entrissen wurde, um dessentwillen sie nur noch lebte.

Da es nun durch die Entfernung des Knaben der trauernden Mutter unmöglich gemacht wurde, unmittelbar für seine Bekehrung zu wirken, in welchem Gedanken sie einen schwachen Trost beim Tode des Mannes gefunden hatte, so blieb nichts übrig, als mittelbar durch ihr und mein Gebet dahin zu wirken, und ich wurde zu allen geistlichen Uebungen schon in dieser zarten Jugend angehalten.

Da es wie eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, daß mein Leben dem Dienste Gottes im Kloster geweiht sei, so hegte ich selbst auch keinen andern Gedanken, und da meine Mutter den Einfluß lebensfroher Gespielen fürchtete, so erzog sie mich in völliger Einsamkeit; ich sah beinah nur den Beichtvater und sie; und als Grund für diese Zurückgezogenheit wurde ohne Hehl meine Bestimmung zum Klosterleben angeführt, so daß ich nicht Theil nahm an den wenigen Gesellschaften, die meine Mutter besuchte, und auch das Gesellschaftszimmer verließ, wenn zuweilen Besuch bei uns erschien.

Ich fügte mich ohne Zwang und ohne Klage in diese Einsamkeit; ich lebte in Träumen, die meine Phantasie erzeugte; ich bildete mir innerlich ein wunderbares, reiches Leben und hielt mich so für alle äußeren Entbehrungen schadlos. Mein lebhafter Geist, der mit nichts genährt wurde,

mußte alle Beschäftigung in sich selber suchen und führte mich oft an die Gränze des Wahnsinnes, denn ich glaubte selbst an meine wachen Träume. Die einzige Störung dieses einsamen, träumerischen Lebens trat ein, wenn uns mein Bruder, von seinem Vormunde begleitet, besuchte. Der muntere Knabe verspottete die werdende Nonne, und wenn er prahlend von der Heiterkeit seines Lebens erzählte, so regte sich zuweilen die Sehnsucht in meiner Brust, Theil an seiner Freude zu nehmen. Auf meine Mutter machten diese Besuche, nach denen sie sich so heftig sehnte, jedes Mal den traurigsten Eindruck, und unsere Gebete in der Einsamkeit wurden verdoppelt, um eine Bekehrung zu erflehen, die immer zweifelhafter zu werden schien.

Mein Bruder hatte ungefähr das Alter von sechzehn Jahren erreicht, als ich bemerkte, daß sein Betragen gegen uns anders wurde. Er kam jetzt zuweilen allein, theils weil seinem Vormunde der Aufenthalt bei uns langweilig war, theils weil er glaubte, mein Bruder sei so befestigt in seinen religiösen Ansichten, daß die Mutter keinen Einfluß mehr auf ihn würde ausüben können. Diese Besuche gewährten dieser einen kaum mehr gehofften Trost; mein Bruder spottete nicht mehr über meine Bestimmung, ja er konnte mit Bewunderung von der Heiligkeit eines einsamen, Gott geweihten Lebens sprechen; er ließ in solchen

Stunden meine arme Mutter hoffen, daß, sobald er das mündige Alter erreicht haben würde, er sich in den Schooß der katholischen Kirche würde aufnehmen lassen, und es bedurfte keiner großen Ueberredung, um die Mutter und den Beichtvater zu überzeugen, daß diese frommen Gedanken vor dem Vormunde verborgen gehalten werden müßten, damit dieser nicht den Sohn auf's Neue von der Mutter trennte. Die arme Frau hatte sich ohne große Kunst von dem Manne täuschen lassen, der ihre Liebe gewann, und ließ sich nun noch bereitwilliger von einem Knaben hintergehen. Sie bemerkte es nicht, daß sie diese frommen Aeußerungen jedes Mal mit ansehnlichen Summen bezahlen mußte, die mein Bruder von ihren Ersparnissen empfing. Mein Vater hatte meiner Muter ein sehr mäßiges Einkommen bestimmt, da aber ihre Eltern in der Zwischenzeit gestorben waren, so hatte sie durch die ihr zugefallene Erbschaft bedeutendere Mittel, und mein Bruder hatte nicht so bald Kenntniß von diesem Zuwachs, als er ihn für sich benutzte, durch eine Heuchelei, die der Beweis einer großen Schlechtigkeit gewesen wäre, wenn er diesen Kunstgriff nicht mit kindischem Dünkel für das Zeichen eines starken Geistes gehalten hätte, der sich erlauben dürfte, die Schwachheit einer bigotten Mutter auf diese scherzhafte Weise zu benutzen.

So hatte mein Bruder nach und nach das ganze Erbe

meiner Mutter erhalten, ehe er sein mündiges Alter erreichte, und diese fing an die Entbehrungen zu fühlen, die sie sich aus Liebe für diesen Sohn selbst auferlegt hatte; doch machte ihr dieß keinen Kummer, denn für mich war gesorgt, indem ich aus der Welt schied, und sie selbst konnte dann bei dem geliebten, geretteten Sohne den Rest des Lebens in heiliger Freude hinbringen. Ich war noch sehr jung, aber ich sah mit Befremden die bedenklichen Mienen, die mein Bruder zu solchen Träumen machte, wenn sie ihm mitgetheilt wurden.

Ich war ungefähr funfzehn Jahr alt geworden, und meine Mutter fing sich an ernstlich darüber mit dem Beichtvater zu berathen, in welchem Kloster ich meine Probezeit hinbringen sollte, als ein Brief von einer Tante meiner Mutter ankam und unserem Leben eine neue Wendung gab. Diese Tante hatte sich mit einem bedeutenden Vermögen, die Schönheit der Natur zu genießen, nach der Schweiz zurückgezogen; sie war alt und kinderlos, und forderte meine Mutter auf, mit mir zu ihr zu kommen, damit sie ihr Leben nicht unter fremden Menschen endigen müsse, und versprach zugleich, wenn meine Mutter diesen Wunsch bereitwillig erfüllen wollte, sie zu ihrer einzigen Erbin zu ernennen.

Niemand unterstützte den Vorschlag dieser Tante eifriger als mein Bruder, und als meine Mutter die Besorgniß

äußerte, daß er, getrennt von ihr, wieder lau werden und seinen heiligen Vorsatz aufgeben könne, versicherte er, daß er uns nach der Schweiz folgen würde, wo er, ohne Aufsehn zu erregen, leichter noch als im Vaterlande dieß Verlangen seines eignen Herzens stillen könne. Diese Aeußerung war entscheidend, und wir begaben uns auf die Reise zu der alten, reichen, lebenssatten Tante, wie sie von meinem Bruder genannt wurde.

Ich hatte unser Haus beinah niemals verlassen, meine Spaziergänge erstreckten sich nicht weiter, als bis in unsern Garten, dessen geschorene Hecken und regelmäßig abgetheilte Blumenbeete mir weiter keine Abwechselung gewährten, als daß ich die Blumen blühen und verblühen sah, und doch hatte ich selbst in diesem beschränkten Raume in der Unschuld meines Herzens unsägliche Freude genossen. Waren doch die Sommerlüfte warm und lind, glänzte doch der Himmel über mir, dufteten mir doch die Blumen entgegen, und meine Phantasie füllte die Gänge mit wandelnden Gestalten; wache Träume der lieblichsten Art umfingen häufig meinen Geist in diesem Garten, und eine bunte Mährchenwelt umgaukelte mich.

Die angetretene Reise nun entführte mich aus der engbeschränkten, bekannten Welt und zeigte mir zum ersten Male eine großartige Natur. Schon unsere vaterländischen

Berge, unsere üppigen Thäler und rieselnden Bäche entzückten mein Herz, und ich dachte mit Beklemmung daran, daß ich von dieser herrlichen Welt scheiden sollte und wieder höchstens in einem beschränkten Garten würde verweilen dürfen. Aber als wir die Schweiz erreichten, war es, als ob mein Busen sich dehnte. Diese Seeen, diese Berge, diese Thäler weckten ein Gefühl des Lebens in mir, das mir bis dahin fremd gewesen; ich fühlte, daß ich da sei um mein selbst Willen, und konnte mich nicht mehr als ein Wesen betrachten, welches für Andere dahin gegeben werden dürfe, und leise im Herzen regte sich mir der Verdacht, ob mein Bruder auch solche Opfer verdiene. Mein trunkenes Auge schweifte unersättlich über Berg und Thal, und meine Seele sog das reinste Entzücken in sich. Aber indem ich mit himmlischer Wonne das Leben fühlte, welches sich so glänzend und neu vor mir ausbreitete, versprach ich mir innerlich, leise, aber fest, eine Welt nicht zu verlassen, deren Zauber, sobald ich ihn kennen lernte, so mächtig auf mich wirkte.

III.

Wir hatten Luzern erreicht, in dessen Nähe die Tante meiner Mutter ein herrlich gelegenes Landhaus bewohnte. Mit aufrichtiger Liebe wurden wir von der mehr als siebzigjährigen Frau empfangen, die das nahe Ende ihres ein-

fachen, schönen Lebens mit Ruhe und Heiterkeit erwartete, und sich durch die Gegenwart naher Verwandten gestärkt fühlte; aber dennoch ließ sich bald bemerken, daß ihre Hoffnung nicht vollkommen befriedigt war, und daß der beschränkte Geist meiner guten Mutter ihr die Unterhaltung nicht gewähren konnte, die sie in ihren einsamen Stunden durch das Beisammensein mit einer Verwandten erwartet hatte. Ihr wahrhaft frommer Sinn konnte eben so wenig damit zufrieden sein, daß ich schon vor meiner Geburt zum Opfer für einen Andern bestimmt war, und wenn sie die Ansichten meiner Mutter in dieser Hinsicht bekämpfte, so machte dieß deßhalb einen erschütternden Eindruck auf diese, weil sie keine frevelnde Freigeisterei bei ihrer Tante voraussetzen durfte, sondern sie in allen Handlungen ihres Lebens als fromme Katholikin verehren mußte.

Meine große Jugend erregte die Theilnahme dieser vortrefflichen Frau, und indem sie für meine Bildung zu sorgen beschloß und mich deßhalb mehr an sich zog, bemerkte sie mit Schrecken eine völlig verwahrloste Erziehung, und auf die Vorwürfe, welche sie meiner Mutter darüber machte, glaubte diese genügend mit der Frage antworten zu können, von welchem Nutzen mir weltliche Kenntnisse bei meinem künftigen Aufenthalte im Kloster sein könnten, und ob sie nicht im Gegentheil dazu dienen würden, in mir eine Sehn-

sucht nach der Welt zu erregen, die ich bestimmt sei zu verlassen. Die Tante suchte ihr die Gefahr auseinander zu setzen, die darin liege, wenn ein so lebhafter, feuriger Geist als der meine gar keine Nahrung erhielte und alle Hülfsquellen in der künftigen Einsamkeit nur in sich suchen müsse, worauf meine Mutter auf Beichte und Gebet als die sichersten Stützen der Seele hindeutete.

Die Tante gab bald jeden Streit über diesen Gegenstand auf und benutzte ihre Ueberlegenheit des Geistes, um für mich, ohne weiter zu fragen, Lehrer in allen nöthigen Wissenschaften anzunehmen, und da sie mich zugleich zu allen frommen Uebungen anhielt, die die Kirche vorschreibt, so konnte meine Mutter keinen Grund finden, sich einer Einrichtung zu widersetzen, von der die Tante behauptete, daß sie ihr eine erheiternde Beschäftigung im Alter gewähre.

Für mich begann in dieser Zeit ein so glückseliges Leben, daß vielleicht durch die Trunkenheit, in der mein Geist sich befand, alle Fähigkeiten meiner Seele erhöht wurden und so die Bewunderung meiner guten Tante erregten. Meine Mutter konnte mich hier nicht auf das Haus beschränken, denn die Herrin desselben begünstigte den Umgang mit Personen meines Alters, die in unserer Nähe lebten, und die anständige Freiheit der Sitten in der Schweiz erlaubten es uns, auf den nahen Bergen umher zu schweifen, und mit

den reinen Lüften sog ich die Kräfte des Lebens in mich; mein Geist erstarkte wie meine Glieder, meine Wangen rötheten sich, meine Augen leuchteten in der Fülle des Glücks und der Gesundheit. Die Zaubergärten der Poesie erschlossen sich um diese Zeit meinem Geiste und übten eine nie geahnete Gewalt auf meine Seele. Meine Mutter bemerkte mit Unruhe die Verwandlung, die mit mir vorging und die sie eine traurige Verweltlichung nannte; die Tante war in demselben Grade darüber erfreut.

Schon ehe wir in der Schweiz angekommen waren, hatte sich zwischen meiner Großtante und einem alten Franzosen ein freundliches Verhältniß gebildet, welches oft Beiden zum Trost gereicht hatte, der Tante in ihrer Einsamkeit und dem Franzosen in manchen Leiden der Gegenwart.

Herr Blainville, so nannte sich der alte Mann, hatte Frankreich verlassen müssen, weil sein vorurtheilsfreier Geist die Anzeichen der herannahenden Stürme erkannte.. Seine Stellung in der Nähe seines Monarchen hatte ihn vermocht, diesen auf seine gefährliche Lage aufmerksam zu machen und ihm die Möglichkeit des Unglücks zu zeigen, welches bald furchtbar hereinbrechen sollte. Anfangs verlacht wurde er bald angefeindet und als ein Anhänger verhaßter Systeme verdächtig gemacht, und er sah seine Freiheit um seiner treuen Anhänglichkeit Willen bedroht. Der entgegengesetzten

Partei war er ebenfalls verdächtig, weil er seinem Könige ergeben war, und so war er zu gleicher Zeit der Verfolgung des Hofes und dem Hasse des Volkes ausgesetzt, und hatte kaum noch Zeit, durch eine eilige Flucht einer Verhaftung zu entgehen, die sein Leben in Gefahr bringen konnte. Bei dieser unvorbereiteten Flucht konnte er nur sehr geringe Hülfsmittel mit sich nehmen, und er mußte mit seinem Vermögen einen Sohn und eine Tochter in Frankreich zurücklassen, für deren Schicksal er unaufhörlich fürchtete, und je deutlicher sich in den fortschreitenden Begebenheiten der Zeit erkennen ließ, daß er nur zu richtig die Uebel seines Vaterlandes voraus gesehen hatte, um so heftiger wurde seine Unruhe, und sein Herz wurde von den quälendsten Sorgen um das Schicksal seiner Kinder zerrissen, denn seine Phantasie spiegelte ihm die furchtbarsten Ereignisse vor. Es konnte seiner bejahrten Freundin nicht gelingen, ihn zu beruhigen. Eine furchtbare Revolution, pflegte er oft, wenn sie ihm Trost einsprechen wollte, zu sagen, bricht über mein unglückliches Vaterland herein, und ich weiß wohl, daß diese in der Zukunft für Frankreich, ja für ganz Europa die heilsamsten Früchte tragen kann, aber in der Gegenwart, wo alle Leidenschaften aufgeregt sind, wird sie wüthen wie ein furchtbarer Orkan, der zwar auch die Luft reiniget, aber Wehe dem, der ihm nicht ausweichen kann.

Endlich kam er eines Morgens mit triumphirender Miene in unser Haus, von einem jungen Manne begleitet, welchen meine würdige Großtante mit herzlicher Freude als den jungen Blainville begrüßte. Sie wünschte dem Vater aufrichtig Glück, daß durch die Ankunft des so heiß ersehnten Sohnes die Unruhe seines Herzens beendigt sei, und fragte den jungen Mann mit Theilnahme nach seiner Schwester. Er berichtete mit Kummer, daß es ihm unmöglich geworden sei, für die Schwester und sich Pässe zu erhalten, daß er gezwungen gewesen, sich ohne Paß über die Grenze zu schleichen, welches er nicht habe bewerkstelligen können, ohne Gefahren sich auszusetzen, denen ein junges Mädchen unmöglich könne preisgegeben werden; er habe also in Paris, wo sie verborgen und in Sicherheit leben könne, auf's Beste für sie gesorgt, und da er selbst bald zurück müsse, so hoffe er dann vielleicht Mittel zu finden, auch sie dem Vater zuzuführen.

Der junge Blainville schien durch meinen Anblick überrascht, und es war nicht zu verkennen, daß er sich vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an mit Innigkeit mir zuwendete; sein Vater schien seine Neigung durch seinen Beifall zu unterstützen, meine Großtante wirkte ihr nicht entgegen, und meine Mutter schien sie Anfangs nicht zu bemerken.

Wer jemals die Süßigkeit der Momente empfunden hat,

wenn zwei junge Herzen sich gegeneinander öffnen, um sich zu vereinigen, der wird es begreifen, daß es mir schien, als ob die Sonne nur in dem Herzen ruhte, deren glänzende Strahlen Alles um mich her beleuchteten und verschönten. Der alte würdige Blainville streichelte oft meine glühenden Wangen und nannte mich sein Kind, seine zweite Tochter, den Trost seines Alters. Ich begriff nicht, warum diese Schmeichelworte mir Thränen entlockten, und doch war ich so selig in diesen Thränen.

Meine Großtante und der alte Blainville hatten jetzt häufig lange Unterredungen mit einander, die ihre vertrauliche Freundschaft noch zu befestigen schienen, aber ich bemerkte, daß nach solchen Unterredungen die Tante oft besorgte Blicke auf meine Mutter richtete; endlich schien diese sich an die Gefühle ihrer Jugend zu erinnern, und sie begann die Gefahr, die ihren Plänen drohte, zu ahnen. Sie bereute nun das ihrer Tante gegebene Versprechen, mich nicht aus ihrer Nähe entfernen zu wollen, und wußte nicht, wie sie dieß erfüllen und doch zugleich ihrem Gelübde treu bleiben sollte. Endlich glaubte sie durch Aufrichtigkeit gegen Alle einem drohenden Uebel begegnen zu können. Sie ergriff also die erste schickliche Gelegenheit, um in des alten, wie des jungen Blainvilles Gegenwart zu erklären, daß sie mein Leben dem Heiland geweiht und mich deßhalb für das

Kloster bestimmt habe, und von ihrer gütigen Tante hoffe, daß sie mir erlauben würde, bald mein Probejahr anzutreten. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Erklärung auf den jungen Blainville. Ich sah ihn erbleichen und hielt meine strömenden Thränen nicht zurück, der alte Blainville sah verlegen auf die Tante, die einen etwas zornigen Blick auf die Nichte richtete; aber diese blickte triumphirend, wie nach einem gewonnenen Siege, umher.

Die schöne Ruhe war aus unserm Kreise gewichen, aber dennoch war nicht erreicht worden, was meine Mutter im frommen Eifer für ihre Kirche und aus blinder Liebe für meinen Bruder wollte. Ich suchte die Einsamkeit, aber nicht bloß um meinen Thränen Luft zu machen, sondern um mich auch in dem Vorsatze zu bestärken, mich nicht für meinen Bruder opfern zu lassen. Ich entwarf manche Pläne, wie ich mich dem alten Herrn Blainville anvertrauen und seinen Rath benutzen wollte, aber wenn ich mit ihm zusammentraf, konnte ich den Muth nicht dazu finden.

Der junge Blainville hatte bald meine einsamen Spaziergänge entdeckt, und eine Erklärung, die vielleicht ohne die Aeußerungen meiner Mutter unsere Schüchternheit noch lange zurückgehalten hätte, vereinigte nun auf das Festeste unsere Herzen; wir gelobten uns mit allem Ungestüm der Jugendliebe ewige Treue, und hofften von der Zeit, von der

Güte meiner Großtante, von dem Einflusse des alten Blainville unser Glück; aber freilich konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieser niemals einem Plane seine Zustimmung geben würde, der offenbar das Recht einer Mutter verletzt hätte; von dieser Mutter aber konnten wir weder durch Bitten, noch durch Thränen etwas zu gewinnen hoffen, da das vermeinte Seelenheil eines geliebten Sohnes ihr wichtiger war, als das irdische Glück einer wenig geliebten Tochter, und so schlossen sich alle unsere Unterredungen mit hoffnungslosen Thränen, und nur Eins ward jedes Mal von Neuem beschlossen, in unserer Liebe ohne Wanken auszuharren.

Ich hatte dem jungen Blainville meine Vermuthung anvertraut, daß mein Bruder durch eigennützige Absichten bei seinem Handeln geleitet würde, und daß er die Bekehrung selbst, auf die meine Mutter so inbrünstig hoffte, nur vorspiegele, um mich in's Kloster zu verstoßen und so auch noch das kleine Erbe zu behalten, welches mein Vater mir ausgesetzt hatte, und wir beklagten um so schmerzlicher die Blindheit der Mutter, die mich diesem Bruder opfern wollte, als unvermuthet er selbst erschien und seine Ankunft uns zum Trost gereichte, was wir am Wenigsten erwartet hätten.

Als die erste Freude der Bewillkommnung vorüber war, erschrak meine Mutter, ihren Sohn so verändert zu finden;

die Blüte der Jugend war von seinen Wangen schon abgestreift, seine Gestalt zusammengesunken, obgleich er kaum zwei und zwanzig Jahre alt war, und er schob die Schuld der traurigen Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, auf den vielen Kummer, den ihm sein Vormund verursache, der, wie er behauptete, seine Neigung zur katholischen Religion entdeckt habe. Er trieb die Heuchelei so weit, daß wenig fehlte, und meine Mutter hätte ihn für einen Märtyrer des Glaubens gehalten. Der alte Blainville, der die Welt besser kannte, als sie, vertraute der Tante nach wenigen Tagen, daß ihm der junge Mann ein leidenschaftlicher Spieler zu sein schiene.

Es ließ sich bald erkennen, daß mein Bruder neue Summen von meiner Mutter zu erhalten wünschte, und daß diese so bedeutend sein mußten, daß sie ihre Kräfte überstiegen, denn sein Mißmuth ließ sich eben so wenig, als ihre Thränen verhehlen. Da der alte Blainville die Verhältnisse meiner Familie kannte, so gab er seinem Sohne einen Rath, der unser Glück herbeiführte. In Folge dieses Rathes nämlich suchte der junge Blainville sich meinem Bruder zu nähern, er bot ihm die Hülfe, welche die Mutter nicht gewähren konnte, und übernahm es zugleich, mich zu verpflichten, auf mein kleines Erbe Verzicht zu leisten, wenn er die

Mutter dazu bestimmen könne, in unsere Verbindung zu willigen.

Mit welchem frohen Erstaunen wurde mein Herz erfüllt, als mein Bruder sich mir nun liebreich näherte und den frommen Wahn der Mutter beklagte, der ohne Schonung meine Jugend opfern wollte; er segnete den Gedanken, der ihn zu rechter Zeit herbeigeführt hätte, um ein solches Unglück zu verhindern. Mir klangen diese Worte in seinem Munde so fremd, daß ich ihn Anfangs mit Mißtrauen betrachtete; er lächelte und sagte: wirst Du denn niemals Zutrauen zu mir gewinnen, meine gute Schwester? Ich beförderte den Plan der Mutter, weil ich glaubte, ein geistliches Leben sei Dein wahrer Beruf, Deine eigene Wahl; da mich aber Blainville, der mehr Vertrauen zu mir hat, als Du, eines Besseren belehrt hat, so werde ich die Mutter noch heute bestimmen, Eure Hände in einander zu fügen.

Da ich keine Kenntniß davon hatte, durch welche Mittel Blainville meinen Bruder bestimmt hatte, unser Glück zu befördern, so warf ich mich mit Thränen der Reue in seine Arme; ich gestand ihm die nachtheiligen Gedanken, die ich über ihn genährt hatte; ich bat ihn dieser innerlichen Beleidigung wegen um Verzeihung; ich überhäufte ihn mit Dank und Liebe, und war unendlich beglückt, als er mir großmüthig verzieh und sich meine Liebe gefallen ließ. Ich

fürchtete nur noch, er würde die Mutter nicht bestimmen können. Laß das meine Sorge sein, erwiederte er mit einem beinah verächtlichen Lächeln.

Er verließ mich, um die Mutter sogleich zu sprechen. Mein Herz pochte, als ich in ihrem Zimmer Beide laut und heftig sprechen hörte, und ich erfuhr nachher, daß mein Bruder erklärt habe, er könne es nicht ertragen, daß ich um einer Einbildung Willen geopfert würde, denn um seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu erreichen, dazu bedürfe es dieses Opfers nicht, und mein Gebet für ihn würde eben so kräftig wirken, wenn ich auch keine Nonne, sondern Blainvilles Gattin würde. Er sei entschlossen, so bald er mündig geworden, zu der katholischen Kirche überzutreten, wenn meine Mutter ihre Einwilligung zu meiner Verbindung geben wolle, würde aber diese verweigert, so werde er einen feierlichen Eid leisten, als Protestant zu sterben. Diese Drohung wirkte, wie sie sollte, und bestimmte meine Mutter, sogleich den lang genährten Plan aufzugeben, und sie trat an der Hand des Bruders in den Saal, um mir dessen große Liebe, die nur mein Glück wolle, zu verkündigen. Sie ermahnte mich, die oft begangene Sünde zu bereuen, daß ich diesen edeln Bruder des Eigennutzes beschuldigt habe, denn wäre er eigennützig, schloß sie ihre Rede, so würde er mich nicht bestimmt haben, Dich zu verheirathen, was ihn

nöthigt, Dir Dein Erbe auszuzahlen, welches ihm geblieben wäre, wenn Du den geistlichen Stand erwählt hättest. Mein Bruder ließ es geschehen, daß ich ihm meine Reue noch ein Mal bezeigte, ja er duldete es, daß ich seine Hände dankbar küßte, die, wie ich wähnte, mich dem Leben zurück gaben.

Noch denselben Abend wurde ich mit dem jungen Blainville verlobt, und in wenigen Tagen sollte unsere Verbindung gefeiert werden. Wir waren beide viel zu entzückt und zu sehr mit unserm Glück beschäftigt, als daß wir uns über die Art gegen einander erklärt hätten, wie mein Bruder unser Wohlthäter geworden war; nur lächelte mein Verlobter, wenn ich die Liebe und Großmuth dieses Bruders pries.

Befremdend war es mir daher, als nach wenigen Tagen der alte Blainville mich in sein Kabinet führte und mich bat, eine Schrift zu unterzeichnen, worin ich auf jede Erbschaft meines Vaters zum Vortheil meines Bruders Verzicht leistete, mit der Bewilligung meines künftigen Gemahls und meines Schwiegervaters. Dieser versicherte mir, meines Bruders Verhältnisse machten dieß durchaus nothwendig, auch wollte er mir sogleich die Summe ersetzen. Ich zögerte nicht zu unterschreiben, aber die Täuschung war geendigt, ich wußte nun, daß nicht Liebe für mich meinen Bruder bewogen hatte, mein Glück zu befördern, und ich hörte es ohne Kummer, wie mein Schwiegervater hinzufügte, daß meines Bruders

schleunige Abreise so nöthig sei, daß er nicht Zeuge meiner Verbindung mit seinem Sohne würde sein können, da diese um eine Woche hätte aufgeschoben werden müssen, weil der Geistliche krank geworden sei, der, wie er und meine Großtante wünschten, den Segen über unsere Verbindung sprechen sollte.

In der That reiste mein Bruder nach zwei Tagen ab, nachdem er die Summe von Blainville erhalten, die ihm dieser zugesichert hatte. Mein Schwiegervater liebte seinen Sohn auf das Zärtlichste; er wollte nur sein Glück, und da er sah, daß dieß Glück ohne eine Verbindung mit mir nicht denkbar war, so that er Alles, um sie herbei zu führen; aber da er mächtige Feinde in Frankreich hatte, da ihm dort noch eine Tochter lebte, um derent Willen er selbst oder der Sohn dahin zurückkehren mußte, so war Vorsicht für ihn um so nöthiger, weil er, um seine Feinde zu täuschen, das Gerücht hatte verbreiten lassen, er sei gestorben. Er hatte also selbst einen Aufschub meiner Verbindung mit seinem Sohne veranlaßt, um meinen ungeduldigen Bruder zu entfernen, dem er seinen wahren Namen nicht anvertrauen wollte, der doch in diesem feierlichen Augenblicke genannt werden mußte. Meine Mutter, deren Verschwiegenheit er nicht vertraute, war nicht zu fürchten, denn sie selbst hatte erklärt, ihr Gefühl erlaube ihr nicht, bei meiner Trauung gegenwärtig zu sein; da es

ihre liebste Hoffnung gewesen sei, mich als eine Braut Christi zu sehen, so könne sie mich zwar segnen, aber jede irdische Verbindung nur beweinen.

Zu meinem Befremden bestritt Niemand diesen Vorsatz, und als ich mit Thränen meine Mutter bewegen wollte, ihren Entschluß zu ändern, führte mich meine Großtante hinweg und sagte: Laß Deine Mutter bei ihrem Entschlusse, es ist für Alle der beste, den sie hätte fassen können.

Der feierliche Tag war erschienen; die Trauung sollte in der Kirche eines nahen Dorfes stattfinden; meine Großtante begleitete mich dahin, Blainville kam in Begleitung seines Vaters und des Kammerdieners, den ich ihn immer wie einen Freund hatte behandeln sehen; dieß waren die Zeugen, die gegenwärtig sein sollten.

Meine Großtante sagte mir auf dem kurzen Wege: Ich habe Dich nicht lange allein sprechen können in diesen Tagen, weil ich nicht die Aufmerksamkeit Deiner Mutter erregen wollte, und so bleibt mir nun keine Zeit, Dich gehörig vorzubereiten, und ich muß Dich nur bitten, nicht überrascht zu sein, wenn der Geistliche, der Euch verbindet, nicht den Namen Blainville ausspricht, den Dein künftiger Gemahl und Dein Schwiegervater hier nur ihrer Sicherheit wegen führen; in ruhiger Stunde wirst Du alles Nöthige von Beiden selbst erfahren, ich kann Dich nur daran erinnern, daß Du den Mann

liebst und nicht den Namen, auch daß Niemand eine Täuschung beabsichtigt hat und in der gegenwärtigen schlimmen Zeit manche Vorsicht nöthig wird. Es kränkt mich, daß Du in diesem wichtigen Augenblicke durch andere Gedanken zerstreut wirst, da Du nur fromme haben solltest; aber doch konnte ich Dich nicht ganz unvorbereitet lassen.

Ich hatte mich noch nicht von meinem Erstaunen erholt, als unser Wagen vor dem Eingange des Kirchhofes hielt, der die kleine Kirche umgab. Mein Verlobter wartete hier auf mich und führte mich zur Kirche; mein Gemüth war wunderbar bewegt, das kleine Gefolge, die beinah heimliche Trauung, die Ungewißheit über den Namen meines künftigen Gemahls, Alles versetzte mich in eine so ängstliche Spannung, daß ich das Feierliche der Handlung kaum empfinden konnte und vor Allem darauf lauschte, welchen Namen der alte, ehrwürdige Geistliche aussprechen würde, um den Mann, der ihn führte, mit mir zu verbinden, und überrascht zuckte ich zusammen, als er ihn unter dem Namen Graf Evremont fragte, ob er mich zur Gefährtin seines Lebens wähle.

IV.

Bis hieher hatte der Graf mit Spannung zwar, aber doch mit ruhiger Aufmerksamkeit gelesen, der Name Evremont aber traf wie ein Blitzstrahl seinen Geist, die Blätter

entfielen seiner Hand, und die Erzählung des General Clairmont gewann in diesem Augenblicke ein furchtbares Licht.

Er sah seinen unglücklichen Freund auf dem Schaffot; er erblickte seine Gemahlin im Gedränge des Volks; er sah sie die weißen Arme erheben, sah den wahnsinnigen Ausdruck des Gesichts, er hörte innerlich ihren lauten durchdringenden Schrei und verhüllte, vor entsetzlichem Schmerze laut weinend, sein Gesicht, und, so wunderbar ist des Menschen Gemüth, in diesem ungeheuern Schmerze beklemmte doch zugleich die Beschämung seine Seele, sich seine Gemahlin so tief erniedrigt, vermischt mit dem Volke, als die Wittwe eines Hingerichteten zu denken. Er bedurfte eines langen Kampfes mit sich selber, ehe er so viel Fassung gewann, daß er die Blätter wieder ergreifen und diese unglückliche Geschichte weiter verfolgen konnte. Die Erinnerung, mit welcher Pein seine Gemahlin ihn erwarten würde, gab ihm endlich den Muth dazu, und er kehrte zu dem Inhalte der verhängnißvollen Blätter zurück und las, wie die Gräfin den Fortgang ihrer Geschichte folgendermaßen berichtete:

Mein Schwiegervater führte mich als die Gemahlin seines Sohnes in sein Haus und benutzte die erste ruhige Stunde, mir die Nothwendigkeit zu zeigen, seinen Namen zu verschweigen. Er hatte beschlossen, seinen Sohn keiner Gefahr mehr auszusetzen, sondern, sobald es sich thun ließe, selbst nach

Frankreich zurückzukehren, um seine Tochter und sein Vermögen in Sicherheit zu bringen, und er glaubte, er würde diesen Plan um so gefahrloser ausführen können, wenn Niemand seinen Tod bezweifelte. Ob ich gleich sehr jung war, sah ich die Wichtigkeit des Geheimnisses doch ein und begriff die Nothwendigkeit, alle unsicheren Zeugen bei meiner Trauung zu entfernen. Der alte Geistliche, welcher uns eingesegnet hatte, war der Beichtvater und Freund meines Schwiegervaters, also war auch auf dessen Verschwiegenheit zu zählen.

Ich war dem Herzen meiner Mutter niemals theuer gewesen, aber seit meiner Verheirathung behandelte sie mich völlig wie eine Fremde und richtete jeden zärtlichen, liebevollen Gedanken ohne Hehl auf meinen Bruder, dessen Mündigkeit sie sehnsüchtig herbeiwünschte, denn sie zweifelte nicht, daß er dann sein Versprechen erfüllen und seine Seele, wie sie es nannte, in Sicherheit bringen würde. Mich kränkte diese unverdiente Kälte, und dieß war der einzige Kummer, der damals wie ein Schatten zuweilen den hellen Glanz meines Glückes verdunkelte.

Ich empfand es eine kurze Zeit, wie glücklich der Mensch sein kann, um bald mit desto heftigerem Schmerz zu erfahren, welch furchtbares Leid das menschliche Herz zu ertragen vermag. Mein Schwiegervater liebte mich zärtlich und äußerte oft, wenn ein Franzose Frankreich vergessen könne, so

würde er sich hier, umgeben von unserer Liebe, vollkommen glücklich fühlen, besonders wenn er die Tochter erst mit uns vereinigt habe; aber ach! geliebte Kinder, seufzte er dann, der Himmel gewährt kein reines Glück, wir sind doch immer aus unserm Vaterlande verbannt. Der Sohn suchte ihn in solchen Stunden mit der Möglichkeit der Rückkehr zu trösten. Es wird die Zeit einmal kommen, erwiederte er dann wohl, Frankreich wird seine Kinder wieder zu sich rufen, aber ich werde diese Zeit nicht mehr erleben.

Unser stilles Glück wurde durch den Tod meiner trefflichen Großtante getrübt; sie endigte nach einer Krankheit von wenigen Stunden wie im sanften Schlummer ein wahrhaft frommes Leben. Gleich bei unserer Ankunft hatte sie meine Mutter für ihre einzige Erbin erklärt und, wie sie es versprochen hatte, ihr Testament diesem Zwecke gemäß eingerichtet. Später, als die treffliche Frau die ungerechte Vorliebe meiner Mutter für meinen Bruder bemerkte, wollte sie zu meinem Vortheile eine Aenderung treffen, die jedoch immer verschoben wurde, und so geschah es, daß der Tod sie überraschte und die frühere Anordnung in Kraft blieb. Ich beweinte die geliebte Frau, die mir mehr Mutterliebe erwiesen hatte, als die Mutter, die mich geboren hatte; aber das zärtliche Flehen meines Gemahls schmeichelte meinen Kummer hinweg, er erinnerte mich an die Pflichten gegen ihn,

gegen seinen Vater, und ach! an das Pfand unserer Zärtlichkeit, das noch unter meinem Herzen ruhte und dem sich meine Seele mit dunkler, ahnungsvoller Liebe zuneigte.

Meine Mutter meldete meinem Bruder den Tod der Tante und forderte ihn auf, zu kommen und ihr bei den nun eingetretenen Geschäften beizustehen. Wie wir es erwartet hatten, folgte er bereitwillig diesem Rufe, um für meine Mutter die Erbschaft in Empfang zu nehmen, und diese erstaunte, als dieß Geschäft nach einigen Wochen beendigt war, den Nachlaß ihrer Tante so gering zu finden, daß sie nicht auf das ihr von meinem Vater ausgesetzte Einkommen, wie es ihr Vorsatz war, zu Gunsten meines Bruders Verzicht leisten konnte.

Nachdem mein Bruder die Geschäfte meiner Mutter geordnet hatte, verließ er uns, um ein Jahr in Paris zuzubringen, und dann nach seiner Rückkehr wollte er sein Vermögen aus den Händen seines Vormundes empfangen und, wie meine Mutter hoffte, den lang genährten Vorsatz ausführen, sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen. Wir alle sahen ihn mit Vergnügen nach dem Lande seiner Sehnsucht abreisen, denn Paris war ihm der Mittelpunkt der Welt, das Ziel seiner glühenden Wünsche, und er hatte es bis jetzt nicht erreichen können, weil ihm sein Vormund standhaft die Mittel dazu verweigerte.

Wenige Wochen nach der Abreise meines Bruders wurde unser aller Glück erhöht, denn der Himmel schenkte mir einen Sohn, den der Großvater mit dankbaren Thränen gen Himmel hob, der Vater mit trunkenem Entzücken betrachtete und den ich, in selige Freude verloren, an meinen Busen drückte. Gewiß begleitet die Liebe einer Mutter den Sohn unwandelbar durch sein Leben, aber sie wird sich mit dem vorrückenden Alter in eine innige Freundschaft verwandeln, die wehmüthige Zärtlichkeit einer jungen Mutter aber, den rührenden Stolz, die ahnungsvolle Liebe, die trunkene Hoffnung auf eine glänzende Ferne, diese Gefühle kann nur dunkel ahnen, Wer sie nicht selbst erlebt hat.

Mein Schwiegervater hatte scheinbar zufällig den Geistlichen bei sich, der unsere Trauung vollzogen hatte; der Arzt, ein Freund, auf dessen Verschwiegenheit er ebenfalls zählen konnte, erklärte, das Kind sei so schwach, daß es sogleich getauft werden müsse, ehe meine Mutter eingeladen werden konnte, der heiligen Handlung beizuwohnen, und so waren mein Schwiegervater und der Arzt die einzigen Taufzeugen, und der neugeborne Evremont wurde in der Taufe Adolph genannt.

Meine Mutter schalt den Arzt unwissend, als sie das gesunde Kind erblickte, für dessen Leben er gezittert hatte,

und der gutmüthige Mann ließ sich lächelnd den Vorwurf gefallen und sagte, er danke Gott für seinen Irrthum.

Glück und Frieden, die seligste Ruhe umspielten mein Leben, und meine zagende Seele sträubte sich, die Erinnerung von diesem hellen Punkte meines Daseins abzuwenden, um sich in die dunkele Tiefe grausenvoller Verzweiflung zu versenken.

Mein Sohn war ungefähr ein Jahr alt geworden, ich hatte ihn selbst genährt, denn meine eifersüchtige Liebe würde es mit Neid betrachtet haben, wenn sein erstes Lächeln sich einem fremden Wesen zugewendet hätte. Eine Aufwärterin, die meiner Mutter aus Deutschland gefolgt war, hatte sich seit meiner Verheirathung in meinen Dienst begeben, und diese wurde nun die treue und sorgfältige Wärterin des Kindes. Um diese Zeit fing mein Schwiegervater an, an manchen Uebeln zu leiden, die zwar für ihn beschwerlich waren, aber doch nicht sein Leben zu verkürzen drohten, und wir hielten es für unsere Pflicht, ihm mehr als je unsere Liebe und unsere Dienste zu weihen, um ihm sein Schmerzenslager erträglicher zu machen, aber eine schlimme Nachricht schreckte uns alle aus der Ruhe des Herzens auf. Ein Freund meines Schwiegervaters hatte Frankreich neuerdings verlassen und brachte die Kunde, daß die Schwester meines Gemahls sich aus ihrem Schutzorte habe entfernen müssen, weil

ihre Beschützer selbst, um wieder sie verhängten Verfolgungen zu entgehen, aus Paris entflohen wären, ohne für ihre Schutzbefohlne zu sorgen. Die Schrecken der nahen Revolution fingen um diese Zeit an fühlbar zu werden, das Volk fing an seinen Haß gegen den Adel thätlich zu zeigen, schon schien seine Wuth Opfer zu fordern, und jeder, der nicht den Muth hatte, alle in früheren Jahrhunderten erworbene Vorrechte aufzugeben, suchte sein Haupt vor der drohenden Gefahr zu bergen. Wie viele Andere, so waren auch die Beschützer meiner Schwägerin entflohen, und man erfuhr in dieser Angst um ein geliebtes Wesen nur, daß eine alte Dienerin des Hauses sie bei sich in tiefster Verborgenheit aufgenommen habe. Mein Schwiegervater war in Verzweiflung, daß seine Krankheit eine Reise unmöglich machte, und es wurde nach langem Kampfe beschlossen, daß mein Gemahl zum Schutze der Schwester nach Frankreich zurückkehren sollte. Ich erklärte, mich nicht von ihm trennen zu wollen, aber die Vorstellungen meines Schwiegervaters, die Sorge für meinen Sohn, die Bitten meines Gemahls und vor Allem die Versicherung seiner baldigen Rückkehr bestimmte mich endlich, mich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und Evremont reiste, von schmerzlichen Thränen und heißen Segenswünschen begleitet, ab.

Ach! wie trübe wurden nun die Tage am Krankenlager

meines Schwiegervaters, dessen Zustand die Sorge um seine Kinder verschlimmerte; kaum gewährte mir das Lächeln der süßen Unschuld, mit dem mein Sohn seine dunkeln Augen zu mir erhob, einigen Trost! Die große Aehnlichkeit mit seinem Vater, den ich fern und in Gefahr wußte, erpreßte mir Thränen, so oft ich auf ihn blickte, und unser aller Angst wurde erhöht, als mein Bruder aus Frankreich zurückkehrte und alle Auftritte schilderte, die schon vorgefallen waren; aber dennoch hatte ihn Paris mit allen seinen Freuden so entzückt, daß er den Vorsatz aussprach, dahin zurück zu kehren, sobald er seine Geschäfte mit seiner Vormundschaft geendigt habe. Meine Mutter erinnerte ihn an seine Versprechungen, die ihr am Wichtigsten waren, und er erwiederte mit frechem Scherze, den die gute Mutter nicht verstand, Paris sei am Besten dazu geeignet, die Religion zu verändern, und sie sollte von ihm hören, sobald er wieder dort sein würde. Er beklagte es, daß er seinen Schwager nicht in Paris getroffen, und machte mir Vorwürfe, daß ich zurückgeblieben sei und so die Gelegenheit verloren habe, die Hauptstadt der Welt, wie er Paris nannte, kennen zu lernen.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei uns verließ uns mein Bruder, dem die trübe Einsamkeit, in der wir lebten, peinlich und langweilig war, und wir hörten nun nichts aus

Frankreich, als was uns öffentliche Blätter meldeten, denn ein Briefwechsel wäre unsicher und gefährlich gewesen, und in vielen verzweiflungsvollen Stunden glaubte ich, Evremont sei schon als Opfer gefallen, und ich sah, daß dieselbe Sorge an dem Leben meines Schwiegervaters nagte. Viele gewaltsame Auftritte waren schon vorgefallen; die Bastille war erstürmt worden, und immer kehrte mein Gemahl noch nicht zurück. Das Kind, welches er auf den Armen der Wärterin zurück gelassen hatte, fing an seine Kräfte zu entwickeln und lernte den Namen Vater lallen, indeß wir fürchteten, der Vater sei ihm schon verloren.

In solcher Qual waren uns mehr als achtzehn Monate verstrichen und die Hoffnungslosigkeit hatte alle Kräfte unseres Geistes gelähmt. Dazu gesellten sich andere Sorgen; die Hülfsmittel meines Schwiegervaters fingen an sich zu erschöpfen, und wir lebten einer kummervollen Ungewißheit der Zukunft in jedem Sinne entgegen.

Noch ein Mal leuchtete ein Strahl des Entzückens in unser dunkles Schicksal. Wir hatten einen kummervollen Tag, wie viele vorhergehende, vollbracht und überlegten in der Stille des Abends, welchen Gefahren Evremont vielleicht habe erliegen müssen, als die Thür sich öffnete, und der, für dessen Schicksal wir noch eben fürchteten, gesund und heiter hereintrat. O! Wer vermöchte die rührende Freude

zu beschreiben, mit welcher der greise Vater den in voller Kraft der Jugend und männlicher Schönheit blühenden Sohn in seine Arme schloß. Wer vermöchte mein Entzücken nachzufühlen, als der langersehnte Vater an das Lager seines Kindes trat und behutsam die rosige Wange des kleinen Schläfers küßte, um den süßen Schlummer des holden Lieblings nicht zu stören. Ja noch ein Mal umspielte die reinste Freude mein Herz, und die Thränen meines Entzückens vermischten sich mit den Tropfen, die Liebe und Rührung aus den Augen des geliebten Mannes preßten.

Als wir uns so weit gesammelt hatten, daß wir seine Mittheilung vernehmen konnten, berichtete mein Gemahl, daß er Alles in Paris viel besser gefunden habe, als wir hätten hoffen dürfen. Er habe dem Gerüchte, daß sein Vater gestorben sei, nicht widersprochen, um mit mehr Sicherheit und Ruhe für unser aller Wohl sorgen zu können, denn wenn auch die Hofpartei jetzt zu schwach sei, um meinem Schwiegervater zu schaden, so sei dagegen die Volkspartei viel mächtiger geworden, die sich einbilden könnte, sie wolle in seiner Person einen Feind ihrer Ansichten bestrafen. Er selbst hatte überall die beste Aufnahme gefunden, und er durfte hoffen, daß, wenn er schleunig zurückkehrte, man seine Entfernung nicht erfahren und ihn also nicht auf die Liste der Emigrirten bringen würde. Das gesammte Ver-

mögen wollte er dann nach und nach in Sicherheit zu bringen suchen, wie er schon Vieles von den liegenden Gründen veräußert habe und die Summen, die er nicht gleich baar hätte erhalten können, durch die Anweisung an einen Freund, dem der Vater vollkommen vertrauen konnte, sicher gestellt hätte. Bedeutende Summen, die er baar mitbrachte, erhöhten noch die allgemeine Zuversicht; auch beruhigte er den alten Vater über die zurückgebliebene Tochter, für deren Sicherheit ebenfalls gesorgt war.

Für mich war ein Schreckensklang in diesem Berichte; es wurde von meinem Gemahl mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß er bald wieder nach Paris zurückkehren müsse, und auch mein Schwiegervater sah dieß als nothwendig an. Der Gedanke an eine neue Trennung war mir fürchterlich. Die Erinnerung an alle Leiden, an die qualvolle Angst, an die Schreckniſſe, welche meine Phantasie mir vorgespiegelt hatte, erregte in mir ein solches Entsetzen, daß ich nicht den Muth hatte, alle diese Empfindungen noch ein Mal zu erleben, und ich beschloß im Stillen, mich nicht wieder von Evremont zu trennen.

Die Gespräche zwischen meinem Gemahl und seinem Vater berührten in dieser Zeit oft den Zustand äußerster Aufregung, in dem sich Frankreich damals befand, und Beide gaben zu, daß inmitten aller Ausschweifungen, zu denen

das Volk sich verleiten ließ, große Kräfte und herrliche Talente sich zu entwickeln begannen, und mein Gemahl machte den alten Vater oft darauf aufmerksam, daß sie von angestammten Vorrechten nicht mehr aufzugeben brauchten, um in Frankreich ungestört zu leben, als sie hier freiwillig aufopferten, um unter fremdem Himmel, vergessen, ein dunkles Dasein zu fristen.

So zärtlich der Vater den einzigen Sohn auch liebte, so konnte dieser doch niemals diese Seite berühren, wie behutsam er es auch that, ohne den alten Grafen Evremont auf's Schmerzlichste zu verwunden, der sich dann wohl zu heftigen Vorwürfen hinreißen ließ und meinen Gemahl beschuldigte, daß auch er sich dem allgemeinen Schwindel hingäbe, und aus Verkehrtheit des Herzens sich mit dem Pöbel zu vermischen und sein edles Blut zu beschimpfen strebe.

Wenige Gespräche reichten hin, um meinen Gemahl zu überzeugen, daß dieß ein Punkt sei, über den er mit dem Vater nie seine Ansicht theilen würde, und daß es daher besser sei, Gespräche dieser Art gänzlich zu meiden und Alles zu thun, um der Neigung des Vaters zu entsprechen.

So waren zwei Wochen vergangen, als mein Gemahl daran erinnerte, daß er seine Rückreise nach Frankreich antreten müsse, wenn er es vermeiden wolle, daß seine Abwesenheit nicht bemerkt würde. Mein Schwiegervater gab die

Nothwendigkeit mit einem tiefen Seufzer zu, und Evremont blickte mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzes auf mich. Dieser Blick gab mir den Muth, sogleich bestimmt zu erklären, daß ich mich nicht wieder von meinem Gemahl trennen würde.

Mein Schwiegervater hatte bemerkt, wie Viel ich während Evremonts Abwesenheit gelitten hatte, und lobte meinen Entschluß, der meinen Gemahl mit dankbarer Freude erfüllte. Nun wurde beschlossen, wir sollten die größte Behutsamkeit anwenden und uns den Weg offen lassen, Falls sich die Lage der Dinge geändert hätte, daß wir unter dem Namen Evremont nicht aufzutreten brauchten.

Der Arzt meines Schwiegervaters nahm den lebhaftesten Antheil an unserer Sicherheit und verschaffte uns Pässe, worin wir als eine Schweizerfamilie, Namens Blainville, bezeichnet wurden; und als es nun endlich zur Abreise kam, bestand der alte Graf Evremont darauf, daß sein alter erprobter Diener, der mehr sein Freund geworden, als sein Untergebener geblieben war, uns begleiten sollte, da seine Kenntniß von Paris, seine Einsicht und Treue uns von unschätzbarem Nutzen sein könne. Der gute Dübois trennte sich mit Thränen von seinem geliebten, leidenden Herrn, dessen Pflege er nun Fremden überlassen mußte, aber er erkannte es als Pflicht, bei dem gefährlichen Unternehmen des

jungen Grafen seinen Beistand nicht zu versagen, um wo möglich das Vermögen retten zu helfen und auch die Tochter in die Arme des Vaters zu führen.

Meiner Mutter mußte die Ursache unserer Reise verschwiegen werden, und hatte sie schon früher den sträflichen Leichtsinn meines Gemahls bitter getadelt, der ihn nach ihrer Meinung bestimmt hätte, Vater, Gattin und Kind zu verlassen, um sich in Paris allen Zerstreuungen hinzugeben, so konnte sie nun nicht Worte finden, die ihr hart genug schienen, um meine Lieblosigkeit zu schelten, die nun auch mich bestimmte, einem leichtsinnigen Gemahl zu folgen und einen leidenden Vater zu verlassen. Sie tadelte mit heftigen Worten dessen Schwäche, die ihn, wie sie glaubte, bestimmt hätte, seine Einwilligung zu einem unsinnigen Unternehmen zu geben, und ihr Unwille stieg auf's Höchste, als sie bemerkte, daß auch Dûbois mit uns gehen sollte und so der alte Mann ganz verlassen bliebe. Sie sagte mir mit Härte, sie habe immer geglaubt, da ich meine Pflicht gegen Gott nicht habe erfüllen wollen, daß ich gegen Menschen nicht gewissenhafter sein würde. So schieden wir, von dem Segen meines Schwiegervaters, von seinen eifrigen Gebeten begleitet, und von meiner Mutter mit Kälte und Unwillen entlassen.

Wir erreichten zwar ohne Hindernisse Paris, unsere

Pässe wurden überall als gültig anerkannt; aber wie ganz anders hatte sich hier Alles in dem kurzen Zeitraume während meines Gemahls Abwesenheit gestaltet. Die Erbitterung und die Zügellosigkeit des Volkes war auf's Höchste gestiegen. Der Adel wurde verfolgt, und Wer sein Vaterland verlassen hatte, wurde als ein des Todes schuldiger Verräther betrachtet, und auch Evremont war als ein solcher bezeichnet worden. Die noch nicht verkauften Grundstücke waren eingezogen worden, und sein Leben wurde bedroht. Wie segneten wir die Weisheit meines Schwiegervaters und seines Freundes, des wohlwollenden Arztes; wir konnten uns nun als die Familie Blainville durch Dübois Beistand eine einfache Wohnung in einer Vorstadt miethen und lebten hier als Bürger mit beschränkten Mitteln gänzlich zurückgezogen, so daß ich von den Herrlichkeiten der Hauptstadt der Welt, wie mein Bruder sie nannte, wenig bemerkte, und auch mein Gemahl verließ das Haus nur in der Dämmerung, von Dübois begleitet, um die nöthigen Geschäfte zu besorgen. Diese strenge Eingezogenheit wirkte nachtheilig auf die Gesundheit meines Sohnes, und der herbei gerufene Arzt rieth uns, den Liebling unseres Herzens, der bisher beinah immer in freier Luft gelebt hatte, auf ein Dorf zur Pflege zu geben, wie so viele Eltern in Paris es thäten, die für die Gesundheit ihrer Kinder besorgt wären. Er rühmte uns zu diesem

Zweck eine Wittwe an, deren Gewissenhaftigkeit er aus Erfahrung kannte.

Mein Herz blutete bei diesen Vorschlägen und ich sah mit Thränen auf meinen bleichen Knaben. Der Arzt verließ uns, und Dúbois stellte mir vor, daß ich der Gesundheit meines Sohnes dieß Opfer schuldig sei und in Gefahr geriethe, wenn ich es nicht bringen wollte, dieß liebliche Kind zu verlieren; auch sei die Lage meines Gemahls so gefährlich, daß man selbst nicht dem Arzte mit Sicherheit einen häufigen Zutritt in unser Haus gestatten könne, ohne Unvorsichtigkeit und Verrath fürchten zu müssen.

Ich fügte mich allen diesen Gründen, die Evremont lebhaft unterstützte, und gab das Kleinod meines Herzens dahin. Dúbois versicherte uns, daß er in Paris viel sicherer sei, als mein Gemahl, denn mehrere seiner ehemaligen Bekannten, ja selbst einige seiner Verwandten gehörten zu den heftigsten Jakobinern und waren als solche Magistratspersonen geworden, und sie hatten nicht so sehr alles menschliche Gefühl verloren, daß nicht ihr ehemaliger Freund und Verwandter einigen Schutz hätte finden sollen, aber ihr republikanischer Eifer ging so weit, daß er diesen nicht auf uns auszudehnen wagte.

Ach! wie schmerzlich blutete mein Herz, als ich mein Kind in Dúbois Arme legte, es war, als ahnete ich das

entsetzliche Unglück, von dem ich betroffen werden sollte, und der alte Mann war so ergriffen von meiner heftigen Rührung, daß er kaum vermochte, den als vernünftig erkannten Vorsatz auszuführen; doch siegte die Sorge für unsere Sicherheit über sein Mitleid und er trug mein Kind hinweg.

Der Zustand in Paris wurde immer trüber und ängstlicher. Wir wagten es nicht, am Tage meinen Sohn zu besuchen, und es konnte nicht fehlen, daß es der Wittwe auffallend erscheinen mußte, daß wir jedes Mal so spät Abends das Dorf erreichten, daß wir uns begnügen mußten, das schlummernde Kind zu betrachten, um uns von seinem Wohlsein zu überzeugen. Dubois warnte mich ernstlich vor der Gefahr, die hieraus für Evremont entspringen mußte, und auch diese Besuche durften nicht oft wiederholt werden.

Es wäre gefährlich gewesen, die Schwester meines Gemahls als Fräulein Evremont in unser Haus zu nehmen, es wurde also die Uebereinkunft getroffen, daß sie als Kammerjungfer bei mir scheinbar in Dienst treten sollte, und als solche lebte die schöne und reizende Adele seit einiger Zeit mit uns, und theilte unsere strenge Zurückgezogenheit; aber es ergab sich daraus eine Unannehmlichkeit, an die wir nicht gedacht hatten. Die Dienerin, welche mich begleitet hatte, hatte es schon sehr aufgebracht, daß der kleine Adolph ihrer Pflege entrissen worden war, und sie fand sich nun auf's Aeußerste

dadurch beleidigt, daß die neue Kammerjungfer Vorzüge genoß, die ihr nie zu Theil geworden waren, und welche diese nach ihrer Meinung gar nicht verdiente; auch tadelte sie mich laut darüber, daß ich jetzt noch eine Dienerin angenommen habe, da ich mein Kind nicht mehr bei mir hätte, und sie doch sehr gut mit allen Geschäften allein fertig geworden sei und das Kind auch noch gewartet habe. Es wäre diese schöne Einrichtung nur getroffen worden, weil wir nicht wüßten, wie wir Geld genug ausgeben sollten: kurz, sie ließ über diesen Gegenstand ihrer übeln Laune freien Lauf, und es bedurfte aller Klugheit und Gutmüthigkeit Dübois, um diese häuslichen Zwiste in den Schranken des Anstandes zu halten. Er beruhigte sie zuletzt damit, daß er ihr vorstellte, ich habe die junge Person zu mir genommen, um die französische Sprache zu üben, und so ließ sich endlich die treue, aber herrschsüchtige Dienerin die Gegenwart der vornehmen Mamsell gefallen, wie sie mit Bitterkeit die arme Adele nannte, und ihr Schelten über die Vermehrung unseres Hausstandes diente noch dazu, jeden möglichen Verdacht deßhalb von uns zu entfernen, denn sie hatte nur zu sehr das Bedürfniß, gegen Jedermann tadelnd darüber zu sprechen und die angeblichen Gründe zu einer so unnützen Ausgabe lächerlich zu machen.

Uns Allen waren diese Verhältnisse peinlich und jeder

sehnte sich darnach, die Rückreise anzutreten. Wir hatten uns bis jetzt frei von Verdacht erhalten, und selbst die Fragen, welche hin und wieder an unsere deutsche Dienerin waren gerichtet worden, konnten uns nicht beunruhigen, denn sie konnte nichts verrathen, weil sie uns selbst für das hielt, wofür wir in Paris galten.

So peinvoll waren zwei Jahre verstrichen, in welchen wir das Ungeheuerste erlebt hatten und nur wie durch ein Wunder ungefährdet geblieben waren. Mein Gemahl hoffte nun, nur noch eine kurze Zeit verweilen zu müssen, um auch einen großen Theil des Vermögens mit sich nehmen zu können, den ein treuer Freund seines Vaters ihm überliefern sollte, und schon traf Dúbois im Stillen alle Anstalten zur Abreise und hatte auch Hoffnung, einen Paß für die so genannte Kammerjungfer zu erhalten, die ebenfalls für eine Schweizerin angesehen werden sollte, und ach! mit welcher Sehnsucht schlugen Aller Herzen dem Augenblicke dieser Abreise entgegen.

Unser einziger Vertrauter, welcher die Geldgeschäfte für meinen Gemahl leitete, war das Haupt eines ansehnlichen Wechselhauses, und weil ihm mein Schwiegervater in früheren Zeiten die wichtigsten Dienste geleistet hatte, blieb er uns aufrichtig ergeben; aber so schlimm und gefahrvoll war die damalige Zeit, daß selbst er meinen Gemahl dringend

bat, nie am Tage ihn in seinem Komptoir sprechen zu wollen, weil er seinen Kassirern und Schreibern nicht das Leben eines theuern Freundes anvertrauen möge, Falls er von einem als Graf Evremont erkannt werden sollte. Deßhalb ging mein Gemahl auch zu ihm nur in der Abenddämmerung und sprach ihn dann nicht im Komptoir, sondern in seinem Zimmer.

So standen die Sachen, als ein unglückliches Geschick es wollte, daß mein Bruder zum zweiten Male in Paris erschien und unserem treuen Dübois auf der Straße begegnete; es ließ sich auf seine Erkundigung nicht abläugnen, daß wir noch in Paris wären, um so weniger, da ihm meine Mutter diese Nachricht schon mitgetheilt hatte, und eben so wenig konnte der alte Mann es vermeiden, diesen Bruder zu uns zu führen, wie er verlangte. Er that es mit klopfendem Herzen und fand nur darin einige Beruhigung, daß der Leichtsinnige selbst seinen Schwager nur unter dem Namen Blainville kannte.

Nach dem ersten Besuche meines Bruders, der uns alle in Schrecken setzte, wurden die Anstalten zur Abreise noch eifriger betrieben, denn außer der Sorge für uns selbst, erfüllte es uns mit Unruhe, wie er die zunehmende Schwäche des alten Evremont schilderte, und er that dieß ohne Schonung, weil er glaubte, daß uns diese Nachrichten keinen

Kummer verursachen würden, denn da wir, nach seiner und meiner Mutter Ansicht, den alten Mann um unseres Vergnügens Willen leichtsinnig verlassen hatten, so setzte er keine große Liebe für ihn bei uns voraus, und wir mußten seufzend schweigen, um uns durch unsere Vertheidigung nicht zu verrathen. Wir waren aber nun in unserer Zurückgezogenheit nicht mehr die Herren unserer Zeit; meine schöne Schwägerin, die reizende Adele, die mein Bruder für meine Kammerjungfer hielt, machte einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn, und er brachte beinah alle Tage in unserm Hause zu. Bei seinen häufigen Besuchen mußte es ihm auffallen, uns immer zu Hause zu treffen, und da er eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Adele und meinem Gemahle zu bemerken glaubte, so bildete er sich ein, daß diesen eine unerlaubte Neigung an das Haus fesselte, und daß ich meine Zimmer kaum verließe, um die Beiden nicht unbewacht zu lassen. Dieses eingebildete Verhältniß gab ihm Gelegenheit, auf unsere Kosten witzig zu sein, und wir mußten es geschehen lassen, um ihn nicht auf die rechte Spur zu leiten.

Endlich schien es, daß wir von dieser Qual erlöst werden sollten. Mein Bruder kündigte uns an, daß er seine Abreise beschlossen habe, weil seine Gegenwart erforderlich sei, um wichtige Geschäfte in Ansehung seines Vermögens zu beendigen. Es hatte sich ein Reisegefährte gefunden,

dem er sich anschließen wollte, und alle Umstände schienen uns günstig; er hatte schon Abschied genommen und wollte den Nachmittag des folgenden Tages reisen.

Wir saßen am Morgen dieses unglücklichen Tages ruhig bei einander, ohne irgend eine Ahnung einer schlimmen Zukunft, als mein Bruder blaß und verstört bei uns eintrat. Er mußte nach kurzem Zögern meinem Gemahl vertrauen, daß er die Nacht in einem jener berüchtigten Spielhäuser zugebracht und nicht nur alles verloren habe, was er besaß, sondern auch noch eine beträchtliche Summe schuldig sei; der, an den er sie verloren, begleitete ihn und erwartete im Vorzimmer die Zahlung, und er beschwor meinen Gemahl, ihn aus diesem Labyrinthe des Unglücks zu erretten, denn in der Hitze des Spiels, aufgereizt durch seinen Verlust und durch den in der Verzweiflung getrunkenen Wein, hatte er sich Reden erlaubt, die sein Verderben herbeiführen konnten, wenn er nicht schleunig den noch in seinen Händen befindlichen Paß zu seiner Abreise benutzen könnte.

Evremont übersah nicht nur die Größe der Gefahr, in der mein Bruder schwebte, sondern er erkannte auch, wie nachtheilig für uns die Verbindung mit ihm werden könne. Alle diese Gründe bestimmten ihn, ihm eine Anweisung auf jenen Banquier zu geben, dem er vertrauen durfte, und er hoffte, dieser würde die angewiesene Summe sogleich aus-

zahlen. Unglücklicher Weise war das Bedürfniß meines Bruders so bedeutend, daß aus bester Absicht der wohlwollende Freund die Auszahlung zu verzögern beschloß, um meinen Gemahl vielleicht von einem leichtsinnigen Schritte dadurch abzuhalten, denn die große Eile und die verstörte Miene meines Bruders erregten in ihm den Verdacht, die Güte meines Gemahls möchte gemißbraucht werden, und er erwiederte daher auf die dringende Forderung der Zahlung, er müsse sich erst mit dem Bürger Blainville berechnen, dann sei er bereit Zahlung zu leisten.

Wie ein Verzweifelnder kam mein Bruder, von seinem Gläubiger begleitet, zurück und beschwor meinen Gemahl, ihn sogleich zu dem Banquier zu begleiten und die verlangte Berechnung abzuschließen, damit er noch diesen Tag reisen könne, denn seiner erhitzten Einbildung schwebte Gefängniß und Guillotine unaufhörlich vor.

Da er die Unbescheidenheit gehabt hatte, seinen Gläubiger bei uns einzuführen, so sah Evremont, daß die Gefahr eben so groß sei, wenn er entschieden darauf beständе, die Berechnung erst am Abende vornehmen zu wollen, als wenn er es wagte, sich ein Mal am Tage bei seinem Geschäftsfreunde zu zeigen, denn im ersten Falle könnte der ihn begleitende Gläubiger meines Bruders leicht Verdacht daraus schöpfen, daß mein Gemahl sich nicht am Tage zeigen wolle.

Er beschloß also den unglücklichen Gang. Der wohlwollende Banquier richtete einen Blick des unwilligen Erstaunens auf meinen Gemahl, als er begleitet von meinem Bruder und dessen Gläubiger in seinem Komptoir erschien. Hätten Sie mir geschrieben, sagte er verdrüßlich, daß die Sache so dringend sei, so würde ich mich dazu verstanden haben, die Summe noch zu zahlen. Die Berechnung mit Ihnen kann ich jetzt nicht vornehmen, da mich andere Geschäfte drängen. Er gab seinem Kassirer Befehl, die Summe zu zahlen, und dieser that es stillschweigend, indem er kaum auf meinen Gemahl zu achten schien.

Wir athmeten frei, als wir meinen Bruder entfernt wußten, den Dübois hatte abreisen sehen. Dieser gute vorsichtige Mann ging den Nachmittag desselben Tages, um eine andere entlegene Wohnung für uns zu suchen, da er glaubte, daß es besser sei, nach den letzten Ereignissen einen von unserem jetzigen Wohnorte entfernten Theil von Paris aufzusuchen, wo wir wieder völlig unbekannt wären. Es war ein schöner, warmer Nachmittag; Adele war mit der deutschen Dienerin zu Fuß ausgegangen, um einige Kleinigkeiten zu kaufen und sich dabei ein wenig in der freien Luft zu bewegen; ich war mit Evremont im seligsten Frieden allein, und wir bildeten Pläne, wie wir nun bald in ungestörter Ruhe in der Schweiz unserm Glück und unserer Liebe

leben wollten; da auf einmal wurde ein Geräusch von vielen Tritten auf den Treppen laut, wir hörten mit Entsetzen das Getöse von Waffen; die Thür wurde aufgestoßen und Polizeibeamte drängten sich, von Wachen begleitet, in unsere friedliche Wohnung.

Ich war betäubt von dem furchtbaren Schreck; ich hörte nur dumpf, daß der Polizei-Beamte meinen Gemahl als Grafen Evremont verhaftete; dunkel wie im Traume sah ich, daß unsere Papiere versiegelt und weggenommen wurden; ich war innerlich erstarrt, ich fühlte in diesem Augenblicke nichts; als aber der Polizei-Beamte auch mich berührte, um mich als seine Gefangene zu bezeichnen, da zuckte ein so heftiger Schmerz durch meine Brust, daß ich leblos niedersiel.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich meinen Gemahl nicht mehr. Die Ungeheuer hatten ihn während meiner Ohnmacht von meiner Seite gerissen, und ich hatte nicht einmal den letzten traurigen Trost, von ihm Abschied zu nehmen. Meine furchtbare Verzweiflung rührte selbst diese täglichen Diener der Grausamkeit, sie suchten mich auf ihre Weise zu beruhigen und gaben mir zu verstehen, daß man mich zu Evremont führen, daß ich sein Gefängniß mit ihm theilen würde, und dieser Gedanke machte, daß ich ruhig wie ein Lamm folgte und mich führen ließ, wohin man wollte; dunkel schwebte mir der Tod als unvermeidlich vor, aber es

lag in diesem gräßlichen Augenblicke ein Trost in dem Gedanken, daß wir zusammen sterben würden. Auf der Straße vor unserer Wohnung hielt ein Wagen; ich stieg ohne Weigerung hinein und, diese Erinnerung ist mir noch jetzt beinah die fürchterlichste, ohne an mein Kind zu denken. Mich belehrte jetzt die Erfahrung, daß es einen so gewaltsamen Schmerz geben kann, der selbst die heiligsten Gefühle zu vernichten vermag, denn auf dem Wege nach dem Gefängnisse fiel es mir nicht ein einziges Mal ein, daß ich Mutter sei, nur die Angst um Evremont erfüllte meine ganze Seele.

Angelangt in diesem Orte des Grausens wurde ich beinah ohne Bewußtsein in ein großes, schwach erleuchtetes Gemach geführt, und dumpf hörte ich mit Schlössern und Riegeln die Thüre des traurigen Aufenthalts befestigen. Meine Augen schweiften irr umher, ich suchte die Gestalt meines Freundes und sah nur Weiber, die sich wie dunkle Schatten vor meinen Blicken bewegten und deren Klagen in verworrenem Getön mir unverständlich summten. Eine weinende Stimme erhob sich endlich lauter als die übrigen und rief mit schmerzlichem Tone: Ach meine armen Kinder! Dieses Wort gab mir Leben, um mein Unglück zu fühlen, und Bewußtsein, um seine gräßliche Tiefe zu erkennen. Mein Kind! rief ich in schmerzlicher Klage, mein Sohn! mein Gemahl! und Thränen bedeckten mein Gesicht.

Es waren um diese Zeit die Gefängnisse in Frankreich nicht allein mit Verbrechern angefüllt. Im Volke war nach langer Unterdrückung der unbändige Trieb nach Freiheit erwacht, dieser wurde oft mißleitet und die edelsten Opfer bluteten dem neuen Götzen. Es waren in diesem traurigen Aufenthalte einige Frauen, die mit wahrhafter Seelengröße ihr eignes Unglück und ihren wahrscheinlich nahen gewaltsamen Tod auf einige Zeit vergessen konnten, und das Loos einer neuen Leidensgefährtin zu erleichtern suchten. Man machte in einem Winkel des Gemachs ein Lager für mich zurecht; Jede trug von dem ihrigen dazu bei; man suchte vor allen Dingen meine irren Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu richten, man fragte mir die Geschichte meines Leidens ab, und ohne diesen menschenfreundlichen Beistand, den ich, von Tod und Grausen umgeben, fand, wäre ich wahrscheinlich verloren gewesen, und eine ewige Nacht des Wahnsinns hätte vielleicht meine Seele umfangen.

Wie lange ich an diesem Orte des Schreckens verweilte, weiß ich nicht. Ich hatte nicht Besonnenheit genug, die Tage des Jammers zu zählen; die Gefährtinnen meines Elends verminderten sich, ob sie die Freiheit erlangten, ob sie dem Tode hingegeben wurden, erfuhr ich nicht, ich gab in dumpfer Verzweiflung mich selbst verloren und wünschte den Tag herbei, an dem Frankreichs Boden auch mein unschul-

diges Blut trinken würde, und fürchtete doch zugleich seine Schrecken.

Eines Morgens öffnete sich der Kerker und ich wurde aufgefordert, mich vor meine Richter zu stellen. Verzweiflung und Krankheit hatten die Kräfte meines Körpers erschöpft, ich begriff kaum mehr, was man von mir wollte; ich fühlte nur noch dunkel, daß jetzt der Todestag gekommen sei, und schwankte einer Leiche ähnlich dahin, wo man mich vor meine sogenannten Richter stellte. Man that verschiedene Fragen, deren Sinn ich nicht mehr im Stande war zu begreifen. Ich gab vermuthlich Antworten, doch weiß ich nichts von ihrem Inhalte. Ich hatte nur noch so viel Besinnung, daß ich das Ganze für eine Förmlichkeit hielt, die voran gehen mußte, ehe man mein Todesurtheil ausspräche, und ich erwartete mit einer Art von Ruhe diesen Spruch und schrak verwundert zusammen, als man mich für unschuldig und frei erklärte. Mit starrer Verwunderung blickte ich auf meine Richter und blieb vor den Schranken stehen; man machte mir bemerklich, ich könne den Gerichtssaal verlassen und es sei schicklich dieß zu thun, und ich blickte trostlos umher, denn ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Da trafen meine Augen auf das treue Antlitz Dûbois, der sich zu mir drängte, meine Hand faßte und mich hinaus führte. Ich ließ es geschehen, und als die Luft des Him-

mels mich wieder anwehte, wollte ich reden, fragen; nur hier nicht, nur um Gottes Willen jetzt nicht, sagte der redliche Mann, und ich bemerkte nun, wie elend und abgemagert er aussah.

Er zog mich fort, er wollte einen Platz erreichen, um einen Wagen zu finden, da geriethen wir in ein Gedränge von Menschen, das uns gewaltsam mit sich fortschob. Dubois war nur mit mir beschäftigt, er suchte mir Platz zu machen, und ich, ermattet und geängstigt, hatte ein schwaches Verlangen, die Ursache des Gedränges zu erfahren. Ich blickte umher, mich blendete im hellen Sonnenscheine der Glanz von Waffen, ich bemerkte, daß durch diese Bewaffneten ein Raum von Menschen frei erhalten wurde, meine Augen trafen auf eine Maschine, die auf einer Erhöhung errichtet war und deren grausamen Gebrauch ich ahnete. Menschen standen auf dieser Erhöhung, und Gott im Himmel! ich erkannte meinen Gemahl. Einen Schrei der Angst stieß ich aus, vor dem ich selber erbebte, alle Kräfte strebten hin nach dem unglücklichen Opfer, dieß ist das letzte, was ich von meinem damaligen Zustande weiß.

V.

Ich weiß es nicht, wie lange ich, von Wahnsinn umfangen, mich selber und mein Kind nicht kannte. Ich er-

innere mich nur, daß ich eines Morgens, nach langem Schlaf, wie es mir schien, erwachte. Ich wollte mich erheben und fühlte zu meinem Erstaunen meine Glieder an mein Lager befestigt, ich blickte um mich und fand mich in einem kleinen, peinlichen Zimmer, vor dessen Fenstern Weinreben sich empor rankten, deren breite Blätter sich in der Seine wiegten, so daß ihr Schatten sich auf dem Lande bewegte. Neben dem einfachen Lager kniete ein alter Mann, der ein Gebetbuch in den Händen hielt und so eifrig betete, daß ihm die Thränen über die Wangen flossen. Ich blickte genau hin und strengte mein Gedächtniß an, um irgend etwas zu erkennen, wodurch ich an die Vergangenheit erinnert und die Gegenwart mir deutlich würde, denn mir war jede Erinnerung entschwunden. Nachdem ich den betenden Mann eine Weile betrachtet hatte, schien sich ein schwaches Licht in meinem Geiste aufzudrängen, und ich rief: Dübois! mit matter Stimme. O! nie werde ich es vergessen, mit welchem Ausdrucke seliger Freude der gute Mann mich ansah, wie inbrünstig er Gott dankte für dieß erste Zeichen wiederkehrender Besinnung. Ich fragte ihn, weßhalb man mich so quäle und mich an mein Lager befestigt habe. Mit Thränen winkte er eine Wärterin herbei, und man löste meine Bande auf.

Es erschien bald ein anderer Mann, in dem ich einen

Arzt erkannte; er zeigte sich über meinen verbesserten Zustand sehr erfreut und versicherte, daß kaum ein Rückfall zu befürchten und man nun berechtigt sei, bei meiner Jugend das Beste zu hoffen.

Als wir wieder allein waren, fragte ich den alten Dübois nach meinem Gemahl, und der Blick des Schmerzes, mit welchem er sich abwandte und stumm die Hände rang, gab mir Besinnung und Gefühl meines Leidens. Ich habe nie bestimmt erfahren, welche Mittel Dübois angewendet hat, um meine Freiheit zu bewirken; nur so viel habe ich nach und nach den Muth gehabt von ihm zu erfragen, daß sich zwei von seinen Verwandten unter den Richtern befanden, und daß er es deßhalb wagen durfte, seinen Bitten noch durch andere Mittel als durch Worte Nachdruck zu geben; aber nie hat er mir vertraut, wie groß die Opfer waren, die er für mein armes Leben gebracht hat. Auch für meinen unglücklichen Gemahl hatte er sich verwendet und Versprechungen erhalten, die ihn zu Hoffnungen berechtigten; er hatte es sogar erlangt, ihn im Gefängniß sprechen zu dürfen, und dort hatte Evremont, der sich über sein Schicksal nicht täuschte, ihm das feierliche Gelübde abgenommen, mich nie zu verlassen und sein Leben meinem Beistande zu widmen. Ein neuer Aufstand des Volkes hatte die schwache Hoffnung Dübois vernichtet; man gab alle Gefangene, die

es mit dem verhaßten Namen der Aristokraten bezeichnete, Preis, und Evremont fiel mit vielen Andern.

Die Jugend übte ihr Recht; meine Kräfte begannen zurück zu kehren, und wenn ich auch in den Gedanken an meinen Sohn keinen Trost finden konnte, so fühlte ich doch die Pflicht, für ihn zu leben. Ich bat also Dübois, ihn zu mir zu bringen, weil ja nun kein Grund der Trennung mehr sei; auch verlangte ich Adele zu sehen, und ich fühlte einen wehmüthigen Trost in der Hoffnung, mit der Schwester den Gemahl zu beweinen. Dübois suchte mich durch mancherlei Vorstellungen von meinen Wünschen abzuleiten und ihre Erfüllung weiter hinaus zu schieben. Ich litt selbst zu sehr, als daß ich gleich die Leiden des alten Mannes bei diesen Gesprächen hätte bemerken können; endlich aber konnte mir die ganze Tiefe meines unermeßlichen Unglücks nicht länger verborgen bleiben.

Dübois war an jenem unglücklichen Tage nach der Abreise meines Bruders erst spät, nachdem er eine seinen Wünschen entsprechende Wohnung gefunden hatte, in der Absicht zurückgekehrt, uns noch denselben Abend dorthin zu führen. Wie groß war sein Entsetzen, als er unsere Zimmer leer fand und von dem Herrn des Hauses unser unglückliches Schicksal erfuhr. Er dachte in diesem Augenblicke nur an Evremont und an mich. Als er den ersten Schmerz be-

herrscht und die nöthige Besinnung wiedergefunden hatte, suchte er Erkundigungen darüber einzuziehen, nach welchem Gefängnisse man uns gebracht habe, und sich dann den Weg zu unserer Befreiung zu bahnen. In diesen Anstrengungen gingen einige Wochen verloren, ehe er nur daran dachte, sich nach meinem Sohne zu erkundigen. Von meiner Schwägerin und der deutschen Dienerin glaubte er, daß sie mit uns verhaftet wären, und so erfuhr er von ihrem Schicksal nichts. Als der gute alte Mann nach unsäglichen Bemühungen endlich das gewisse Versprechen erhalten hatte, daß man mich des folgenden Tages unschuldig und frei sprechen würde, eilte er nach dem Dorfe, um meinen Sohn von seiner Pflegerin zurück zu nehmen und durch dessen Anblick mich zu ermuntern, das Leben mit Standhaftigkeit zu ertragen. Aber ach! der bittre Kelch des Leidens war noch nicht geleert; er mußte hier erfahren, daß die Wittwe, welche meinen Sohn verpflegt hatte, vor zwölf Tagen gestorben wäre, und Niemand wußte, was aus dem Kinde geworden sei, nur so viel wußten die Nachbaren zu sagen, daß sie während der letzten kurzen Krankheit der Wittwe kein Kind bei ihr bemerkt hatten. Alle ferneren Nachforschungen waren vergeblich, und es schien, als ob mit einem Schlage die ganze Familie Evremont vernichtet werden sollte. Mit diesem neuen entsetzlichen Schmerz in der Seele erschien der

gute Dübois im Gerichtssaale, um wenigstens mich in Sicherheit zu bringen, und es gehörte die Kraft der Religion dazu, die in seinem Herzen lebte, daß er nicht beim Anblicke des unglücklichen Endes seines geliebten Herrn den Verstand verlor und in der Nacht des Wahnsinns, die meine Seele umgab, mich noch unterstützen konnte.

Der herbeigerufene Arzt war zweifelhaft gewesen, ob nach den entsetzlichen Erschütterungen meine Vernunft jemals wiederkehren würde, und Dübois hatte den edelmüthigen Entschluß gefaßt, sein Leben meiner Pflege zu weihen. Da er aber glaubte, daß er mir nicht alle Bequemlichkeiten würde verschaffen können, so wollte er sich zu dem Banquier begeben, den er als Vertrauten der beiden Grafen Evremont kannte, um von ihm einige Summen für meine Bedürfnisse zu erhalten. Aber auch von hier kehrte er trostlos zurück; er konnte nur erfahren, daß wahrscheinlich der Kassirer, welcher meinem Bruder die verlangte Summe ausgezahlt, meinen Gemahl erkannt und als ein heftiger Jakobiner unsere Verhaftung veranlaßt habe; der Banquier selbst sei, sobald er diese erfahren, mit seinen Hauptbüchern und allen baaren Summen aus Paris verschwunden, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen.

So waren denn alle Hoffnungen untergegangen, und Dübois brachte alles zusammen, was er besaß, verkaufte

jede Sache von Werth und miethete eine kleine Wohnung in der Vorstadt, wohin er mich führte, indem er mich hier für seine Nichte ausgab. Die Fenster unserer Zimmer gingen in den an das Haus grenzenden Garten, und so war ich mit meinem Elende und meinem Pfleger ganz allein, und völlig von der Welt geschieden. Dübois hatte die Behutsamkeit, mich nach und nach mit dem ganzen Umfange meines Unglücks bekannt zu machen, und zugleich an die Pflicht zu erinnern, die ich habe, den Rest meines Daseins dazu anzuwenden, um dem alten Grafen Evremont den Trost zu gewähren, den er nur von mir nach dem Verluste aller seiner Hoffnungen erwarten könne. Er gab es zu, daß dieß die letzte Pflicht sei, die ich im Leben zu erfüllen habe, und billigte meine Absicht, aus der Welt alsdann mich zurück zu ziehen.

Mein großes Unglück hatte mich muthlos gemacht, und Gedanken, die früher meine Seele von sich gewiesen haben würde, beherrschten jetzt meinen Geist. Ich glaubte zuweilen, daß sich die Vorhersagung meiner Mutter erfüllt habe, die mir den Zorn Gottes verkündigt hatte, wenn ich ihr Gelübde unerfüllt ließe und mich dem Gott entzöge, dem sie mich geweiht hatte. Meine matten, kraftlosen Gedanken kehrten immer wieder zu dieser Vorstellung zurück, und ich beschloß, so bald mein Schwiegervater die Bahn seines trau-

rigen Lebens geendet haben und meines Beistandes nicht mehr bedürfen würde, das Gelübde meiner Mutter zu erfüllen. Ein einsam gelegenes Kloster, eine enge Zelle und ein dunkles Grab waren die Gegenstände meiner Sehnsucht, wenn mein Herz noch Sehnsucht empfinden konnte.

Meine Kräfte waren nach und nach so weit hergestellt, daß Dubois daran denken konnte, die Reise mit mir anzutreten. Während meiner langen Krankheit hatten sich die Regierungsformen in Frankreich mehrere Male geändert, aber seinen Verwandten war es immer gelungen, Einfluß zu behalten, und so wurde es ihm möglich, die nöthigen Pässe für sich und seine Nichte, die Bürgerin Blainville, herbei zu schaffen. Der letzte Rest des Vermögens des guten Alten mußte angewendet werden, um die Kosten der Reise zu bestreiten, doch empfand ich hierüber keine Unruhe, da ich glaubte, der alte Graf Evremont würde jede Auslage bei unserer Ankunft großmüthig ersetzen.

Ich schied also von Frankreich und ach, mit welcher Empfindung! Sein Boden hatte das edle Blut des geliebten Mannes getrunken, und meine Augen wendeten sich mit Abscheu und Entsetzen hinweg; und doch konnte mein Herz von diesem verabscheuten und geliebten Boden sich nicht ganz losreißen, denn lebte mir nicht vielleicht noch hier ein ver-

lornes Kind, deſſen Spur ich vielleicht wieder fände, wenn ich bleiben dürfte?

Wir reiſten in der Nacht ab, denn Dübois fürchtete meine Erſchütterung, wenn ich die Straßen von Paris wieder erblickte, und ich ſchied mit heißen, ſchmerzlichen Thränen von der Stadt, die mein ganzes Glück vernichtet hatte. Je näher wir dem Ziele unſerer traurigen Reiſe kamen, um ſo heftiger wurde Schmerz und Angſt in meiner Bruſt; ich fürchtete den Anblick meines greiſen Schwiegervaters, mein Unglück lag wie ein Verbrechen auf meiner Seele; ich ſollte ihm ſagen: Ich komme allein, Dein Sohn iſt ermordet, Dein Enkel und Deine Tochter verloren. Ich fürchtete nicht die Kraft zu beſitzen, dieſe ſchwere Pflicht zu erfüllen, und ach! ich fürchtete vergebens; die Milde des Himmels hatte ihm das herbeſte Leiden erſpart, der Graf Evremont war geſtorben, ehe eine Kunde unſeres Unglücks zu ihm hatte dringen können.

Alle wichtigen Papiere hatte der Sohn in Händen gehabt, um das Vermögen aus Frankreich zu ziehen. Der Nachlaß des alten Grafen war alſo gering, und wurde durch die lange Krankheit und die Beerdigung erſchöpft, ſo daß Dübois keine Hoffnung auf Erſatz hatte, aber der alte treue Mann beweinte nur ſeinen Herrn, ohne an einen andern Verluſt zu denken.

Meine Mutter fand ich ganz nah dem furchtbaren Abgrunde der Armuth, in den Alter, Schwäche und Krankheit eine verlassene Wittwe versenken können, und meine Seele schauderte bei ihrer kleinmüthigen Verzweiflung. Die Liebe zu meinem Bruder, die sie früher so ungerecht gegen mich gemacht, hatte sich in den glühendsten Haß verwandelt; er hatte ihr nach und nach Alles abgenommen, und nun, da sie keine andern Hülfsmittel mehr hatte, als das ihr von meinem Vater ausgemachte Einkommen, zahlte er auch dieses nicht und gab die Mutter dem bittersten Elende Preis. So lange mein Schwiegervater lebte, theilte er seine Hülfsmittel mit meiner unglücklichen Mutter; durch seinen Tod aber war sie der letzten Stütze beraubt, und mein Bruder schilderte ihr seine eigne schlimme Lage, und sagte ihr bestimmt und kalt, daß er nichts für sie thun könne, und wenn auch der alte Herr Blainville gestorben sei, so lebe ihr ja doch ein reicher Eidam, der sie leicht zu sich nehmen und unterstützen könne. Die Religion hatte er nicht geändert und bat die gekränkte Mutter, ihn mit dieser thörichten Zumuthung zu verschonen.

In dieser Lage wendete Dubois das Letzte an, um für unsere nächste Zukunft zu sorgen, und schob die Ueberlegung, wie sich unser Leben gestalten sollte, für die nächsten Wochen zurück, indem er mich bat, mich zuerst von den Anstrengun-

gen der Reise zu erholen und meine Mutter in ihrer verzweiflungsvollen Stimmung einigermaßen zu beruhigen. Ich, mit dem entsetzlichsten Weh im Herzen, sollte Ruhe und Trost gewähren, da ich selbst nur Seufzer und Thränen hatte, aber dennoch fand die arme unglückliche Mutter Trost in meiner Liebe, und als ob sie ihre frühere Ungerechtigkeit gut machen wollte, wendete sie mir nun die zärtlichste Neigung zu. Indem wir in diesem traurigen Zustande lebten, hatte mein Bruder den Leichtsinn, Ihnen, mein theurer Graf, Briefe an seine Mutter und an seinen Schwager zu geben, dessen Tod er nicht wußte und den er wieder in der Schweiz vermuthete, und so betraten Sie unser Haus. Ich hatte es nicht über mich vermocht, mein Herz zu zerreißen und meiner Mutter den ganzen Zusammenhang meiner traurigen Geschichte zu erzählen; sie wußte bloß, mein Gemahl und mein Sohn seien gestorben, und sie glaubte keine Unwahrheit zu sagen, wenn sie mich Ihnen als die Wittwe Blainville vorstellte. Ich war es gern zufrieden, diesen Namen zu behalten und das entsetzliche Unglück meines Lebens im Verborgenen zu tragen, denn so konnte mich doch kein rohes Wort verletzen. Im Geheim bemühte sich Dübois immer noch, etwas von meinem Sohn zu erfahren, aber jede Spur seines Daseins war verschwunden.

Ich weiß es, mein theurer Freund, ich trat Ihnen bleich,

wie ein Marmorbild entgegen, mit tiefem Kummer im Herzen, voll Abscheu gegen eine Welt, die ich mich zu verlassen sehnte, und dennoch machte dieß vom Schicksal vernichtete Wesen Eindruck auf Ihre Seele und fesselte Ihr Herz. Ach! und ich erkannte mit Dankbarkeit die zarte Aufmerksamkeit eines edeln Gemüths; ich fühlte den milden Trost der Freundschaft, und ein dämmerndes Licht fiel in meine Seele und zeigte mir als schwachen Schatten einen fernen Reiz des Lebens. Ich weiß nicht, ob meine Mutter durch das erlittene Unglück scharfsichtiger geworden war, aber sie bemerkte zuerst Ihre wachsende Neigung und gründete die Hoffnung ihres Alters darauf. Ich gestehe es jetzt, mein edler Freund, mich erfüllte damals der Gedanke an jede andere Verbindung, als die ich glaubte mit dem Himmel geschlossen zu haben, mit Entsetzen, und ich zog mich unwillkührlich von Ihnen zurück und brachte meine Mutter dadurch zur Verzweiflung, die sich nun um ihre letzte Hoffnung betrogen sah. Wenn Sie ahnen könnten, was ich damals litt, Ihr edles Herz würde mich beklagen. Bitten, Thränen, Vorwürfe und Verwünschungen wendete mit wilder Leidenschaftlichkeit meine Mutter an, um mich Ihren Wünschen geneigt zu machen, und ich mußte mir gestehen, daß ihr von Alter, Krankheit und Gram geschwächter Körper diesen zerstörenden Empfindungen nicht lange würde widerstehen können.

Ich glaube, mein theurer Freund, Sie hatten damals eine zu strenge Ansicht von der weiblichen Würde, und bei verschiedenen Gesprächen, die zu meiner Qual über die französische Revolution geführt wurden, äußerten Sie sich hart über die Frauen, die auf irgend eine Weise daran Theil genommen hatten, und als ich ein Mal bemerkte, daß wohl ein hartes Schicksal eine Frau darin verflechten könne, erwiederten Sie mit großer Heftigkeit, daß dieß für eine edle Frau ein unermeßliches Unglück sein würde, denn ein solches männliches Handeln und Leiden würden jeden Reiz der Weiblichkeit vernichten, wie es ja auch Frauen so roh machen kann, fügten Sie hinzu, daß sie fähig sind, nachdem sie kaum den Mann begraben haben, der auf dem Schaffot verbluten mußte, einem andern die Hand zu reichen, und ihm Zärtlichkeit und Liebe zu versprechen, da ihre Seele nur Schauder und Entsetzen sollte fühlen können. Mir würde eine solche Frau, schlossen Sie damals, abscheulich bleiben, so lange ich lebte, und ich begreife nicht, wie irgend ein Mann anders fühlen kann.

Diese Worte, die vielleicht nur ein augenblickliches Gefühl Ihrer Seele, vielleicht nur eine Verstimmung bezeichneten, haben uns beide, mein geliebter Freund, um das reine Glück des Lebens gebracht. Ich, die ich die Pläne und Wünsche meiner Mutter kannte, betrachtete diese mit Weh-

muth, denn mir schien jetzt Alles beendigt. Ich beschloß nun, ewig über mein Schisal gegen Sie zu schweigen, aber mich auch entschieden von Ihnen zurückzuziehen, um nicht Hoffnungen zu nähren, die nicht erfüllt werden konnten, denn nach Ihrem eigenen Geständniß mußten Sie ja aufhören, mich zu lieben, wenn ich im Stande wäre, Ihnen die Hand zu bieten, nachdem ein entsetzliches Unglück mir den ersten Gemahl entrissen hatte, und nur, indem ich Sie über mich täuschte, hätte ich mir Ihre Liebe erhalten können.

Ich sah die Nothwendigkeit ein, meiner Mutter das Unglück meines Lebens in seiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, damit sie sich entschlösse, Hoffnungen, die sie mit Entschiedenheit nährte, aufzugeben. Ich erfüllte diese schwere Pflicht, deren Ausübung mich zu vernichten drohte. Meine Mutter, im Erstaunen über das ihr völlig Neue und Unerwartete, hatte noch die Grausamkeit, mich mit Klagen und Vorwürfen über dieß lange liebloſe Schweigen zu bestürmen, und bemerkte ihre Härte erst, als sie mich wie sterbend vor ihr nieder sinken sah. Jetzt erwachte ihre Liebe wieder, und die Verzweiflung, in der ich sie erblickte, als ich wieder zur Besinnung kam, gab mir den Muth, zum Troste der Mutter das Leben zu ertragen.

Damals ahneten Sie nicht, mein theurer Freund, wie tröstend und wie quälend mir Ihre zärtliche Sorge während

der Krankheit war, die mich als Folge der stürmischen Auftritte mit meiner Mutter befiel. Es konnte mir nicht mehr verborgen bleiben, daß Sie sich mit leidenschaftlicher Liebe entschieden hatten, Ihr Geschick an das meine zu knüpfen, und sobald es meine Kräfte erlaubten, bat ich meine Mutter, Sie mit der Geschichte meines Lebens bekannt zu machen.

So willst Du mir denn hartnäckig um einer Grille des Grafen Willen alle Hoffnungen auf ein ruhiges Alter rauben? fragte meine Mutter mit Thränen. Können Sie wollen, entgegnete ich, daß ich einen edeln Mann hintergehen soll? Was nennst Du hintergehen? fragte meine Mutter. Wie Ihr Euch alle vereinigtet, mir die Wahrheit zu verschweigen und ich nicht einmal den Namen meines Eidams kannte, habt Ihr alle und die fromme Tante an der Spitze daran gedacht, daß Ihr mich hintergingt? Hat es Euch allen einen Seufzer, eine Thräne gekostet, mir das Geschick meines Kindes zu verheimlichen? Und wenn Dir dieß damals keine Sünde schien, worin liegt denn nun das Unrecht, wenn Du dem zweiten Gemahl die Todesart des ersten verschweigst.

Diese seichten Gründe meiner Mutter konnten meine Empfindung nicht ändern, aber ich fühlte, daß jeder Streit mit ihr, die entschlossen war, ihre Ansicht nicht aufzugeben,

fruchtlos sein würde, und ich wollte lieber aus ihren eignen Gefühlen sie bekämpfen und sagte also: Die Verbindung mit dem Grafen, theure Mutter, können Sie selbst ja nicht wünschen, da er Protestant ist. Ich habe darüber, sagte meine Mutter, anders denken gelernt, und obgleich ich Deinen Bruder nicht mehr liebe, so würde ich dennoch verzweifeln, wenn ich mir sagen müßte, ich habe ein Kind für die ewige Verdammniß geboren; kann also mein Sohn als Protestant die Seligkeit finden, so mag dieß meinem künftigen Eidam, den ich als besser und edler erkenne, noch leichter gelingen.

Ich wollte meiner Mutter antworten, und da sie bemerkte, daß ich mich ihren Gründen nicht fügen würde, wählte sie ein anderes sicheres Mittel. Ehe ich reden konnte, kniete sie an meinem Lager nieder, faßte meine Hände und sagte, indem ihre Thränen über die von Kummer gebleichten Wangen flossen: Wenn Du denn nicht um Deinet Willen Deine unglückliche Geschichte verschweigen willst, mein geliebtes Kind, so thue es um meinet Willen; in Deiner Hand liegt nicht bloß das Glück Deines eigenen Lebens, auch die Ruhe einer elenden, unglücklichen Mutter. Zwei Kinder habe ich geboren, eines hat mein Herz zertreten und die flehende Mutter von sich gestoßen; soll ich Euch beide, soll ich auch Dich vor Gott verklagen, daß Du der ver-

schmachtenden Mutter keine Hülfe leisten willst? Nein, o nein! rief ich, in Jammer und Thränen vergehend, mein Loos ruht in Ihren Händen, wenden Sie es, wie Sie wollen. Mit Entzücken drückte mich die Mutter an ihre Brust und ließ mich in ihre Hand einen feierlichen Eid schwören, Ihnen mein erlebtes Unglück zu verschweigen.

So, mein theurer Graf, wurde unsere Vereinigung geschlossen, und da ich über die Hauptsache zu schweigen gelobt hatte, so war es mir gleichgültig, daß ich mit Ihnen als Wittwe Blainville verbunden wurde, und meine Mutter war beruhigt, da sie auf behutsame Erkundigungen, die sie durch ihren Beichtvater eingezogen hatte, erfuhr, die Ehe sei vollkommen gültig, mein Familienname sei die Hauptsache bei dieser neuen Verbindung. Meine Mutter hatte einen Augenblick den Gedanken, meinen Bruder als Zeugen bei unserer Vermählung einzuladen, und auch Sie fanden es natürlich, und ich sah wohl Ihr Erstaunen, als ich mit Schauder und Entsetzen erklärte, daß ich diesen Bruder, die Quelle alles meines Unglückes, nie wieder sehen wollte.

So wandelten wir nun neben einander, und je mehr ich Ihr schönes Herz, Ihren edeln Charakter kennen lernte, um so drückender wurde mir die ausgeübte Falschheit. Meine Mutter dankte mir in jeder einsamen Stunde für das Glück, welches sich durch die liebende Sorge des neuen Ei-

dams über den Rest ihrer Tage breitete, und ihre Aengstlichkeit ließ mich das Versprechen der Verschwiegenheit jeden Tag erneuern; ja in der Sorge, die sie dafür trug, dieß Glück nicht wieder zu verlieren, ging sie so weit, daß sie von mir die schwärzeste Undankbarkeit forderte und verlangte, ich sollte Dübois, diesen Retter meines Lebens, gegen den sie selbst die größten Verpflichtungen hatte, von mir entfernen. Umsonst war es, daß ich ihr jeden Tag wiederholte, ein Wort von mir sei hinreichend, des guten Alten Zunge auf ewig zu fesseln, sie wiederholte mir ewig: Du hast früher Deiner Mutter nicht vertraut, und nun vertraust Du Dein und mein Glück einem Diener.

Mein Herz hatte zu grausame Schläge erlitten, die Kraft der Jugend war gebrochen, es konnte kein leidenschaftliches Gefühl des Glücks mehr durch meinen Busen zittern; mir war nur die Fähigkeit geblieben, den Schmerz auf diese Weise zu empfinden, aber die milde Wärme einer zärtlichen Freundschaft, die sanftere Empfindung einer grenzenlosen Verehrung erfüllte meine ganze Seele, und Sie, geliebter Freund, würden nicht so oft schmerzlich über die Kälte meines Herzens geklagt haben, wenn ich Ihnen in freier Hingebung, ohne Rückhalt, mein Gefühl hätte zeigen können; aber die schönsten Augenblicke innigen Vertrauens wurden mir gestört, jeder Erguß der Herzens gehemmt durch

den Gedanken: er kennt Dich nicht, er darf Dich niemals kennen, damit er Dich nicht verabscheut. Ich sah es, Sie waren nicht glücklich in unserer Verbindung, und der nagende Schmerz darüber gab mir die Bitterkeit, die ich eben so oft gegen Andere, als gegen mich selbst wendete; und in dem Grade, wie ich die Liebe Anderer dadurch von mir entfernte, wurde ich unzufriedener mit mir selbst. Sie, geliebter Freund, hatten Geduld mit allen diesen Schwächen, Sie hofften mein Herz von seinem langen Grame zu heilen, und als meine Mutter in unsern Armen verschieden war und ihre letzten Worte uns gedankt hatten für die zärtliche Kindesliebe, die wir ihr bewiesen, da glaubten Sie, mein theurer Gemahl, durch Zerstreuung auf Reisen meinen Kummer überwinden zu können. Sie waren verwundert, meine Abneigung gegen Frankreich zu bemerken, und wir gingen nach Italien. Es giebt wohl keinen Schmerz des Lebens, der sich unter dem milden Himmel Italiens nicht gelindert fühlte. Unser eigenes reges Dasein, unser persönliches Schicksal scheint uns kleiner da, wo eine große Vergangenheit jeden Augenblick ihre ernste, erhabene Sprache zu uns redet, und ich fühle, ich wäre in Italien ruhiger geworden, wenn es möglich wäre, daß eine Mutter aufhören könnte, ein verlornes Kind zu beweinen.

Ich vermochte Dubois, fortwährend geheime Nachfor-

schungen anzustellen, und ich erwartete mit gleicher Unruhe das Gelingen wie das Mißlingen derselben, denn wenn er nun auch das kaum denkbare Glück gehabt hätte, meinen Sohn aufzufinden, mit welcher Stirn wollte ich Ihnen mein so lange verhehltes Schicksal dann noch vertrauen, und würde mir nicht dieses späte, erzwungene Bekenntniß noch gewisser Ihre Liebe rauben, als ein freiwilliges vor unserer Verbindung? Und je mehr Jahre verflossen, je ängstlicher mußte ich mir die Frage wiederholen, wenn ich nun endlich einen Sohn wiederfände, erwachsen unter fremdem Einflusse, ob er mir dann noch die Kindesliebe bieten könne, nach der mein einsames Herz sich sehnte, und ob nicht vielleicht ein gespenstisches Wesen vor mir stehen würde, durch das Blut in seinen Adern mein eigen und durch alle Empfindungen seiner Seele mir fremd.

Diese nie ruhende innere Qual war der Grund, weßhalb meine Gesundheit sich nie wieder befestigte, und Sie mußten die Hoffnung, Vater zu werden, aufgeben und entbehrten um meinet Willen auch dieß Glück, wie beinah jede andere Freude des Lebens, und ich mußte mir gestehen, daß ich mit der innigsten Neigung, mit der zärtlichsten Freundschaft dennoch nichts anders vermocht habe, als Sie um jede Hoffnung und um jede schöne Heiterkeit des Lebens zu brin-

gen, da Sie in einer andern Verbindung wahrscheinlich glücklicher gewesen wären.

Mit zitternder Hand und mit unsäglichen Thränen habe ich diesen Blättern die ganze Tiefe meines Unglücks vertraut, und Ihr schönes Herz wird die Fehler und Irrthümer verzeihen, die unser Leben getrübt haben, und mit Rührung der treuen Gefährtin gedenken, deren innigste Neigung Sie dennoch nicht beglücken konnte, weil das Vertrauen unseren Herzen fehlte.

VI.

Der Graf hatte die von seiner Gattin an ihn gerichteten Blätter nun alle gelesen und er blieb an dem Tische sitzen, auf welchen er die Ellenbogen stützte, das Gesicht in beide Hände senkend. Es stürmten so viele verworrene Empfindungen durch sein Herz, daß sein Geist lange nicht Klarheit und Ruhe gewinnen konnte, um sich darüber zu erheben. Das schreckliche, unverschuldete Unglück seiner Gemahlin erschütterte ihn bis in die innerste Seele; aber diesem Gefühle war dennoch eine mißmüthige Beschämung beigesellt, wenn er sie sich im Gefängnisse unter dem Volke oder wahnsinnig dachte. Das Schicksal des hingerichteten Gemahls, seines eigenen Freundes, erpreßte ihm Thränen, und dennoch wendete sich seine Seele mit Widerwillen ab, wenn er die Wittwe

dieſes Unglücklichen als ſeine Gattin denken wollte. Ein inniges Mitleid mit ſich ſelber wurde durch die wehmüthige Betrachtung in ihm erweckt, daß er in der That nie glücklich geweſen ſei und das Gefühl ſeines Unglücks immer im Buſen getragen, aber immer betäubt habe, durch Reiſen, durch Studien, durch Geſellſchaften. So drängt ſich mir denn auf einmal die vernichtende Klarheit auf, dachte er innerlich, daß ich mein ganzes Leben in Wahn und Täuſchung verloren habe; eine krankhafte Leidenſchaft beſtimmte mich den Beſitz einer Frau zu erſtreben, die ich niemals wahrhaft beſeſſen habe, die mit jugendlicher Innigkeit einen Andern liebte, deſſen Bild noch in ihrem Herzen lebt und deſſen Ende mich mit Schauder erfüllt. Sie wurde nicht Mutter, um mir Freude des Lebens und Troſt im Alter zu gewähren, und ihre mütterliche Zärtlichkeit wendet ſich mit fortwährendem Gram auf ein verlornes, mir fremdes Weſen, das, wenn es noch lebt, vielleicht in niedrigen Verhältniſſen erwachſen, die Mutter beſchimpft, die es geboren, und mich zugleich, der ich mit dieſer Frau verbunden bin. Ja ich bin ſehr, ſehr unglücklich, ſagte er endlich laut, und ſeine Thränen träufelten zwiſchen den Fingern hindurch und fielen auf die von der Hand ſeiner Gattin beſchriebenen Blätter nieder. In dieſer kummervollen Stellung blieb der Graf eine Zeitlang ſitzen, bis er endlich ſich mit männlicher Kraft

erhob und edlere, großmüthigere Empfindungen Raum in seiner Brust gewannen. So zahle ich denn, wie jeder Andere, sagte er mit Bitterkeit zu sich selbst, den Tribut der menschlichen Schwäche; ich denke mit Selbstsucht nur an mich; ich bemitleide nur mich und vergesse undankbar alle schönen Stunden, die ich in dieser Verbindung durchlebte, und den Schmerz der unglücklichen Frau, die mir endlich ihren Kummer vertraut, wie die Angst, mit welcher sie erwartet, welchen Eindruck dieß Bekenntniß auf mich machen wird. O! Wohl hattest Du Recht, Du Arme, die Du meine Schwäche kennst, zaghaft ein Vertrauen zurück zu halten, das noch jetzt so verkehrte Empfindungen in meinem Busen weckt. Und könnte ich denn, fragte er sich, noch jetzt, ohne zerstörenden Schmerz, die Verbindung mit dieser Frau aufgeben; würde es nicht auch mich vielleicht vernichten, wenn der Tod sie mir entrisse? Habe ich jemals einen Menschen gekannt, der meine Eigenthümlichkeit so verstanden, mich mit so zärtlicher Freundschaft geliebt hätte, als sie? Kann ich dieß Wesen aus meinem Leben hinweg denken, ohne das Leben von allem Reize für mich zu entblößen? Und was ist es denn nun eigentlich, was mein Herz von ihr abwenden will? Doch hauptsächlich die Hinrichtung meines unglücklichen Freundes, und der ängstigende Widerwille wird doch mir unbewußt nur dadurch erzeugt, daß die Seele

beschimpfende Verbrechen und öffentliche Hinrichtung immer verbunden denken will. Aber sind nicht grade die Edelsten als Opfer gefallen, und soll sich ein kleinliches Gefühl unverändert erhalten, wenn ein furchtbares Geschick wie mit Meereswogen sich heran wälzt, alle Dämme, die Sitte, Gesetz und Religion zum Schutze der Menschen errichtet haben, brausend durchbricht und alles ihm entgegen stehende Leben verschlingt? Und hat sie denn nicht das Ungeheuerste erduldet, setzte er mit Wehmuth hinzu, und hat sie diesen wilden Schmerz nicht ertragen, ohne den eignen Werth zu verlieren? Blieb nicht in ihrer Seele, neben ihrem Kummer, Raum für jede edle Empfindung, und bin ich klein genug, diesen wahrhaften Heldenmuth zu verkennen? Und ist es denn nicht möglich, daß noch Alles besser wird? Jetzt gehört sie mir im vollen Vertrauen, an meiner Brust wird ihr lange gepreßtes Herz nun freier schlagen, ich kann kräftiger, als sie es vermochte, die Spuren des verlornen Kindes aufsuchen, dessen Herz vielleicht seiner Eltern würdig ist, der alsdann auch mir ein Sohn sein und die Tage meines Alters verschönern kann. Nein, ich bin nicht unglücklich, schloß der Graf sein langes Selbstgespräch, und neuen Muth und neue Hoffnung drückten seine edeln Züge aus, und mild leuchteten die noch von Schmerzensthränen feuchten Augen.

Die Gräfin hatte sich selbst die Pflicht auferlegt, es

äußerlich ruhig zu erwarten, ob der Graf liebevoll zu ihr zurückkehren würde, nach dem Bekenntnisse ihres Unrechts gegen ihn. Sie hatte die Vorhänge ihres Bettes zuziehen lassen und faltete nun zum stillen, leidenschaftlichen Gebet die Hände, sie krampfhaft fest in einander schließend, und flehte inbrünstig in Gedanken um das Ende ihrer Leiden und ihres Lebens, wenn sich das Herz des Grafen, durch ihr langes Schweigen beleidigt, von ihr abwenden sollte. Sie hatte eine peinliche Stunde gehabt, und rief endlich Emilie mit sterbender Stimme herbei und bat sie, im Vorzimmer des Grafen zu erkunden, ob er noch in seinem Kabinet verschlossen sei, aber ihn auf keinen Fall zu rufen. Emilie berichtete, der Graf sei in seinem Kabinet und kein Laut vernehmbar. Nach einer qualvollen Viertelstunde wurde sie mit demselben Auftrage abgesendet und kam mit derselben Antwort zurück. Der Zustand der Gräfin wurde immer beunruhigender; Fiebergluth und Leichenblässe wechselten auf ihrem Gesichte, und die heftigen Schläge ihres Herzens hoben und senkten die Decke ihres Lagers. Als Emilie zum fünften Male mit demselben Auftrage abgeschickt wurde, nahm sie sich vor, den Grafen auf jeden Fall zu sprechen, um ihn mit dem gefährlichen Zustande seiner Gemahlin bekannt zu machen, und eben näherte sie sich in dieser Absicht der Thüre, als er sein Kabinet öffnete. Der Graf trat heraus und

fragte mit Heftigkeit: Was macht meine Gemahlin? Sie lebt, erwiederte die weinende Emilie, aber ihr Zustand — — Er hörte nichts mehr; das eine Wort hatte ihm genug gesagt, um ihn mit höchster Angst nach dem Schlafzimmer der Kranken eilen zu lassen. Er schlug mit Heftigkeit den Vorhang des Bettes zurück, und die flehenden Augen der Gräfin, ihre zitternden zu ihm emporgehobenen Hände erfüllten ihn mit der schmerzlichsten Wehmuth. Mein theures, mein geliebtes Weib! rief er aus, indem er sie in seine Arme schloß. So hast Du mir vergeben? sagte die Gräfin mit kaum hörbarer Stimme. Es war das erste Mal, daß sie ihren Gemahl mit Du anredete, und diese einzige Sylbe, die er sich früher so oft gesehnt hatte aus ihrem Munde zu vernehmen, rührte ihn nun als Zeichen völligen Vertrauens auf's Innigste. Er konnte in diesem Augenblicke nicht daran denken, die Gesundheit seiner Gattin zu schonen und erregende Gespräche zu vermeiden. Die leidenschaftlichsten Ergüsse des Herzens, die zärtlichste Selbstanklage, die großmüthigste Vergebung wechselten in schnell und heftig geführten Gesprächen mit einander ab, und der Arzt würde befürchtet haben, daß der schwache Faden des Lebens der so lange leidenden Frau durch diese Erschütterungen zerreißen müßte. Sie ruhte auch beinah vergehend in den Armen des Grafen, aber der Balsam des Trostes senkte

sich mild in ihre Brust. Sie blickte mit reinem Vertrauen in das treue Auge des leidenschaftlichen Freundes, der die Bilder eines glücklichen, genußreichen Lebens vor ihr entfaltete, aber selbst in dieser Aufregung des Gemüths Besonnenheit genug behielt, keine Hoffnung erregen zu wollen, daß der verlorne Sohn noch gefunden werden könnte; denn ob er sich gleich vornahm, die eifrigsten Nachforschungen nach ihm anzustellen, so schien es ihm doch grausam in der Mutter Hoffnungen zu erwecken, die er vielleicht niemals erfüllen könnte.

Der innigste Bund wurde zwischen beiden Gatten in dieser Stunde geschlossen, und die Ruhe, die an die Stelle der gewaltsamen Spannung trat, die das Herz der Gräfin bis auf diesen Augenblick geängstigt hatte, wirkte höchst vortheilhaft auf ihre Gesundheit; sie versprach dem Grafen, sich zu schonen und, um sich für ihn, zu dessen Glück sie nothwendig sei, zu erhalten, den Vorschriften des Arztes Folge zu leisten.

Getröstet, indem er Trost ertheilte, verließ der Graf, mit sich zufrieden, das Gemach seiner Gemahlin, nachdem er noch dem eben eingetretenen Arzte mit zärtlicher Rührung die höchste Sorge für die Kranke empfohlen hatte. Im Vorzimmer traf er Dübois, der mit ängstlicher Spannung ihm entgegen sah und ein Wort über den Zustand der Kranken

vernehmen wollte. Dem Grafen flogen schnell, wie er den alten Mann erblickte, alle Bilder dessen, was er gethan und gelitten, vor den Augen des Geistes vorüber, und wie ihn die treuen Augen in nie gesehener Aufregung ängstlich betrachteten, rief er mit vor Wehmuth zitternden Lippen: Mein guter alter Dübois! und streckte ihm die Hand entgegen, die der alte Mann faßte, um sie zu küssen; der Graf aber zog ihn heftig in seine Arme und hielt ihn einige Sekunden fest an seine Brust gedrückt. Der Haushofmeister wußte nicht, wie ihm geschah, und er stand und sah dem Grafen noch nach, als dieser schon lange das Zimmer verlassen hatte.

Am andern Morgen, als alle heftig aufgeregten Empfindungen durch die Ruhe der Nacht wieder besänftigt waren, ließ der Graf den Haushofmeister zu sich rufen und sagte ihm mit höchster Güte: Ich weiß es jetzt erst, mein guter Dübois, wie Viel ich Ihnen schuldig bin; die Gräfin hat es mir vertraut, was Sie für sie gethan und gelitten, und daß ich außer der Erhaltung ihres mir so theuern Lebens Ihnen vielleicht noch große Summen schuldig bin, die Sie ausgelegt und nicht zurückerhalten haben; lassen Sie uns also darüber nun aufrichtig sprechen, damit Sie wenigstens Ihr Eigenthum nicht verlieren, wenn wir Ihnen auch niemals Ihre Liebe und Treue vergelten können. Der alte

Mann sah den Grafen mit Ueberraschung an, und Thränen traten in die gutmüthigen Augen und flossen über die gefurchten Wangen. So ist mir denn endlich der Trost geworden, rief er aus, daß die Frau Gräfin ihr Herz dem edelsten Gemahl geöffnet hat, und der lange verschwiegene Gram wird nun nicht mehr heimlich an der Wurzel ihres Lebens nagen. Ja, gnädiger Herr Graf, fuhr er fort, wir haben Viel, entsetzlich Viel gelitten, und ich kann nicht zweifeln, daß Gott in dieser furchtbaren Zeit mein Leben nur deßhalb erhalten hat, damit ich der unglücklichen Frau nützlich sein konnte; dieß ist mir gelungen, und dafür danke ich dem Himmel täglich. Was ich damals an Geld ausgegeben, ach gnädiger Herr Graf! Welches Herz hätte wohl so verwerfen sein und in solchen Stunden des höchsten Jammers daran denken, oder die armseligen Summen zählen können; doch bin ich überzeugt, daß die Frau Gräfin mir Alles längst vielfach ersetzt hat, und ich habe in dieser Rücksicht nichts zu fordern.

Wenn Sie denn also nichts annehmen wollen, sagte der Graf gerührt, so geben Sie wenigstens jeden Dienst im Hause auf und leben Sie als ein Freund mit uns, dem wir unsere Dankbarkeit werden zu beweisen streben.

Und warum wollen der Herr Graf mir meine Funktion abnehmen? fragte der Haushofmeister lächelnd.

Weil ich meinen Freund nicht zum Diener erniedrigen will, sagte der Graf, indem er die Hand des alten Mannes drückte.

So hoch mich dieß Wort auch ehrt, versetzte Dúbois mit großer Bescheidenheit, so erlaube ich mir doch zu bemerken, daß ich nicht einzusehen vermag, worin meine Erniedrigung bestände, wenn ich bei meiner gewohnten Beschäftigung bleibe. Ich glaube, es hängt von der Art ab, wie ein Geschäft betrieben wird, ob es edel oder unedel zu nennen ist, und wenn die wichtigsten Aemter im Staate mit knechtischer Seele, bloß des eigenen Gewinns wegen, verwaltet werden, ohne den freien Antrieb der wahren Vaterlandsliebe und innigen Verehrung für den Monarchen, so ist derjenige, der sie ausübt, mag er äußerlich so hoch stehen, wie er will, doch ohne wahre Erhabenheit in meinen Augen; und wenn ich voll ehrfurchtsvoller Liebe aus freiem Antriebe meines Herzens mein Leben dem Dienste einer edeln Herrschaft widme, und wenn mein treues Auge darüber wacht, daß bei Ihrem großen Haushalte Ihre Einkünfte nicht verschwendet werden und Ihnen so die Mittel bleiben, unendlich viel Gutes zu thun, so habe ich Antheil an allem Guten und Großen, was auf diesem Wege erreicht werden kann, und ich fühle mich durch meine Beschäftigung nicht erniedrigt.

Sie haben Recht, sagte der Graf, durch die Wahrheit

in den einfachen Worten des alten Mannes überraſcht. Handeln Sie ganz, wie Sie wollen, nur verſprechen Sie mir, keine Anſtrengung zu übernehmen, die Ihnen bei Ihrem Alter nachtheilig ſein könnte. Der alte Mann verſprach dieß willig und ſagte dann: die Wahrheit meiner Anſicht iſt mir durch unſern guten Guſtav erſt recht deutlich geworden. Er wird gewiß einmal ein ausgezeichneter Gelehrter, daran läßt ſich bei ſeinem großen Fleiß gar nicht zweifeln, und er war ſchon ein halber Student, als ſein edler Beſchützer ſich ſeiner annahm. Sind ihm denn dadurch ſeine Vorzüge genommen, daß er aus freiem Antriebe ſeinem väterlichen Freunde alle Dienſte leiſtete, die dieſer bedurfte, ſo lange ihm die Mittel fehlten, es anders einzurichten, und müſſen wir den Knaben nicht um ſo höher achten, der ſolcher Liebe fähig war?

Sie haben Recht, ſagte der Graf, und ich freue mich, ſo oft ich den jungen Menſchen in der Bibliothek antreffe. Seine Beſcheidenheit, ſein feines Weſen zeugen von der guten Erziehung, die er früher gehabt, und ſobald mein Vetter zurückkommt, wollen wir alle drei für ſein weiteres Fortkommen ſorgen. Der Haushofmeiſter fühlte ſich für alles, was er jemals gethan, durch dieß Wort des Grafen mehr als belohnt, der ihn dadurch aus der Reihe der Diener empor hob und ihn gleichſam neben ſich ſtellte, und ſeine Liebe wuchs

in dem Maße, wie ihm sein verehrter Herr sein Vertrauen zuwendete, ihm eröffnend, daß er entschlossen sei, dem Schicksal des jungen Evremont auf's Eifrigste nachzuforschen und, wenn er ihn gefunden, ihn wie seinen eignen Sohn zu betrachten. Der alte Dúbois gab alles an, was nur irgend auf eine Spur führen konnte, um den Verlorenen zu entdecken, und zerfloß beinah in Thränen, weil er dadurch gezwungen war, alles erlittene Unglück der Familie Evremont sich in's Gedächtniß zurückzurufen. Der Graf suchte ihn, nicht ohne eigne Rührung, zu trösten, und Beide kamen darin überein, daß vor der Gräfin alle Nachforschungen geheim gehalten werden müßten, damit sie nicht Hoffnungen Raum gäbe, durch deren Nichterfüllung ihr Herz um so tiefer verwundet werden müßte.

Nach diesem langen Gespräche trennten sich Beide vollkommen befriedigt, und der Graf eilte, sich nach dem Befinden seiner Gemahlin zu erkundigen. Die Kranke hatte eine sanfte Ruhe genossen, und zu des Arztes Erstaunen zeigten sich alle Spuren einer schleunigen Besserung. Die Gräfin hatte in dieser ernsthaften Krankheit, wie er meinte, allen Eigensinn verloren, sie brauchte die vorgeschriebenen Mittel regelmäßig, und der Graf war so zärtlich besorgt, daß er den Arzt immer wieder angelegentlich bat, ja alle Sorgfalt für ihre Wiederherstellung anzuwenden. Schon den nächsten

Abend hatte St. Julien den Troſt, eine Stunde am Krankenbette in Geſellſchaft des Grafen, Emiliens und ihrer Freundin Thereſe zubringen zu dürfen, und die Kranke war zwar ſehr ermattet, aber ſo ruhig und heiter, wie er ſie nie geſehen, und die innige zärtliche Vertraulichkeit der beiden Gatten machte ihn nun erſt darauf aufmerkſam, daß früher eine gewiſſe Spannung zwiſchen ihnen geherrſcht hatte.

Die unermüdete Sorgfalt des Arztes, verbunden mit der größeren Ruhe des Herzens, welche die Kranke jetzt genoß, hatte bald jede Gefahr entfernt, und die Gräfin konnte nach kurzer Zeit ſchon täglich einige Stunden außer dem Bette verweilen; ihre Kräfte nahmen ſichtlich zu, und nach dem Verlaufe von ſechs Wochen erlaubte ihr der Arzt endlich, das Krankenzimmer zu verlaſſen und an der gemeinſamen Tafel zu ſpeiſen. Dieß war ein Feſt der Liebe für alle Hausgenoſſen, und der Graf hatte zur Feier dieſer erfreulichen Begebenheit den Obriſten Thalheim, ſeine Tochter und auch den Prediger eingeladen. Der Arzt hatte ſich im Stolz über die Geneſung der Gräfin, die er ganz allein als einen Triumph ſeiner Kunſt betrachtete, ein faſt despotiſches Anſehn über die Kranke angemaßt, welches ſich dieſe mit lächelnder Geduld gefallen ließ, und ſo begleitete er ſie nach dem Speiſeſaale, wo ſie von allen Anweſenden mit freudiger Rührung, als dem Leben wiedergegeben, begrüßt wurde.

Bei Tische drängte sich der Arzt in ihre Nähe, nicht, wie er versicherte, aus thörichtem Hochmuth, sondern seiner Pflicht gemäß, damit er ihr die Speisen widerrathen könne, die ihm schädlich dünken würden; er übte aber eine so strenge Kritik, daß er der Gräfin beinah nichts erlaubte zu berühren. Die Kranke hatte sich immer geduldig seinen Verboten unterworfen, als aber die Tafel beendigt war, sagte sie scherzend: Aber, lieber Herr Doktor, Sie sind mit mir heut eben so streng verfahren, wie der Arzt mit dem Sancho Pansa, nachdem er endlich Gouverneur der längst versprochenen Insel geworden war, und bei der Wiederkehr meiner Gesundheit fällt mir diese Strenge beinah eben so beschwerlich, als ihm.

Niemand konnte begreifen, weßhalb dieser Scherz den Arzt so heftig beleidigte, daß er mit glühendem Gesicht und halb zugedrückten Augen, die im Zorn feurig blinkten, rief: Ich weiß, es herrscht jetzt die sonderbare Mode, die von müßigen Köpfen ersonnenen Narrheiten in die ernsthaftesten Angelegenheiten zu mischen, aber niemals hätte ich geglaubt, daß ich mit dem wahnsinnigen Don Quixote oder mit dem Bauer Sancho verglichen werden könnte. Vergeblich bemühte sich St. Julien ihm deutlich zu machen, daß ihn Niemand mit dem edeln Ritter oder seinem braven Stallmeister verglichen habe, sondern mit dessen gelehrten Arzt. Er blieb zornig und antwortete nicht mehr, bis der Graf selbst ihm

ein Glas Wein einschenkte und ihn ermahnte, an diesem schönen Tage versöhnlich zu sein und auf das Wohl der wieder hergestellten Kranken zu trinken; doch auch jetzt folgte er zwar der Aufforderung mit allen Uebrigen, aber man sah, daß er immer noch Verdruß im Herzen hegte. Der Graf erhob jetzt sein Glas, indem er sagte: Und nun auf Ihr Wohl, liebster Herr Doktor, dessen Kunst und treuer Sorge wir den heutigen frohen Tag verdanken. Jetzt schwanden die Wolken des Verdrußes von seiner Stirn, und er blickte wie ein siegender Held umher.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat die Gräfin zu ihm und sagte: Sie müssen mir heute, da ich mich durch Ihren Beistand so wohl und heiter fühle, einen Scherz verzeihen und als Zeichen aufrichtiger Versöhnung ein Andenken nicht verschmähen. Sie zog einen Ring vom Finger und bot ihn dem Arzte an, der die Brillanten, die nun an seinem Finger glänzten, mit demselben Gefühl betrachtete, wie ein junger Offizier das erste Ehrenzeichen. Der Graf trat nun hinzu und überreichte ihm eine sehr schön gearbeitete goldene Dose, weil der Arzt sich seit Kurzem auch das Tabackschnupfen angewöhnt hatte. Emilie näherte sich und überreichte ihm die schönste feine Wäsche, Therese bot ihm einen von ihr selbst gearbeiteten Geldbeutel dar, und St. Julien überreichte ihm, trotz seines, beinah zu großen Ab-

scheus gegen alles Tabackrauchen, eine so außerordentlich verzierte, schöne Tabackspfeife, daß dieß Geschenk des Werthes wegen zwar ernsthaft, der Auszierung halber aber scherzhaft gemeint schien. Der Arzt blickte in verlegener Freude umher; Stolz über seine anerkannten Verdienste, dankbare Rührung über diese öffentliche Anerkennung und auch Freude über den Werth der Geschenke bestürmten sein Herz dermaßen, daß ihm Thränen in die Augen traten und er nicht gleich Worte finden konnte, die ihm schicklich dünkten, seine Gefühle auszudrücken. Er küßte rasch hinter einander die Hände aller Damen, und in der Hast ergriff er auch einige Male die Hand eines Herrn und würde sie in der Blindheit seiner freudigen Eile ebenfalls geküßt haben, wenn ihm nicht ein kräftiger Druck jedes Mal seinen Irrthum gezeigt hätte, wodurch denn seine Verlegenheit noch vermehrt wurde.

Dem Prediger war es bei diesem kleinen Feste nicht entgangen, daß die frühere Spannung, die er so oft zwischen dem Grafen und seiner Gemahlin bemerkt hatte, völlig verschwunden und an die Stelle formeller Höflichkeit eine herzliche Innigkeit getreten war. Er sah es leicht ein, daß die Krankheit der Gräfin als Folge des Zusammentreffens mit ihrem Bruder zu betrachten sei, aber eben so wenig, wie er begreifen konnte, wodurch dieß Zusammentreffen so erschütternd gewirkt habe, vermochte er einzusehen, wie durch die-

sen öffentlichen Auftritt, der dem Grafen nur unangenehm sein konnte, eine größere Herzlichkeit zwischen beiden Gatten wäre herbeigeführt worden. Er konnte sich ruhig in Nachdenken über die ihm unerklärliche Erscheinung versenken, denn seine Unterhaltung wurde nicht in Anspruch genommen, weil Emilie, Therese und St. Julien mehrere Musikstücke dreistimmig eingeübt hatten und mit diesem kleinen Koncerte die Genesung der theuern Kranken feiern wollten.

Die Gräfin erbebte zwar bei dem Tone von St. Juliens Stimme sichtbar, faßte sich aber bald und gab sich ruhig dem Genusse hin, den die zärtlichste Anhänglichkeit ihr bereitet hatte, und gestand sich innerlich, daß das Leben noch Reiz für sie haben könne, und daß selbst der Schmerz der Erinnerung den giftigsten Stachel verloren habe, da ein treues Herz ihn mit ihr theilte, und sie sich nicht mehr der Verheimlichung und Falschheit schuldig wußte.

Der Abend begann schon zu dämmern und man hatte während der fortgesetzten Musik das Rollen der Räder eines vorfahrenden Wagens nicht bemerkt, so daß Allen unerwartet der junge Graf Hohenthal in den Saal trat. Ein allgemeiner Ausruf der Freude begrüßte den Neuangekommenen; doch wurde diese sogleich gemäßigt, als man die Blässe seines Gesichts und die Kleidung tiefer Trauer wahrnahm, wodurch ein erlebtes Unglück des neuen Gastes angedeutet

wurde. Mit sichtbarem Gefühl bezeigte dieser der Gräfin seine Freude über ihre Genesung; ein Strahl wehmüthigen Entzückens leuchtete in seinen Augen, als er Theresens Hand küßte, welche die seinige mit unverhehlter herzlicher Neigung drückte, mit gleichem Feuer erwiederte er St. Juliens stürmische Umarmung, und mit kindlichem Gefühl die väterliche Begrüßung des Obristen und seines Oheims. Was macht Ihr Vater, theurer Vetter? fragte dieser halb leise. Ich habe ihn vor wenigen Tagen begraben, sagte der junge Graf mit vor Rührung wankender Stimme; ich glaubte, Sie hätten die Anzeige seines Todes schon erhalten. Nein, erwiederte der Graf mit Bestürzung, mir ist Ihr Unglück völlig fremd, und es erschüttert mich um so mehr, da es mich daran erinnert, wie nahe daran ich selbst war, den schmerzlichsten Verlust zu erdulden.

Jedermann fühlte, daß es unschicklich sein würde, in den Ton lauter Freude jetzt wieder einzustimmen. Die Unterhaltung wurde also ernsthafter und die Gesellschaft trennte sich früher, als wohl ohne die Ankunft des jungen Grafen geschehen wäre. Als dieser den Saal verlassen und sein Zimmer betreten hatte, kam ihm ein junger Mensch entgegen, in dem er nicht eher seinen Gustav erkannte, bis er sich laut weinend in seine Arme warf. Freudig überrascht, drängte ihn der junge Graf von seiner Brust zurück, um

ihn zu betrachten. Nein! rief er endlich aus, nimmermehr hätte ich geglaubt, daß wenige Wochen einen Menschen so zu seinem Vortheile verändern können; sage mir doch, wie hast Du es angefangen, daß Du während meiner Abwesenheit ganz das Ansehen eines jungen Kavaliers gewonnen hast.

Wenn das ist, sagte der junge Mensch, so kommt es wohl daher, daß mir Herr Dübois so außerordentlich gute Kleider hat machen lassen; die Frau Gräfin hat mir die feinste Wäsche geschenkt, und der Herr Graf gab mir vor wenigen Tagen diese goldene Uhr, damit ich, wie er sagte, meine Studien regelmäßig einrichten könne; dabei habe ich noch alles Geld, das Sie mir schenkten. Das ist Alles ganz gut, sagte der junge Graf, aber woher hast Du den Anstand, die vortreffliche Haltung.

Das kommt denn wohl, meinte sein junger Freund lächelnd, von dem lustigen Herrn St. Julien, zu dem Herr Dübois viel von mir gesprochen hat, und der mich nun, seit das Leben der Gräfin außer Gefahr ist, täglich vexirt nnd mich dabei tanzen, reiten und fechten lehrt. Ich versichere Sie, fuhr er, plötzlich in Rührung übergehend, fort, hier im Schlosse sind lauter vortreffliche Menschen, die Bedienten abgerechnet; aber Herr Dübois meint, die wären beinah nirgends so gut, wie sie oft in Büchern geschildert werden,

und verzeihen Sie mir, wenn auch Herr Dübois nicht so vornehm ist, als sie Alle, so ist er gewiß einer der Besten hier im Schlosse.

Ich glaube es Dir, erwiederte der junge Graf, und es schmerzt mich, daß ich ihm früher Unrecht gethan habe; ich sehe, er handelt wahrhaft väterlich gegen Dich.

Sie haben das rechte Wort ausgesprochen, erwiederte der Jüngling; wie ein Vater sorgt er für mich, und der Rath, den er mir giebt, ist jedes Mal so weise, daß ich blind vor Undankbarkeit sein müßte, wenn ich ihn nicht befolgen wollte. Es war hier eine trübe Zeit im Hause, so lange die Gräfin so gefährlich krank war. Der Graf sprach mit Niemandem; Herr Dübois zehrte sich ganz ab vor Kummer; Herr St. Julien und Fräulein Emilie weinten mit einander, so oft sie sich sahen, Herr Dübois ermahnte mich, mit ihm für das Leben der Gräfin zu beten, und ich that es auch aus vollem Herzen und Gott verstand uns Beide, obgleich er katholisch und ich protestantisch betete; endlich erholte sich zu unserer aller Freude die Frau Gräfin. Da sagte mir vor wenigen Tagen Herr Dübois: Der Graf will durch ein kleines Fest die Genesung seiner Gemahlin feiern und hatte sich vorgenommen, Dich an diesem frohen Tage zum ersten Male an seinen Tisch zu nehmen, ich habe ihm dieß für jetzt widerrathen, und ich will Dir, mein lieber

Sohn, die Gründe ſagen, weßhalb ich dieß that, damit Du ſiehſt, daß ich es wohl mit Dir meine. Kein Menſch iſt Herr ſeines Geſchickes, wir können nichts thun, als, was uns auferlegt wird, mit Anſtand tragen und, indem wir verſtändig unſere Verhältniſſe ordnen, die ſchlimmen nach und nach beſiegen. Du, mein liebes Kind, haſt dieß Haus unter ungünſtigen Umſtänden betreten, die ganze Dienerſchaft beleidigte Dich, indem ſie Dich für ihres Gleichen hielt; wenn Du jetzt auf ein Mal an der Tafel ihres Herrn ſpeiſeſt, ſo müſſen ſie Dich zwar bedienen, aber Du kannſt denken, mit welchem Neide und innerem Grimm, und es läßt ſich nicht berechnen, welche Kränkungen Dir durch ihre Bosheit entſtehen können. Wenn Du uns aber jetzt verlaſſen haſt und uns dann nach einiger Zeit als Student beſuchſt, dann iſt ein Zwiſchenraum zwiſchen Deiner bedrückten Lage und der neuen Erſcheinung; auch hat ſich die Dienerſchaft dann wohl zum Theil verändert, Du haſt ſchon mehr Anſprüche in der Welt; dann ſpeiſe an des Grafen Tafel und ich will Dich gern ſelbſt bedienen. Ich erſchrak vor dieſem Worte, denn wäre es nicht eine wahre Gottloſigkeit, wenn ich die Unverſchämtheit hätte, mich von dieſem ehrwürdigen Manne bedienen zu laſſen? Ich ſagte ihm dieß auch und verſicherte ihn, daß ich ihm die Dienſte eines Sohnes bis an mein Lebensende leiſten würde. Er umarmte mich or-

deutlich gerührt, als ob mein Gefühl etwas Besonderes wäre, und so wurde beschlossen, daß, so lange ich jetzt noch hier bleibe, ich fortfahre, bei ihm zu speisen und zu wohnen.

Der junge Graf hatte diesen Bericht nicht ohne Rührung vernommen und beschloß, dem alten Manne seinen Dank für dessen freundliche Güte zu bezeigen. Mit großem Ernst aber untersagte er seinem jungen Freunde jede persönliche Dienstleistung, und dieser mußte es halb mit Kränkung, halb mit Stolz betrachten, wie ein fremder Bedienter, der mit ihm gekommen war, den jungen Grafen entkleidete, und er verließ, durch eine herzliche Umarmung beglückt, seinen edeln Beschützer, um ihn der Ruhe, die er bedurfte, zu überlassen.

VII.

Es hätte zwar der junge Graf Hohenthal nach einer eiligen, etwas angreifenden Reise der Ruhe bedurft, um so mehr, da er in der jüngst vergangenen Zeit Vieles erlebt hatte, wodurch seine Kräfte erschüttert waren, aber eben diese Erfahrungen in seinem innern, wie in seinem äußern Leben waren so inhaltsschwer, daß Gedanken von der wichtigsten Art und die wichtigsten Pläne lange den Schlummer von seinem Lager scheuchten, und er den Tag herbei wünschte, um eine geheime, ernste Unterredung mit seinem Oheim zu

ſuchen, und doch wußte er nicht beſtimmt, was er ihm ſagen wollte oder durfte.

Als der junge Graf vor etwa ſechs Wochen das Schloß Hohenthal mit ſchwerem Herzen verlaſſen hatte, um zu ſeinen Eltern zu reiſen, wurde er auf dieſem Wege von ängſtigenden Sorgen und beunruhigenden Gedanken gequält, das Leben der Gräfin war in Gefahr und er hatte, wie es jedem edeln Menſchen zu ergehn pflegt, eine um ſo größere Theilnahme für dieſe Frau gewonnen, als er ihr Unrecht gethan und ſie ſogar in ſeiner dumpfen Verzweiflung beleidigt hatte, und es erfüllte ihn daher ihr Zuſtand mit lebhaftem Kummer. Auf der andern Seite beunruhigte ihn nicht nur die Lage ſeiner Eltern, die ganz von dem Wohlwollen ſeines Oheims abhing, ſondern er mußte auch mit Schmerzen daran denken, welche Schritte ſein Vater von ihm verlangt hatte, um dieſen Oheim zum Beiſtande zu vermögen, Schritte, die, indem er ſie nur dachte, die Röthe der Scham auf ſeine Wangen trieben. Endlich geſellte ſich zu allen dieſen Sorgen durch einen Zufall noch eine andere, die für den Augenblick die ängſtlichſte wurde. Es zerbrach nämlich ein Rad ſeines Wagens, und dadurch wurde er mehrere Stunden aufgehalten. Da er nun die Zeit ſeiner Reiſe genau berechnet hatte, ſo fürchtete er, ſein Vater würde ſchon nachtheilige Verbindungen eingegangen ſein, ehe er mit der ängſtlich

ersehnten Hülfe erschiene, denn er konnte sein Vaterhaus nicht an dem Abende erreichen, welchen er als den spätesten seiner Ankunft bezeichnet hatte, sondern erst am Nachmittage des folgenden Tages eintreffen. Er fand seine Mutter allein, die ihm ungewöhnlich bleich, mit verweinten Augen entgegen trat. Gottlob! daß Du kommst, rief sie, indem sie ihn mit Thränen umarmte, es ist der letzte Augenblick, wenn Du Hülfe bringst, wo sie uns nützlich werden kann. Der junge Graf beruhigte die leidende Mutter und fragte dann nach dem Vater. Du kommst wie ein Engel des Trostes, erwiederte die Mutter noch immer weinend und berichtete nun, daß der alte Lorenz und sein Sohn erklärt hätten, daß sie noch heute abreisen würden, wenn das beabsichtigte Geschäft nicht noch an diesem Tage zu Stande käme, und daß der Vater, voll Mißtrauen gegen seinen Verwandten, alle Hoffnung aufgegeben habe, da der Sohn nicht zur versprochenen Zeit eingetroffen sei, und nun krank, mit Verzweiflung im Herzen, eben mit den Beiden herum fahre, um ihnen alle Vortheile des Gutes zu zeigen, das ihnen noch diesen Abend übergeben werden sollte.

O, Mutter! rief der junge Graf schmerzlich bewegt, hätte mein Vater sich mit offenem, redlichem Vertrauen an seinen edeln Verwandten gewendet, niemals wäre unsere Lage so drückend geworden, daß sie ihn so tief erniedrigt hätte, mir

Rathschläge zu geben, die mein Gefühl mir verbietet zu wiederholen.

Du hast Recht, sagte die trauernde Mutter, ja hätte Dein unglücklicher Vater nur die Hälfte des Scharfsinns daran gewendet, auf rechtlichen Wegen seine Umstände zu verbessern, den er darauf gerichtet hat, sein Schicksal durch Mittel zu bezwingen, die ich beweinen muß, so glaube ich, wir würden ohne Kummer unsere Lage betrachten; aber dennoch, geliebter Sohn, beurtheile den armen Mann nicht zu hart, denn er ist mir ein treuer Freund und Euch ein liebender Vater, und der Kummer nagt ja eben an seinem Leben und bringt ihn vor der Zeit in's Grab, daß er nichts für uns alle thun kann.

Wenn uns der Vater liebt, sagte der junge Graf finster, so sollte er nicht Handlungen begehen oder fordern, die uns zwingen, für ihn zu erröthen.

O! still mein Kind, erwiederte die sanfte Mutter, Dein Herz schlägt noch mit Jugendkraft, Du kannst es noch nicht wissen, wohin ein feindliches Geschick den Menschen bringen kann. Dein Vater hat in der Jugend mit aller Gluth und Kraft des Herzens geliebt, ihm wurde Erwiederung geheuchelt, indeß seine Empfindung verspottet und er mit dem schnödesten Eigennutz betrogen wurde, und zwar durch einen Freund, dem er sich mit ganzer Seele vertraute. Seine ein-

zige Schwester, bedeutend älter als er, war längst verheirathet, als die ältern starben, und der Schwager benutzte als Vormund das Vermögen, indeß Dein Vater seine Jugend in Dürftigkeit hinbrachte, sich in Schulden verwickelte, die, als er mündig wurde, sich so drückend zeigten, daß er die Einsicht gewann, er sei genußlos verarmt, denn was ihm nach der Theilung mit seinem Schwager blieb, hatte er in immerwährender durch Dürftigkeit und Noth erregter Herzensangst schon im Voraus ausgegeben, und wenn seine Schulden bezahlt werden sollten, behielt er nichts übrig. Wo er sich hinwendete um Unterstützung, wurde er mit Kälte, als ein Verschwender, dem man nicht vertrauen könne, zurückgewiesen und seine Schulden, denen seine Verwandten mit Eifer nachspürten, als Beweise gegen ihn gebraucht. In dieser Bedrängniß wendete er seine Augen auf mich und wählte, nicht aus Liebe, sondern aus Noth, mich zur Gefährtin seines Lebens, und hoffte durch die einzige Tochter eines reichen Handelsherren seine gesunkenen Vermögensumstände wieder zu heben. Meinem Vater schmeichelte vielleicht der Gedanke, daß eine Gräfin aus seinem einzigen Kinde werden solle, und da er nicht gewohnt war, die Ansichten Anderer zu vernehmen, so befahl er mir, Deinen Vater als meinen Bräutigam zu betrachten, und bestimmte den Tag der Vermählung. In der That fiel es mir auch nicht ein, daß ich

befugt sei, Einwendungen zu machen, und der Tag unserer Verbindung erschien und wurde auf's Glänzendste gefeiert. Es schien, als ob Wohlstand und Glanz mit mir in unser Haus gezogen wären; mein Vater gab die nöthigsten Summen bei unserer Vermählung sogleich und verlangte, Dein Vater sollte nach drei Monaten ein Verzeichniß einliefern von allen Schulden und allen Bedürfnissen, dann wolle er Alles berichtigen und unsere Haushaltung, wie er sagte, auf einem solideren Fuße einrichten. Jetzt erschienen dieselben Freunde und Verwandten, die Deinen Vater in seiner Bedrängniß mit Kälte abgewiesen hatten, und wünschten ihm Glück, sie wurden unsere täglichen Gäste, und erschöpften sich in Herzlichkeit und zuvorkommender Liebe; man fand mich höchst liebenswürdig, man lobte es, daß ich bei dem großen Reichthume meines Vaters doch gar keine Ansprüche mache, kurz, Dein Vater wurde noch ein Mal mit allen Menschen versöhnt und überredete sich, er habe sich geirrt und in seiner bittern, durch die Noth erzeugten Stimmung die Menschen mit zu feindlichen Blicken betrachtet. Aber ach! wie bald brach dieß scheinbare Glück zusammen. Ein großes Handlungshaus in England fiel, und sein Sturz zog den eines Amerikanischen und mehrerer Hamburger nach sich, mit denen mein Vater in Verbindung stand, und er war schon zu Grunde gerichtet, ohne es zu ahnen, als er meine Hoch-

zeit so glänzend feierte. Er konnte den Schreck nicht überwinden und wurde vom Schlage getroffen, als er die Nachricht seines Unglücks erhielt. Acht Wochen nach meiner Verheirathung wurde er begraben. Jetzt wurde Alles gerichtlich bei meinen Eltern versiegelt, und die Armuth übte dort ihre furchtbare Gewalt, wo eben noch Glanz und Ueberfluß geherrscht hatten. Mein Vater hatte von mehreren Verwandten meiner Mutter Gelder in seiner Handlung, und diese waren so vorsichtig gewesen, sie mit unterschreiben zu lassen, und jetzt so schamlos, die Kleider und Wäsche meiner unglücklichen Mutter verkaufen zu lassen, um sich bezahlt zu machen, und die arme Frau wäre ohne Obdach gewesen, wenn nicht Dein Vater, der die Verbindung mit mir nur geschlossen hatte, um Vermögen zu erlangen, ihr sein Haus und seine Unterstützung angeboten hätte.

Ach, mein Sohn! wie schnell verloren sich alle die Freunde, die Dein Vater während seines kurzen Glückes besessen hatte, als meine Mutter bei uns einzog und unsere Dürftigkeit theilte. Die Besuche hörten auf, und wenn unsere Einsamkeit zuweilen gestört wurde, oder wenn wir gezwungen waren, Besuche zu machen, so suchte man Gelegenheit, über Mißheirathen zu sprechen, die nie zum Guten ausschlagen könnten; und meine sanfte Seele empörte sich, wenn ich diese rohen Menschen, deren mangelhafte geistige Bildung

ich nur bemitleiden konnte, so reden hörte. Dein Vater aber wurde durch ein solches Betragen auf's Aeußerste erbittert und beschloß, jedes Mittel anzuwenden, um seine Umstände wieder zu verbessern. Er studirte die Landwirthschaft eifrig, aber ihm mangelten die Mittel zu den nöthigen Auslagen und die besten Pläne konnten deßhalb nicht gelingen. Dieß zog ihm den Spott seiner Nachbaren zu, die viel zu beschränkt waren, als daß sie seine Einsichten hätten beurtheilen können; aber die Verläumdung that ihre Wirkung und unsere Lage wurde immer schlimmer. Mehrere Kinder waren geboren, die unsere Sorge vermehrten. Jetzt, da die ganze Welt uns feindlich gegenüber stand, gewann Bitterkeit und Verachtung gegen die Menschen die Oberhand in Deines Vaters Brust. Er hatte nicht die heldenmüthige Kraft der Tugend, die uns über jedes Mißgeschick erhebt; und da er Ursache gefunden hatte, die Menschen so tief zu verachten, so glaubte er auch der Selbstachtung nicht mehr zu bedürfen. Sie beten nichts an als ihr armseliges Vermögen, pflegte er oft zu sagen; sie werden sich von der kleinsten Summe nicht freiwillig trennen, um ihren nächsten Verwandten vom Verderben zu erretten: so muß man sie durch jedes Mittel der Klugheit zum Beistande zu zwingen suchen. Seine Kenntniß der Rechte wie seine Ueberlegenheit des Geistes führten ihn in der That auf manche Mittel, bald

von dem Einen, bald von dem Andern eine Summe als Darlehen zu erpressen, die unsern Untergang verschob, aber es konnte nicht fehlen, daß sich nun alle, die seine Achtung niemals verdient hatten, herausnahmen, Deinen Vater zu verachten; und ach! die allgemeine Stimme übte eine so traurige Gewalt, daß er auch die Achtung der Besseren verlor. Er wollte sich überreden, daß ihm dieß gleichgültig sei, aber ich sah wohl, wie der Kummer darüber an seinem Leben nagte. Meine Mutter war längst gestorben und Dein Vater hatte uns durch alle von ihm angewendeten Künste nur ein höchst dürftiges Leben gefristet; Deine Schwestern wuchsen, von allen Menschen zurückgesetzt, beinah ohne alle Erziehung heran, und wir waren auf's Aeußerste getrieben, als derselbe Lorenz, der jetzt Deines Vaters Vermögen an sich zu bringen strebt, hier erschien und, nachdem er einige Stunden sich in's Geheim mit Deinem Vater unterredet hatte, sich wieder entfernte. Jetzt, sagte hierauf Dein Vater mit großer Heiterkeit zu mir, jetzt will ich meinen hochmüthigen Vetter wohl zwingen, mir beizustehen; bald werde ich die Mittel dazu in meinen Händen haben, und Du, mein unglückliches Weib, brauchst dann nicht mehr in Noth mit unsern armen Kindern zu vergehen. Wie flehentlich bat ich ihn damals, auf der Bahn des Rechten zu bleiben und sich offen, mit Vertrauen an diesen Verwandten

zu wenden. Er lachte mit Bitterkeit über meinen Rath und fragte mich, ob wir noch nicht Demüthigungen genug erfahren hätten, ob ich nach neuen lüstern sei?

Wie einen Bettler würde er mich abweisen, sagte er, wenn ich ihn freimüthig bäte, mir von seinem Ueberflusse Unterstützung zu gewähren, aber mit größtem Danke wird er einen Theil seines Vermögens aufopfern, wenn er fürchten muß, noch weit mehr zu verlieren.

Meine Thränen flossen nun im Verborgenen, denn ich wußte wohl, daß ich Deinen Vater zur Aenderung seiner Ansicht nicht würde bewegen können. Nach einiger Zeit erschien der alte Lorenz von Neuem und brachte ein Pergament, wofür er eine ansehnliche Summe verlangte. Ich hörte es wohl, wie ihm Dein Vater alles geben wollte, was sich noch an Silber oder sonst an Sachen von Werth im Hause befand, aber dieß Alles betrug nur noch eine unbedeutende Summe. Auf Verschreibungen wollte sich der Alte vollends nicht einlassen, indem er behauptete, ein solcher Handel könne nur gegen baares Geld abgeschlossen werden. Dein unglücklicher Vater war so in Verzweiflung, daß ich glaubte, er würde jede Rücksicht vergessen und es versucht haben, dem alten Lorenz die Schrift, auf die es ihm ankam, mit Gewalt zu entreißen, wenn nicht in diesem Augenblicke der Prediger ge-

kommen wäre, dem wir, wie vielen Andern, schuldig sind, und der also höflich empfangen werden mußte.

Der alte Lorenz benutzte diesen günstigen Augenblick, um sich zu entfernen, und sagte mit widrigem Lächeln, daß er nach einigen Wochen wieder anfragen wollte, ob der Herr Graf seine Dienste noch wünsche. Von jetzt an zehrte Dein Vater sich sichtlich ab in dem leidenschaftlichen und fruchtlosen Bestreben, die Summen zusammen zu bringen, die gefordert wurden, ehe der Alte die Schrift ausliefern wollte. Er erfuhr, daß sein Verwandter den ungetreuen Kastellan entlassen hatte, und dieß erregte in ihm eine lebhafte Freude, denn er hoffte nun mit geringeren Kosten seinen Zweck zu erreichen. In der That bot ihm der alte Lorenz die Schrift nun für die Hälfte der früher geforderten Summe an, aber auch seine herabgestimmte Forderung zu befriedigen war unmöglich, weil er sich nur gegen baares Geld zur Auslieferung des Verlangten verstehen wollte.

In dieser sorgenvollen Zeit vermehrte der Krieg unser Unglück und der Friede vollendete es, denn Du, mein geliebter Sohn, kehrtest krank und des Dienstes entlassen zu uns zurück. Dein Vater wagte nun einen verzweifelten Versuch; er kannte Dich zu gut, als daß er es nur hätte unternehmen mögen, Dir seine Ansichten mitzutheilen, er wußte, daß Du dann sein Begehren nicht erfüllen würdest, er ließ

Dich also glauben, Dein Oheim sei gegen uns im höchsten Unrecht, und schickte Dich ab, eine Ausgleichung mit diesem ungerechten Verwandten zu versuchen. Da er überzeugt war, die Schrift, durch die sich Dein Oheim gegen seine Forderung sicher stellen konnte, sei noch in den Händen des alten Lorenz, so glaubte er, daß jener, wenn er sie vermißte, sich auf einen Vergleich einlassen würde, und da er es für unmöglich hielt, daß der alte Lorenz es wagen könnte, die aus dem Archive entwendete Schrift zurückzuliefern, so erregte es in ihm eine Art von Freude, auch diesen zu überlisten und seinen Diebstahl nun doch zu benutzen, ohne ihm etwas dafür zu bezahlen, da er sich so unbeugsam gegen jeden Vorschlag gezeigt hatte.

Ich weinte und betete im Stillen, Gott möge uns aus diesem Drangsal erlösen, als der alte Lorenz von Neuem bei uns erschien, aber dieß Mal in ganz veränderter Gestalt auftrat. Er versicherte auf Deines Vaters ängstliche Frage, er habe die bewußte Schrift bei sich zu Hause und sie stehe demselben unter den früher ausgesprochenen Bedingungen zu Diensten, aber jetzt, da er durch glückliche Unternehmungen seines Sohnes in Wohlstand versetzt sei, komme er, um uns Dienste anderer Art zu leisten. Er kannte unsere gefährliche Lage ganz; er wußte, welche Forderungen Deinen Vater bedrängten, und machte nun die Dir bekannten Anträge. Dein

Vater versprach ihm darauf einzugehen, wenn Deine Reise zu Deinem Oheim, die nun beschlossen wurde, fruchtlos sein sollte. Mit spöttischem Lächeln willigte der Alte und mit hochmüthigter Verachtung sein übermüthiger Sohn in diesen Vorschlag ein.

Du reistest ab, und unsere unwürdigen Gäste fingen an sich ganz wie die Herren des Schlosses zu betragen, und ihr Uebermuth wuchs, je mehr sie bei einem längeren Aufenthalt die Noth bemerken mußten, die uns bedrängte. Dein Vater ertrug Alles standhaft und erwartete mit letzter Anstrengung seiner moralischen Kraft Deine Rückkunft: da, mein geliebter Sohn, erschien Dein Bote und vernichtete alle unsere Hoffnungen. Was Du von der großmüthigen Gesinnung Deines Oheims schriebst, glaubte Dein Vater nicht, er meinte, Du hättest Dich durch gleißnerische Reden täuschen lassen; daß sein Verwandter sich wieder im Besitz der entwendeten Schrift befand, brachte ihn zur Verzweiflung, denn er sah nun keinen Grund mehr, weßhalb er uns helfen sollte, und er weinte untröstlich eine ganze Nacht hindurch über unsern unvermeidlichen Untergang. Am andern Morgen machte er dem alten Lorenz Vorwürfe darüber, daß er die Schrift seinem ehemaligen Herrn gegen ihre Abmachung ausgeliefert habe. Der alte Heuchler antwortete aber mit schändlicher Dreistigkeit: Gott hat es nicht haben

wollen, mein Herr Graf, daß Sie auf diese Weise wieder zu Vermögen kommen sollten, ich bot Ihnen die Schrift erst für vierhundert Dukaten an, dann wollte ich sie Ihnen in Betracht Ihrer Umstände für zwei hundert Dukaten lassen; da Sie aber auch darauf nicht eingehen konnten, so entschloß ich mich, sie meinem vorigen Herrn, dessen Vater ich schon gedient hatte, und für den ich also noch immer Anhänglichkeit fühlte, für hundert Dukaten zurück zu geben, und seitdem ich hier bin, sehe ich ja auch deutlich genug, daß Sie mir sogar diese geringe Summe nicht hätten zahlen können. Trösten Sie sich also, gnädiger Herr Graf, es hat nicht sein sollen; Sie wissen wohl, Wer da hat, dem wird gegeben werden, und Wer da nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat; das lehrt uns selbst das Evangelium.

Dein Vater ertrug die Pein dieser letzten Tage in düsterem Schweigen; es kam keine Klage mehr über seine Lippen, nur als er gestern um Mitternacht sein Lager suchte, drückte er meine Hand und sagte: Wir sind verloren, unser Sohn ist nicht gekommen; bis morgen Mittag wollen die Schurken nur noch warten, Nachmittag alle Einrichtungen des Gutes betrachten und den Abend den Kontrakt abschließen; dann muß ich ihnen die Wohnung hier nach wenigen

Tagen überlassen und Gott weiß, wo wir unser Haupt hinlegen werden.

Du kannst es denken, geliebter Sohn, sagte die Mutter, indem sie den jungen Mann von Neuem umarmte, mit welcher Qual ich den heutigen Tag verlebt habe, bis Du mir endlich wie ein Engel des Trostes erschienst.

Könnte auch ich nur Trost in dem Allen finden, sagte der junge Graf, indem er mit tiefem Kummer in die weinenden Augen der Mutter blickte. Ich bringe Ihnen vollständige Hülfe, und zwar von dem Manne, gegen den mein Vater sich mit nichtswürdigen Gaunern vereinigte, um ihn zu betrügen. O, Mutter! können die Wogen des Weltmeers diesen Flecken von dem Namen eines Edelmannes abwaschen?

Glaube mir, erwiederte die Mutter, ich fühle sein Unrecht wie Du, aber sei mild, bedenke sein Unglück; der alte Mann hat Alles eingebüßt, Vermögen, Gesundheit, die Achtung seiner Mitbürger und seiner selbst; soll er ganz verzweifeln, wenn er sieht, daß er auch die Liebe seines Weibes und seiner Kinder verloren hat?

Der junge Graf schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, bis das Geräusch eines vorfahrenden Wagens Beide aufschreckte. Sie trockneten schnell die herabströmenden Thränen und gingen dem Vater entgegen, der, wie der

Sohn mit Schmerzen bemerkte, nur mit Mühe aus dem Wagen steigen konnte, weil seine Füße geschwollen waren. Sein Gesicht war bleich und entstellt, er athmete schwer aus beklemmter Brust und konnte, auf den Arm des Sohnes gestützt, durch heftiges Husten gehindert, nicht so schnell die Treppe ersteigen, wie seine zitternde Eile es verlangte; er sah mit scharfen Blicken abwechselnd in die verweinten Augen der Mutter und des Sohnes, die ihm schlimme Vorzeichen zu sein schienen. Der alte Lorenz blickte mit lauerndem Lächeln von dem jungen Grafen auf seinen Sohn, und dieser erwiederte den Blick des Vaters durch ein spöttisches Zucken des Mundes. Alles dieß entging dem alten kranken Grafen nicht, der sich um so mehr beeilte, sein Zimmer am Arme des Sohnes zu erreichen, dessen Zorn beim Anblicke des beinah vernichteten Vaters schwand. Sie hatten endlich die Treppe erstiegen, und der Vater zog den Sohn in sein Kabinet und sagte, indem er noch dessen Arm umschlossen hielt, in heftigster Angst: Sprich es nur aus, zögre nur nicht, Du bringst nichts, wir sind verloren.

Könnte doch dadurch Alles gut werden, sagte der Sohn, indem er beide Hände des Vaters faßte, daß ich Ihnen vollständige Hülfe bringe. Wie war das, sagte der Vater, indem er, durch den freudigen Schreck ermattet, sich in einen Lehnstuhl senkte, hast Du die nöthigen Summen?

Ich habe alles erhalten, was wir brauchen, erwiederte der Sohn, und zwar ohne Anstrengung, ohne Künste. O mein Vater, wie sehr haben wir den besten der Menschen verkannt. Laß das jetzt, rief der Vater, indem ein Strahl der Freude in seinen erlöschenden Augen aufblitzte, wir wollen uns schnell die beiden Schurken vom Halse schaffen, die mich ganz wie ihres Gleichen behandelt haben. Ach, mein Vater! seufzte der Sohn. Laß alle Erklärungen, rief der Vater, wenn die Beiden aus dem Hause sind, dann wollen wir über Alles sprechen. Er wollte sich schnell erheben, um dieß sogleich auszuführen, aber der Husten, der ihn von Neuem überfiel, verhinderte ihn an der Ausführung seines Vorsatzes. Es währte eine halbe Stunde, ehe der Kranke sich von der Anstrengung des heftigen Hustens erholen konnte. Ich habe mich um der Schurken Willen heute noch erkältet, sagte er endlich, und dieß wird mir um so nachtheiliger, da ich schon krank war, ehe wir in den Wagen stiegen; aber komm nur, wir wollen sie nun gleich abfertigen. Er erreichte, auf den Arm des Sohnes gelehnt, den Saal, in dem die Mutter mit dem alten Lorenz und dessen Sohne ein gleichgültiges Gespräch zu führen suchte. So krank der alte Graf sich auch fühlte, so richtete er sich doch stolz empor und sagte mit vornehmer Höflichkeit zu den Beiden: Es thut mir leid, meine Herren, daß Sie sich so

lange vergeblich bei mir aufgehalten haben, da aus unsern früheren Plänen nichts werden kann, weil ich gesonnen bin, meinem Sohn die Güter zu übergeben, und ich beklage nur, fügte er spöttisch lächelnd hinzu, daß Sie sich heute die unnütze Mühe gemacht haben, Alles in meiner Wirthschaft zu betrachten, die Sie niemals führen werden.

Der alte Lorenz so wohl, als sein Sohn waren nach dieser Erklärung sichtlich bestürzt, aber da sie fühlten, daß alle ferneren Versuche vergeblich sein würden, ging der Sohn hinweg, um seinem Bedienten zu befehlen, die Pferde anspannen zu lassen. Nicht eine Sylbe wurde gesprochen, um diesen Vorsatz zu verhindern, obgleich die Abenddämmerung schon eintrat, und beide unwürdige Gäste mußten sich von dem Schlosse entfernen, das sie schon wie ihr Eigenthum betrachtet hatten.

Gottlob! rief der alte Graf, als sie das Haus verlassen hatten, nun ist die Luft wieder rein, aber ich fühle mich krank und ermattet, ich will mich zur Ruhe begeben und Thee im Bette trinken, das wird mir wohl thun, und dann sollst Du, mein Sohn, mir Alles erzählen. Der junge Graf zog die Klingel, um einen Bedienten herbei zu rufen, aber wie heftig er dieß auch in kurzen Zwischenräumen wiederholte, so zeigte sich doch Niemand, um den Kranken zu entkleiden. Der Sohn ging endlich selbst, um einen Diener aufzusuchen,

aber seine Mühe war vergeblich. Von der zahlreichen Dienerschaft war Niemand zu finden. Es hatte sich in diesem Hause ein Jeder nach und nach so viele Freiheiten genommen, und so viele Dienstleistungen von sich abzulehnen gewußt, daß zwar viele Menschen darin waren, die ernährt werden mußten, aber niemand, der wahrhaft nützlich gewesen wäre. Da man ihnen allen den Lohn schuldig bleiben mußte, so fanden sie Mittel, sich auf andere Weise bezahlt zu machen, und indem ihre Forderung jeden Monat anwuchs, konnten sie um so trotziger bei jedem Tadel, den die Herrschaft auszusprechen wagte, erwiedern: Zahlen Sie mir meinen Lohn aus, so verlasse ich Ihren Dienst sogleich. Der junge Graf seufzte bei dieser fühlbaren Zerrüttung des ganzen Hauswesens, und dachte an die edle Einfachheit und Ordnung in dem Hause seines Oheims.

Da er seinen Zweck gänzlich verfehlte und keinen Diener fand, so kehrte er zu seinem Vater zurück, den er im heftigen Fieberfrost zitternd fand; die Mutter war hinunter gegangen, um Thee zu besorgen, denn auch dieß machte Schwierigkeit, da es etwas früher als gewöhnlich geschehen sollte. Der Zustand des alten Grafen erregte das innigste Mitleid des Sohnes, er führte den alten Mann nach dem Schlafzimmer und leistete ihm selbst die nöthige Hülfe, um ihn zur Ruhe zu bringen. Indeß hatte die Mutter jemanden ge-

funden, der Thee besorgen wollte, und der Kranke fühlte seinen Zustand bald merklich durch Ruhe und Wärme erleichtert. Jetzt erzähle mir, sagte er nun zum Sohne, wie es Dir gelungen ist, Deinen Oheim zum Beistande zu bewegen. So wie ich ihn mit unserem Bedürfnisse bekannt machte, erwiederte der junge Mann, war er zu jeder Hülfe bereit.

Wie! sagte der Vater in heftiger Bewegung, er schlug Dir nicht zuerst Alles ab, er ließ Dich nicht zwanzig Mal Deine Bitte wiederholen, um sich, an Deiner Erniedrigung sich ergötzend, nach und nach etwas abpressen zu lassen?

Nichts von allem Dem, erwiederte der Sohn; er gab mir die nöthigen Summen, um hier einigermaßen Ordnung hervorzubringen, und trug mir auf, so bald als möglich mit einer vollständigen Berechnung unserer Bedürfnisse wiederzukehren, damit er uns gründlich helfen könne. Und was sagte er zu meinen Ansprüchen? fragte der Kranke, indem die Röthe der Scham auf seinen Wangen brannte.

O mein Vater, antwortete mit dem Ausdrucke höchsten Schmerzes der Sohn, er zeigte mir, daß wir keine haben, wie ich Ihnen dieß schon in meinem Briefe meldete, und legte mir zur Bestätigung eine Schrift vor, die Sie nicht in seinen Händen glaubten.

Der Kranke wendete sich seufzend ab und antwortete nicht, worauf der Sohn nach kurzem Schweigen seine Hand

ergriff und im Tone milden Vorwurfs sagte: Sie haben, mein Vater, in diesem Verwandten den edelsten, besten Menschen verkannt und sich Mittel gegen ihn anzuwenden erlaubt, deren Gebrauch für Sie selbst schmerzlich und beschämend sein muß, und mich schon um deßwillen unglücklich macht, weil ich als Ihr Sohn, der immer mit Ehrfurcht zu Ihnen sollte reden können, diese Worte des Vorwurfs aussprechen muß.

Der Kranke wendete sich um, richtete sich mit heftiger Bewegung auf und sagte dann nicht ohne Bitterkeit: Ich weiß es aus eigner Erinnerung, daß die Jugend nichts so freigebig bietet, als Achtung auf der einen und Verachtung auf der andern Seite, und daß sie häufig in beiden Fällen Unrecht hat. Mißverstehe mich nicht, fuhr er eifrig fort, da er sah, daß der Sohn antworten wollte: es kann sein, ja ich glaube es selbst, daß ich Deinem Oheim Unrecht gethan habe, aber kann dieß wohl beweisen, daß ich überhaupt im Irrthume gegen die Menschen und im Unrecht gegen sie bin, wenn er eine Ausnahme von der Regel macht und Du vielleicht unter hunderttausenden nicht noch einen finden wirst, der auf gleiche Weise handelt? Die Menschen haben mein Herz zerfleischt, wohin ich mich wendete. In glücklichen Tagen hat mich Betrug, Bosheit, Neid und Mißgunst verletzt, in unglücklichen wurde ich durch Härte, Spott und Verachtung gekränkt. Ich fand nicht eine Ausnahme,

nicht einen einzigen Freund, was konnte ich denn also in diesen Menschen lieben und achten? Glaube mir, setzte er mit milderer Stimme hinzu, wenn die Tugend des Menschen auch nicht selbst eine Zufälligkeit ist, so hängt sie doch fast immer von zufälligen Umständen ab. Wäre ich so glücklich gewesen, in meiner Jugend einen wahren Freund, einen wohlwollenden Verwandten anzutreffen, so hätten sich meine Vermögensumstände herstellen lassen, und indem ich nach meiner Neigung ohne Sorgen hätte leben können, hätte ich auch die gewöhnliche Liebe und Achtung für die Menschen behalten, denn ihr wahres verächtliches Inneres hätte ich dann niemals erkannt und durch die fortgesetzte Täuschung wäre ich im Frieden mit mir selbst erhalten worden. Du bist darin glücklicher als ich, setzte er hinzu, indem er dem Sohn liebevoll die Hand reichte, Du hast angetroffen, was ich durch Gebet und Thränen in der Unschuld meiner Jugend oft herbeirufen wollte, und die sogenannte Tugend in Deiner Brust wird nicht durch ein so trübseliges, gramvolles Leben erschüttert werden, wie ich es habe erdulden müssen. Ich weiß es, Du wirst, wenn Du auch Mitleid mit mir hast, meinen Worten dennoch nicht Glauben schenken, und ich zürne Dir deßhalb nicht, ja es freut mich selbst um Deinetwillen, denn Du wirst die Achtung der Menschen und Deiner selbst dadurch bewahren, und glaube mir, es ist ein

Unglück, dessen Tiefe Du nur schaudernd ahnden kannst, das Gefühl dieser Achtung zu verlieren.

Hätte der Sohn auch so hart sein mögen, die Ansicht des Vaters zu bekämpfen, die dieser sich gewissermaßen zum Troste aufzustellen bemühte, so würde dieß schon durch den sich plötzlich verschlimmernden Zustand des Kranken unmöglich geworden sein. Die lange, leidenschaftliche Rede hatte den alten Grafen angegriffen; ein heftiger Husten war die Folge, der sich mit einem Blutsturz endigte. Die Mutter und der Sohn waren in Verzweiflung, aber der Anfall ließ zu ihrem Troste bald nach, und der Sohn verlangte nun, es sollte zum Arzte mit größter Eile gesendet werden. Es wird nichts helfen, sagte der Kranke mit ersterbender Stimme, und die Thränen der Mutter bestätigten seine Ansicht. Warum, fragte der Sohn, was kann ihn hindern? Wir haben öfter nach ihm geschickt, sagte die kummervolle Mutter, aber immer vergeblich, vermuthlich weil wir ihm einen früher geleisteten Beistand noch nicht haben bezahlen können. Die Flammen des Zornes rötheten die Wangen des Sohnes, und er verstand ein schwaches Lächeln des Kranken, das ihn an die Menschenkenntniß seines Vaters erinnern sollte.

Ich werde selbst hinfahren und ihn gewiß mitbringen, sagte der Sohn entschlossen und verließ die Eltern, um Bediente aufzusuchen, die sich nun endlich eingefunden hatten.

Indeß nach seinem Befehle ein leichter Wagen angespannt wurde, nachdem er noch erst die Einwendungen mit einiger Heftigkeit beseitigt hatte, die der Kutscher erheben wollte, kamen seine Schwestern von einem Besuche beim Prediger nach Hause und begrüßten mit lärmender Freude den Bruder, indem sie sich auf wilde, unordentliche Art von den hindernden Hüten und Mänteln befreiten. Er umarmte Beide herzlich, aber es war ihm nicht möglich, die von der Sonne gebräunten Gesichter, die wenig geschonten Hände und Arme, die Wildheit der Gebehrden ohne Schmerz zu bemerken. Ihn erschreckten die lauten, heftigen Stimmen und innig betrübten ihn all die Zeichen einer vernachläßigten Erziehung, indem er an Thereſe und Emilie dachte, deren natürliche Schönheit durch eine anständige Haltung und edle Gebehrden gehoben wurde. Er ermahnte die sorglosen Schwestern, leise aufzutreten und den kranken Vater nicht durch ihre lauten Stimmen zu erschrecken. So ist der Vater krank? fragten sie ängstlich, und die großen unschuldigen Augen schwammen in Thränen. Habt Ihr denn das noch nicht bemerkt, fragte der Bruder, durch die gutmüthige Trauer in den unschuldigen Gesichtern bewegt. Er ist seit einigen Tagen nicht wohl, erwiederte die ältere Schwester, aber er sagte selbst, es hätte nichts zu bedeuten. Ich fahre jetzt zum Arzt, versetzte der Bruder, wenn ich mit ihm zu-

rück komme, dann werden wir hören, ob der Zustand unseres Vaters bedenklich ist. Er verließ die Schwestern und warf sich in den Wagen, um in möglichster Eile den Beistand herbei zu schaffen, der in diesem Augenblicke so wichtig war, da er nicht ohne Grund die Wiederholung des Blutsturzes fürchtete. Der eine Meile entfernte Arzt war bald erreicht, indeß der junge Graf wurde nur kalt von ihm empfangen, er machte Einwendungen dagegen, mitzufahren, er verlangte, der junge Mann solle ihm den Zustand seines Vaters schildern, so wolle er die nöhigen Mittel verschreiben. Als ihm aber von dem jungen Grafen die früher geleistete Hülfe freigebig bezahlt und die gleiche Freigebigkeit für den jetzigen Fall zugesichert wurde, änderte er seine Ansicht und entschloß sich selbst mitzufahren, um den Kranken zu sehen.

Aus tiefster Brust seufzend, trat der bekümmerte Sohn an der Seite des ihn begleitenden Arztes den Rückweg an. Die Bemerkungen seines Vaters beschäftigten seine Seele, und er konnte es sich nicht abläugnen, daß die Empfindungsweise und die Lebensansicht eines Jeden wenigstens zum Theil von seiner äußern Lage abhängig sei. Wie soll mein Oheim, dachte er, die Menschenverachtung meines Vaters nur verstehn, da der verächtlichste Eigennutz sich dem Einen ohne Rückhalt zeigt, weil er nichts glaubt gewinnen zu können

und also nichts zu schonen braucht, indeß er sich dem Andern ewig verbirgt, weil er seiner Befriedigung gewiß ist und sich ihm auf diese Weise als Anhänglichkeit, aufrichtige Freundschaft, Anerkennung des Verdienstes und Gott weiß für welche Tugend verkauft.

Der ihn begleitende Arzt ahnete nicht, daß er das finstere Nachdenken des jungen Mannes veranlaßt hatte, und glaubte, die Besorgniß für den Vater allein in dessen einsylbigen Worten zu erkennen; er suchte ihm also Muth einzusprechen, und der junge Graf würde sein Bestreben dankbar erkannt haben, wenn er sich nicht hätte gestehen müssen, daß nur der befriedigte Eigennutz die Menschlichkeit in der Brust des Arztes erweckt habe. Der Rückweg wurde mit derselben Schnelligkeit gemacht, die man angewendet hatte, den Arzt zu erreichen, obgleich der Kutscher laut genug bemerkte, damit der junge Graf es hören sollte, die Pferde würden wohl umfallen, wenn sie den Stall erreichten, da sie so wenig Hafer bekämen und doch übermäßig angestrengt würden.

Man hatte endlich die kleine Reise vollendet, und der Arzt fand den Kranken zwar nicht ohne Fieber, aber doch schlummernd; auch hatte sich der Blutsturz nicht erneuert, und er glaubte hierauf beruhigende Hoffnungen gründen zu können. Der ängstliche Sohn drang hierauf in den Arzt,

einige Tage zu bleiben, um den Gang der Krankheit zu beobachten, und dieser willigte ohne Schwierigkeit ein.

Die Blicke der Mutter waren etwas ängstlich bei diesen Einrichtungen, und der Sohn bemerkte bei der dürftigen Abendmahlzeit die Ursache dieser Aengstlichkeit, und seine Seele wurde mit innigster Wehmuth über die traurige Lage seiner Eltern erfüllt, als deren Opfer der Vater eigentlich fiel, und die sich während seiner Abwesenheit so sehr verschlimmert zu haben schien.

Es war von dem Arzte bekannt, daß er eine gute Tafel liebte, und der junge Graf entschuldigte die Mangelhaftigkeit des heutigen Mahles mit der Unruhe, die des Vaters Krankheit verursacht habe. Als noch die nöthigen Verordnungen für die Nacht gegeben waren, zog sich der Arzt in ein nahes Zimmer zurück, damit er sogleich gerufen werden könnte, wenn ein bedenklicher Zufall eintreten sollte. Der besorgte Sohn hieß die ältere Schwester am Bette des Vaters verweilen und winkte die Mutter hinaus, um ihr zu vertrauen, daß er gleich des andern Tages eine neue Ordnung des Hauses einzuführen gedächte. Er erkundigte sich bei der Mutter, welche sie für die brauchbarsten von den vielen unnützen Bedienten hielte, nnd erklärte, diese für's Erste behalten und alle andern entlassen zu wollen. Die Mutter weinte Freudenthränen, als sie vernahm, daß der

Sohn auch dazu die Mittel von dem verkannten Oheim empfangen hatte, auch daß er alle Bedürfnisse im Hause sogleich befriedigen und die nöthigen Vorräthe sogleich anschaffen könne. Die von der Mutter genannten Bedienten wurden aufgezeichnet, die weibliche Dienerschaft sollte ganz erneuert werden, denn von dieser, versicherte sie, müsse sie am Meisten leiden.

Es war spät geworden, und der junge Graf warf sich in den Kleidern auf sein Bett, weil er am frühen Morgen die Verbesserung des Hauswesens beginnen wollte. Er stand um drei Uhr nach kurzem Schlummer zu diesem Endzweck auf und wollte einen Diener selbst rufen, um nicht vielleicht durch das Herbeiströmen aller, wenn er die Klingel zöge, ein unnützes Getöse im Hause zu erregen; doch diese Sorge war vergeblich.

Es war kein Mensch im Hause und auch die Ställe waren leer, und als sich endlich ein schlaftrunkener Knabe fand, erfuhr der junge Graf auf seine Erkundigung, daß im nächsten Dorfe eine Hochzeit sei, wohin sich die ganze Dienerschaft begeben habe, indem sie sich der Pferde zu diesem Zweck bedient hätte.

Ein Trinkgeld machte den Knaben munter, der nun abgesendet wurde, um die freche Dienerschaft von ihrer Belustigung abzurufen, und nach einer Stunde kamen sie zu

Fuß und zu Pferde zurück, und verfügten sich mit einiger Verlegenheit auf das Zimmer des jungen Grafen, wie es ihnen befohlen war. Auf seine Vorwürfe über ihre Unverschämtheit erfolgte ihre gewöhnliche Antwort, daß man ihnen ihren Lohn auszahlen und sie entlassen möchte, wenn man mit ihren Diensten nicht zufrieden sei. Als aber dem ersten, der dieß Wort gesprochen hatte, der Wunsch erfüllt und ihm ernstlich angedeutet wurde, binnen einer Stunde das Schloß zu verlassen, traten die andern schüchtern bei Seite, baten um Verzeihung und gelobten ernstlich Besserung. Der junge Graf nahm nun die beabsichtigte Reinigung vor, die frechsten Trunkenbolde wurden entlassen, und die Verabschiedeten wie die Bleibenden bezahlt. Einem Jeden wurde sein Geschäft angewiesen und ihnen ernstlich versichert, daß ein Zeichen des Ungehorsams, eine unehrerbietige Miene ihre Verabschiedung sogleich veranlassen würde.

Dem Jäger wurde befohlen, Wild herbei zu schaffen; Andere mußten für Fische sorgen; aus dem nächsten Städtchen wurde Wein und andere Bedürfnisse gebracht, und zugleich das bei einem dasigen Juden verpfändete Silbergeräth zurückgenommen, und so wurde es möglich, zur innigen Freude der Mutter, dem Arzte anständige Mahlzeiten anzubieten und ihn auch in dieser Hinsicht zu befriedigen. Im Vorzimmer wartete beständig ein Diener, und die lei-

feste Bewegung der Klingel rief ihn herbei, um die Befehle der Herrschaft ehrerbietig zu vernehmen.

Der Kranke war erwacht und betrachtete lächelnd die Sorgfalt, mit welcher der Arzt sich für seine Herstellung bemühte, die ehrerbietig aufwartenden Bedienten, den veränderten Ton des ganzen Hauses. Nicht wahr, fragte er den Sohn etwas spöttisch, Du erkennst die Macht des Geldes? Wie war ich verlassen, verhöhnt, von den Bedienten selbst vernachlässigt; Du bringst dieß Zaubermittel, und siehe die Verwandlung. Aber sage mir doch, fuhr er fort, ich habe die Nacht daran gedacht, da Dein Oheim so bereit ist, seine Schätze mitzutheilen, so hat wohl der junge Franzose, von dem uns der alte Lorenz erzählte, schon beträchtliche Summen im Voraus genommen auf die ihm für die Zukunft bestimmte Erbschaft.

Ach, mein Vater! erwiederte der Sohn, indem die Erinnerung an beschämende Auftritte seine Wangen röthete, zu welchen erniedrigenden Schritten hat mich auch in dieser Hinsicht Ihre falsche Ansicht verleitet. Der junge Mann ist weit davon entfernt, meinen Oheim mißbrauchen zu wollen. Er ist ein edler, feuriger, liebenswürdiger Mensch, der die Liebe des Oheims verdient und sie auf's Zärtlichste erwiedert, aber dessen Geld nicht bedarf, davon habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen; er erhielt große Sum-

men von seiner Mutter und würde sie bei der Freundschaft, deren er mich würdigte, im Falle mein Oheim mir meine Bitte abgeschlagen hätte, mit mir getheilt haben, wenn ich mich hätte entschließen können, ihn darum zu ersuchen.

So, so, sagte der Kranke, nun und der französische Haushofmeister, ist der auch so tief in Edelmuth versunken?

Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, erwiederte der Sohn gereizt. Ich wollte nur, wir hätten hier jemanden, der so treu, so uneigennützig, mit wahrer Ergebenheit für seine Herrschaft die Wirthschaft verwaltete, wie dieser gute alte Mann, den der Oheim mit Recht nicht wie einen Diener, sondern wie einen Freund behandelt, und der sich doch nie in diesem Verhältniß überhebt, und so nahe er seiner Herrschaft auch durch die Liebe, mit der er ihr ergeben ist, stehen mag, sich doch äußerlich immer in ehrerbietiger Ferne hält.

Das ist wahr, sagte der Kranke spöttisch, die Hofhaltung Deines Oheims liefert ja ein Abbild des himmlischen Paradieses; er thront ja recht in glänzender Herrlichkeit auf seinem Schlosse, und sammelt alles Schöne und Edle um sich her. Nun und die Damen, fuhr er fort, sie sind wohl auch frei von allem verwundenden Stolz, von aller kleinlichen Eitelkeit und Ziererei; sie verehren wahrhaft den großen Mann und täuschen ihn nicht durch scheinheilige Lüge, um ihn zu

betrügen, indem sie innerlich über seine Anmaßung lachen; nicht wahr, mein guter Sohn, fragte er mit scheinbarer Treuherzigkeit, sie sind eben so edel, eben so trefflich, wie alles Uebrige auf Schloß Hohenthal?

Der Sohn konnte den Zorn über die schnöde Undankbarkeit des Vaters nicht mehr bewältigen und war im Begriffe, etwas Heftiges zu erwiedern, als die Mutter ihre Hand sanft auf seinen Arm legte und sagte: Du siehst, daß Dein Vater sich heut um Vieles besser befindet als gestern, da er selbst heiter werden und scherzen kann. Der Kranke fühlte das Unziemliche seiner Reden und sagte in einer Anwandelung von Reue: Ich fühle es ja selbst, wie vielen Dank ich Deinem Oheim schuldig bin, durch seinen Beistand ist es mir wenigstens so gut geworden, ruhig und mit Anstand sterben zu können, obgleich es mir nie so wohl geworden ist, so zu leben; aber die langen Jahre des Duldens, des Zornes, des Kummers haben mein Herz verhärtet und mit Bitterkeit erfüllt; es wird mir deßhalb nicht so leicht, wie Du glaubst, zu den Empfindungen der Jugend zurückzukehren, die Du die besseren nennst. Hätte ich früher nur einen einzigen Menschen angetroffen, der mir großmüthige Liebe bewiesen hätte, so würde ich den Glauben an die Menschen nicht verloren haben. Sein Auge traf, indem er dieß sagte, den kummervollen, von Thränen umschleierten Blick der Gattin;

er bot ihr die Hand und sagte nicht ohne Rührung: Dich habe ich freilich getroffen, Du gute, treue Seele; ein Befehl bestimmte Dich, Dein Geschick mit dem meinen zu verknüpfen, und dennoch ist Deine Liebe und Treue in unwandelbarer Sanftmuth mein eigen geblieben auf dem langen, dornenvollen Wege des Lebens, den wir mit einander wandeln mußten; aber Deine Liebe konnte nicht mein Schicksal bezwingen, Du konntest mir keine Hülfe bieten.

Die Bewegung des Gemüths und das viele Sprechen erregte den gefährlichen Husten des Kranken, so daß der Arzt herbeieilte und, nachdem der Anfall vorüber war, das häufige Sprechen untersagte und vor allen Dingen Ruhe des Gemüths empfahl.

Als die Familie wieder allein war, sagte der Kranke spöttisch: Die Ruhe des Gemüths hat er mir immer ganz besonders empfohlen, und jetzt wird es mir auch möglich, dieß Recept zu benutzen. Aber wenn die täglichen Sorgen des Lebens mich niederbeugten, und ich den Meinigen weder Nahrung noch Kleider, so wie sie es bedurften, verschaffen konnte, wenn an jedem Posttage zwanzig Mahnbriefe und gerichtliche Verfolgungen mich ängstigten, wenn ich mich meiner Dürftigkeit wegen überall verachtet und selbst von den Bedienten vernachläßigt sah, wenn ich in unserer drückenden Noth immer neue Verluste entstehen sah, weil ich sie auch nicht

durch die kleinste Auslage abwenden konnte: wie sollte ich es denn da möglich machen, die Gemüthsruhe mir anzueignen, die der gute Arzt so nothwendig findet?

Der Sohn bat den Vater, sich jetzt aller Sorgen zu entschlagen und, da nun hoffentlich Alles besser gehen würde, der Vorschrift des Arztes zu folgen und auch das Sprechen zu vermeiden, um nicht den Husten zu reizen. Der Kranke fügte sich willig dieser Bitte, und der Sohn verließ das Krankenzimmer nicht ungern, weil die Denkungsart seines Vaters ihn im innersten Herzen verwundete. Er hielt es jetzt für seine Pflicht, das angefangene Werk zu vollenden und nach der Anleitung seines Oheims Ordnung in alle Zweige der Wirthschaft zu bringen; er ließ also den Verwalter rufen, der willig mit ihm in alle Zweige der Verwaltung einging und ihm mit herzlichem Bedauern alle Nachtheile zeigte, die im Laufe des Jahres durch den Mangel aller Vorräthe und durch die Unmöglichkeit, Auslagen zu machen, hatten entstehen müssen, und der junge Graf konnte leicht berechnen, daß die Familie seines Vaters allein von dem, was auf diese Weise verloren worden war, anständig hätte leben können. Der Verwalter stimmte seiner Ansicht mit vollkommener Ueberzeugung bei und machte ihn noch auf die Nachtheile aufmerksam, die dadurch hatten entstehen müssen, daß keiner von den Beamten hatte bezahlt werden können. Der junge Graf

nahm hiebei Gelegenheit zu fragen, wie viel er selbst zu fordern habe. Es ergab sich, daß er seit vier Jahren keinen Gehalt bekommen hatte, und er versicherte, er würde dem gnädigen Herrn gewiß nicht beschwerlich gefallen sein, wenn die Noth ihn nicht dazu gezwungen, und da man gehört habe, daß die Güter verpachtet werden sollten, so habe er als Vater von acht Kindern die Pflicht gehabt, für diese zu sorgen. Der junge Graf verstand ihn nicht und fragte ihn, ob er etwas von seinem Vater erhalten habe. Mein gnädiger Herr Graf, erwiederte der alte Mann, seit vier Jahren nicht einen Heller, deßhalb zwang mich die Noth und Sorge für acht unerzogene Kinder, unbescheiden zu sein. Es fiel dem jungen Manne wohl auf, ihn trotz der so oft erwähnten Noth so überaus gut gekleidet zu sehen, indeß da er in allen Verhältnissen so wohl unterrichtet schien und so guten Willen zeigte, so entließ er ihn mit der Versicherung, er würde ihn bald in seiner Wohnung aufsuchen, um das Nähere mit ihm zu verabreden. Er schickte ihn hinweg, um ihm nicht seinen Geldvorrath sehen zu lassen, weil er für's Erste nur die Hälfte seiner Forderung zu befriedigen gedachte, denn die Berichtigung der ganzen Rechnung würde eine zu empfindliche Lücke in seinen kleinen Schatz gemacht haben. Er folgte also dem Verwalter nach einer Viertelstunde und suchte ihn in seiner Wohnung auf, um die Noth des guten

Alten, von der er ihm so viel vorgesprochen, sogleich zu mildern.

Er traf ihn mit acht sehr wohlgekleideten Kindern, die ein Privatlehrer eben in verschiedenen Wissenschaften unterrichtete, und es drängte sich dem verwunderten jungen Grafen die Bemerkung auf, daß der gute, rechtliche Verwalter, wie er sich selbst nannte, andere Mittel haben müsse, den Aufwand seiner Haushaltung zu bestreiten, als seinen rückständigen Gehalt. Er konnte die große Verlegenheit des Alten nicht begreifen, mit der er seinen zweijährigen Gehalt als die Hälfte seiner Forderungen empfing, so wenig als die wiederholten Versicherungen, daß er den gnädigen Herrn Grafen nicht gedrängt haben würde, wenn die Güter nicht hätten verpachtet werden sollen.

Wenige Stunden darauf löste sich aber dieses Räthsel. Es traf nämlich eine gerichtliche Zuschrift an den alten Grafen ein, die Mutter und Sohn zu lesen beschlossen, ohne sie dem Kranken mitzutheilen, um ihm unnöthigen Verdruß zu ersparen. Aus diesem Schreiben nun ergab sich, daß der gute alte Verwalter bei den Behörden mit der Bitte eingekommen war, die Erndten seines Herrn zu seinem Vortheile in Beschlag zu nehmen, bis er befriedigt sei, ehe die Güter dem Pächter übergeben würden.

Der junge Graf war so aufgebracht, daß er dem Ver-

walter sogleich das noch rückständige Geld auszahlen und ihn in derselben Stunde entlassen wollte; die Mutter aber widerrieth ihm diese übereilte Maßregel, und er sah selbst ein, daß es besser sei, nicht in der ersten Hitze zu handeln, sondern alle Rechnungen genau durchzugehen, ehe er einen Mann entließe, der es verstand, vier Jahre mit einer zahlreichen Familie anständig ohne alle rechtlichen Einkünfte zu leben.

In solchen Beschäftigungen gingen mehrere Tage hin. Der Arzt hatte das Schloß verlassen, weil die Besserung des Kranken sichtlich fortschritt, und der junge Graf dachte schon daran, nach Schloß Hohenthal zurück zu kehren und dem Oheim Bericht über Alles, was er gethan, abzustatten. Er wurde an der Ausführung dieses Vorsatzes nur dadurch gehindert, daß einige von seinen Kameraden, die, wie er, verabschiedet waren, ihn besuchten und erst in behutsamen Gesprächen, endlich mit offenem Vertrauen ihm Entwürfe und Pläne mittheilten, die seine eignen Angelegenheiten ihm klein und unbedeutend erscheinen ließen, und seine Seele mit einer Gluth erfüllten, die er vor Allem vor seinem Vater verbarg. Die Rettung des Vaterlandes schien möglich auf dem Wege, den man ihm zeigte. Preußens alter Kriegsruhm konnte sich erneuern, ja schöner, herrlicher wieder aufblühen, als jemals. Diese Träume konnten wirklich werden,

wenn alle treuen Herzen sich in der Stille vereinigten und dem edeln Könige, der sein Schicksal mit erhabener Milde trug, wie dem bedrängten Vaterlande ihr Blut und Leben weihten.

Auch um über diese Pläne einer innigen Verbindung aller Treuen mit seinem Oheime sich zu berathen, sehnte sich der junge Graf nach Hohenthal, und um, wie er sich leise gestand, die lang genährte Zärtlichkeit für die liebenswürdige Therese dem väterlichen Freunde zu vertrauen; denn bei seines Vaters Lebensansichten und dessen feindlichem Spott über Armuth und uneigennützige Liebe konnte es ihm nicht einfallen, mit seinem nächsten Anhörigen über seine Neigung zu sprechen.

In dieser Stimmung erwartete er mit Sehnsucht den Arzt, um seine Meinung über den Kranken zu vernehmen und danach seine Reisepläne zu bilden, als dieser eines Abends einen neuen und viel heftigeren Anfall des Blutsturzes erlitt, der die ganze Familie in Schrecken versetzte. Der Arzt wurde herbeigerufen, der dieß Mal nicht zögerte zu kommen, aber seine bedenklichen Mienen, als er den Kranken erblickte, so wie seine viel strengern und ängstlicherern Vorschriften ließen das Schlimmste befürchten. Er verließ das Schloß nicht mehr und widmete dem alten Grafen alle Sorge und alle Aufmerksamkeit, aber keine mensch-

liche Kunst konnte die Wiederholung des Uebels verhindern, und der alte Graf deutete sterbend auf seine weinende Frau und die jammernden Töchter, indem er matt die Hand des Sohnes drückte, und sein Geist entschwand der körperlichen Hülle.

Mit inniger Trauer schloß der Sohn die Augen des dahingeschiedenen Vaters und führte die weinende Mutter von dem Sterbebette hinweg. Er empfahl den Schwestern, ihren Jammer zu mäßigen und durch verdoppelte Liebe die Mutter zu trösten. Er selbst durfte sich keiner unthätigen Trauer überlassen, weil die Sorge für die Familie, deren Haupt und einzige Stütze er nun geworden war, seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Als das Nothwendigste geordnet und die irdischen Reste seines Vaters zur Erde bestattet waren, eilte er nach Schloß Hohenthal, um den Rath seines Oheims in höchst wichtigen Angelegenheiten zu vernehmen.

VIII.

Nach kurzem Schlummer erhob sich der junge Graf von seinem Lager, um noch vor dem Frühstücke den Oheim aufzusuchen, den er in seinem Kabinet mit der Durchsicht vieler Papiere beschäftigt fand. Der junge Mann eilte, seinem väterlichen Freunde Bericht darüber abzustatten, wie er die

Angelegenheiten seines Vaters habe ordnen wollen, als dessen Tod sie zu seinen eigenen gemacht habe. Er sprach mit Rührung von seines Vaters traurigem Leben und suchte die Ansicht des Oheims über dessen Charakter dadurch zu mildern, daß er sich zu zeigen bemühte, wie unglückliche Verhältnisse ihn zur Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung geführt hätten. Wir thun gewiß immer gut, erwiederte ihm der Oheim, wenn wir alle Erscheinungen im äußeren Leben als unsichere Zeichen des wahren Innern betrachten und unser Urtheil über die Menschen mild sein lassen, wenn wir auch nicht alle ihre Handlungen zu rechtfertigen vermögen.

Dieß würde uns aber zum völlig unthätigen Dulden führen, versetzte sein junger Freund.

Gewiß nicht, erwiederte der Graf; denn die Milde, mit welcher ich den Menschen betrachte, der mir Unrecht zufügen will, braucht mich noch nicht zu bestimmen, seine Ungerechtigkeit zu erdulden, wenn ich mich auch ohne Haß dagegen vertheidige; ja, ich kann mich über eine empörende Handlung höchlich erzürnen, ohne darum den, der sie ausübt, geradezu zu hassen.

Doch glaube ich, versetzte der junge Graf, daß es Verhältnisse gibt, in denen der Haß eine wahre Tugend wird, und ich meine, es liegen uns viele Gründe ganz nahe, die

alle besseren Gemüther bestimmen sollten, sich in dieser Empfindung gegen unsere Unterdrücker zu vereinigen.

Und warum nicht lieber in der entgegengesetzten für unser Vaterland und unsern edeln König? fragte der Graf. Oder meinen Sie, fuhr er fort, als er sah, daß sein Verwandter schwieg, daß der Haß kräftiger wirkt, als die Liebe?

Nein, sagte der junge Graf, aber das ist nicht zu verkennen, daß er sich jetzt lauter ausspricht.

Wenn dieß ist, erwiederte sein Oheim, so kann man ihn mit Klugheit für edle Zwecke benutzen, ohne ihn zu theilen.

Zu dieser Höhe der Tugend kann ich mich nicht erheben, rief der junge Graf; ich hasse alle Franzosen von ganzem Herzen und will meine besten Kräfte daran setzen, sie zu vernichten.

Hassen Sie auch St. Julien und Dubois? fragte der Graf, und sein Verwandter blickte verwirrt vor sich nieder und sagte endlich: Diese machen eine Ausnahme; sie sind weit davon entfernt, den Druck zu billigen, den uns ihre Landsleute mit so empörender Anmaßung empfinden lassen.

So lassen Sie uns denn, sagte der Graf, den Uebermuth, die Anmassung hassen und alle Kräfte anwenden, um von dem unwürdigen Druck, unter dem wir leiden, uns zu befreien. Daß dieß nicht ohne gerechten Zorn gegen die

Unterdrücker geschehen kann, ist natürlich; aber warum wollen Sie deßhalb der unedeln Empfindung des Hasses Raum in Ihrer Brust gestatten? Der Zorn kann den Menschen erheben, der Haß wird ihn immer ungerecht machen und deßhalb erniedrigen.

Ich verstehe nicht so fein zu unterscheiden, sagte der junge Graf, ich fühle nur, wie glühend ich Napoleon hasse, und kann mir diese Empfindung nicht abläugnen, setzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, obgleich ich fürchten muß, daß sie mich in Ihren Augen erniedrigt.

Der Haß, sagte der Graf, ist eine eben so wunderbare Empfindung in der Brust des Menschen, wie die Liebe; ja Sie können mit dieser Gluth des Herzens gar nicht hassen ohne eine Beimischung von Liebe und Bewunderung für den gehaßten Gegenstand.

Wie! rief der junge Graf überrascht, ich sollte Napoleon lieben?

Mißverstehen wir uns nicht, sagte sein Oheim. Sie erkennen ohne Zweifel viele Vorzüge des Geistes in Napoleon, Sie müssen ihn als Feldherrn oft bewundern und als Staatsmann zuweilen achten, und es erregt eben Ihren Haß, daß er die Vorzüge des Geistes und das Glück seiner Waffen mißbraucht, um die Welt mit Krieg zu verheeren, die Völker zu unterdrücken und im Uebermuthe seines Glückes

den heiligsten Empfindungen Hohn zu sprechen. Würden Sie in dem allgemeinen Feinde gar nichts Achtungswerthes finden, so würden Sie Ihr Gefühl nicht selbst glühend nennen, sondern ein kalter, auf Verachtung begründeter Haß würde Ihre Brust erfüllen, und dieser würde alles Andere eher, als eine Begeisterung gegen den gemeinsamen Feind hervorrufen.

Unser Gespräch hat uns weit von dem Gegenstande abgeführt, sagte der junge Graf, den ich zu berühren wünschte.

Ich glaube nicht, erwiederte sein Oheim, denn ich bezweifle nicht, mein lieber Vetter, daß Sie seit Kurzem zu einem Bunde gehören, der sich vorzüglich auf Tugend gründen will, und darum haben wir uns wohl nicht zu weit von unserm Gegenstande entfernt, wenn wir gemeinschaftlich überlegen, welche Art von Zorn oder Haß mit der Tugend im Bunde sein kann.

Da sein junger Verwandter mit Bestürzung schwieg, setzte der Graf hinzu: Ich will Ihnen kein Geheimniß entreißen und bin auch hiezu um so weniger berechtigt, als ich, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, zugleich erklären muß, daß ich nach meinen Grundsätzen zu keiner geheimen Gesellschaft gehören kann.

Sie würden sich also ausschließen, fragte sein Verwand-

ter mit Bestürzung, wenn alle Edeln sich zu vereinigen strebten, um einen Zustand zu endigen, der uns alle erniedrigt?

Keineswegs, sagte der Graf, und ich hoffe noch den Zeitpunkt zu erleben, wo ich es beweisen kann, daß mein ganzes Vermögen und der letzte Tropfen meines Blutes meinem Könige und meinem Vaterlande gehören; aber ich bin nicht für geheime Gesellschaften, obgleich ich es einsehe, daß Verhältnisse eintreten können, in welchen sie beinah nothwendig werden, und ich nicht so blind bin, nicht erkennen zu wollen, wie schwer, ja beinah unmöglich jetzt ein öffentliches Zusammentreten der Guten sein würde; das traurige Ende des unglücklichen Palm hat uns gezeigt, wie weit die Machthaber im Stande sind zu gehen. Aber auch im gegenwärtigen Augenblicke kann ich solche Vereinigung nur wie ein nothwendiges Uebel betrachten.

Es ist mir diese Ansicht um so mehr befremdend, sagte der junge Graf, als ich die Ueberzeugung habe, daß die bedeutendsten Staatsmänner entweder selbst an dieser Verbindung Theil nehmen oder sie doch wenigstens beschützen.

Sie haben vielleicht eine ähnliche Ansicht von der Lage der Dinge, wie ich, erwiederte der Graf.

Auch kann eine Verbindung kaum eine heimliche genannt werden, sagte sein junger Verwandter, die in allen ihren Be-

ſtrebungen von den einſichtsvollſten Staatsmännern gekannt und gebilligt wird.

Eben darum, erwiederte ſein Oheim, wird ſie, geleitet von dieſen Männern, in der nächſten Zeit unendlich viel Gutes leiſten. Aber wenn die Drangſale der Gegenwart vielleicht beſiegt ſein werden, wird ſie ſich dann ruhig auflöſen, wenn der angegebene Zweck erfüllt iſt, oder wird ſie fortbeſtehen wollen, um andere Zwecke, die ihr jetzt fremd ſind, zu verfolgen? Dieß iſt eine Frage, die Sie mir nicht beantworten können, und dieß iſt die Urſache, weßhalb ich mich unmittelbar nicht anſchließen und durch keinen Eid mit einer Geſellſchaft verbinden kann; auch bin ich nicht mehr jung genug, um unbedingt fremden, unbekannten Obern folgen zu können, da ich ſeit lange gewohnt bin, nach eigener Einſicht zu handeln.

So wäre denn die Hoffnung meiner Freunde und meine eigene auf Ihren Beiſtand vergeblich? ſagte der junge Graf.

Das nicht, erwiedete ſein Oheim, wenn ich auch nicht unmittelbar zu Ihrer Verbindung gehöre, ſo bin ich doch von ganzem Herzen bereit, jeden einzelnen guten Zweck, den Sie zu erreichen ſtreben und mir mittheilen wollen, damit ich beurtheilen kann, ob auch ich ihn für gut halte, aus allen Kräften zu unterſtützen, beſonders wenn Sie mir verſprechen

wollen, sich sogleich von dieser Verbindung zu trennen, so bald der jetzt angegebene Zweck, die Befreiung des Vaterlandes von den Franzosen, erreicht ist.

Wenn das erreicht ist, sagte der junge Graf mit glühenden Wangen, wofür wir alle bereit sind, unser Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, wenn wir unser Vaterland vom fremden Drucke befreit sehen, wenn unser König wieder in der Mitte seiner Unterthanen mit Ruhe und Sicherheit für das Wohl Aller wachen, und Milde und Gerechtigkeit üben kann, dann bedarf es keiner Verbrüderung mehr, und gewiß kehren dann Alle wieder ruhig unter den Schutz der Gesetze zurück.

Habe ich Ihr Wort, daß wenigstens Sie so handeln werden? fragte der Graf. Gewiß, erwiederte sein Verwandter, indem er die dargebotene Hand des Oheims ergriff. Unter solchen Bedingungen, sagte dieser, können Sie mich gewissermaßen als ein Ehrenmitglied Ihrer Vereinigung betrachten, deren von mir gekannte und gebilligte Absichten ich aus allen Kräften unterstützen werde, und deren jetziges hochwichtiges Bestreben ich keineswegs verkenne.

Es wurde über diesen in der damaligen Zeit höchst wichtigen Gegenstand noch Vieles gesprochen und erörtert, und der Graf sagte endlich: Nachdem wir nun so viel über öffentliche Angelegenheiten gesprochen haben, sollten Sie mir

denn nichts über Ihr eigenes Glück zu vertrauen haben? Der junge Graf bekannte seinem Oheim die lang genährte zärtliche Neigung für die schöne Thereſe und den Vorsatz, ihr seine Hand anzubieten, obgleich er ihr kein glänzendes Loos versprechen könne. Der Oheim billigte sein Gefühl für ein zärtliches, edles Wesen, dessen Neigung für seinen Verwandten er lange errathen hatte. Er freute sich über eine Verbindung, die, wie er glaubte, Beide beglücken müsse, und schloß endlich, indem er lächelnd sagte: Und nun lassen Sie auch mich Ihnen einen Plan mittheilen, den ich seit einiger Zeit mit stillem Vergnügen innerlich ausbilde, und der Ihr häusliches Glück und Ihr öffentliches Wirken vereinigt fördern könnte. Der junge Graf erwartete mit Spannung, was sein Oheim ihm mittheilen wolle, und dieser fuhr fort: Sie haben, mein lieber Vetter, so vieles Trübe im Leben erduldet, daß dieß einigermaßen in Ihren Charakter überzugehen droht; deßhalb wäre es mein Rath, daß Sie ein Jahr Ihres Lebens daran wendeten, diesen Trübsinn wieder los zu werden und von der Welt etwas mehr kennen zu lernen, als den engen Raum, auf dem Sie sich bis jetzt unter ungünstigen Umständen bewegt haben. Dabei könnten Sie die Gesinnungen in Deutschland mit Behutsamkeit zu erforschen streben, vielleicht auch Verbindungen knüpfen, die in der Zukunft für Ihre Pläne dienlich wären; zugleich

könnten Sie sich die nöthigen Kenntnisse von der Landwirthschaft verschaffen, einen tüchtigen Mann in diesem Fache zu Ihrem Beistande auffinden, und wenn Sie mit einem solchen nach einem Jahre zurückkämen, dann würde ich Ihnen meine Güter zur Verwaltung übergeben und die Bedingungen natürlich so einrichten, daß Ihnen bedeutende Mittel bleiben, Ihre Pläne zu verfolgen; dann könnten Sie Neuerungen einführen, ohne aufzufallen; Sie könnten die Schulen verbessern und die Jugend in den Waffen üben, und käme die Zeit, so könnten Sie die jungen Landleute von meinen und Ihren Gütern wohl bewaffnet und wohl geübt dem Könige zuführen, und an deren Spitze selbst für unser aller Wohl fechten.

Der junge Graf war entzückt über diesen Plan, nur betrübte es ihn, daß er sich von Neuem von seiner schönen Freundin trennen sollte. Auch für diese, sagte sein Oheim, ist ein Aufschub ihrer Verbindung heilsam. Das arme Kind hat so vielen Druck des Lebens erduldet, daß ihre Gesundheit darunter gelitten hat; lassen Sie diese sich jetzt erst wieder befestigen und gönnen Sie ihr die Zeit, unter Anleitung der Gräfin ihre Bildung zu vollenden, die sie, durch ungünstige Umstände verhindert, früher hat versäumen müssen, und die sie um so weniger entbehren kann, da sie die Leitung eines

Hauses, die Sorge für eine entstehende Familie ohne den Beistand einer erfahrnen Mutter übernehmen muß.

Der junge Graf umarmte mit dankbarem Entzücken seinen gütigen Oheim und ging freudig in dessen wohlwollende Pläne ein. Es wurde nun noch beschlossen, die Mutter des jungen Grafen und seine Schwestern in Breslau wohnen zu lassen, damit die Erziehung der letzteren dort vollendet werden könne, und der junge Graf sowohl, als sein Oheim faßten den ernsten Entschluß, jede unnütze Ausgabe zu meiden, um den Ueberschuß ihrer Einkünfte zum Wohle des Vaterlandes verwenden zu können. Zuletzt erinnerte noch der Graf seinen Vetter an die Nothwendigkeit, die stattgefundene Unterredung dem Obristen Thalheim in so weit zu verschweigen, in wie weit sie das Wohl des Vaterlandes betraf, weil bei dessen heftiger Liebe für den König und daraus entspringendem heftigem Haß gegen dessen Feinde nicht Vorsicht genug von ihm zu erwarten war, und er also leicht, ohne es zu wollen, in freudiger Hoffnung Dinge verrathen könne, die durchaus verschwiegen bleiben mußten.

Von neuen entzückenden Hoffnungen erfüllt erschien der junge Graf mit seinem Oheime zum Frühstück im Saal, wo man Beide schon erwartete. Aber er konnte nicht Theil nehmen an heiteren Gesprächen; er sehnte sich nach der Einsamkeit und verließ deßhalb die Gesellschaft bald, um auf einem lan-

gen einsamen Spaziergange die mannigfachen Gefühle in seinem Busen gegen einander auszugleichen. Zum ersten Mal lachte ihm das Leben in heiterem Glanze entgegen, die Sehnsucht seiner Liebe, die er bis jetzt nur zaghaft zu nähren gewagt hatte, sollte nun auf's Schönste befriedigt werden, und zugleich zeigte sich ihm ein Weg, seine begeisterte Liebe für seinen König und sein Vaterland thätig zu beweisen, und er fühlte in dem Maße den persönlichen Haß in seiner Brust sich mildern, als sich ihm die Mittel zeigten, seiner Liebe genug zu thun; so daß er sich leise im Inneren gestehen mußte, daß sein Oheim wohl Recht haben möge in seiner Andeutung, daß Liebe und Zorn vereinigt zu Thaten begeistern können, der Haß aber eigentlich durch das Gefühl der Ohnmacht erzeugt wird. Er dachte an seinen unglücklichen Vater, an dessen feindliche Stimmung gegen alle Menschen, und wie auch dessen Haß aus dem Gefühle entsprungen sei, daß er sich nicht aus den ihn bedrückenden Verhältnissen loszuwinden vermöge. Ach, armer Vater! seufzte er, wenigstens darin hattest Du Recht, daß sich mein Loos glücklicher gestaltet, und daß es nicht Tugend in mir ist, wenn mein Herz wärmer für die Menschen schlägt, als das Deine, von Allen mißhandelte. Mit Beschämung dachte er daran zurück, in welcher feindlichen Stimmung er das Haus seines Oheims das erste Mal betreten hatte, dem er nun Alles

verdanken sollte, die beglückende Befriedigung seiner innigen Liebe und die stolze Hoffnung, die seinen Busen erweiterte und schwellte, so oft sie in seinem Geiste Raum gewann, daß er einst an der Spitze von Braven dem gemeinsamen Feinde entgegen rücken und zur Befreiung des Vaterlandes beitragen würde.

Er hatte sich, vertieft in solche Gedanken, weit vom Schlosse entfernt, ohne es zu bemerken, und suchte nun den Rückweg durch anmuthige, enge Schluchten, indem er dem Laufe der Bäche folgte. Er erreichte endlich die Ebene wieder, bemerkte aber, daß er sich dem Garten seines Oheims von der entgegengesetzten Seite des Schlosses her näherte. Ein Diener, der den kürzeren Weg zu einer nahe gelegenen Mühle gehen wollte, öffnete eben die Hinterthüre, die auf eine mit Bäumen bewachsene Wiese führte, und der junge Graf benutzte die Gelegenheit, den Garten von dieser Seite zu betreten. Wie er durch die schattigen Gänge hinging, hörte er mit Befremden ganz in der Nähe Schüsse fallen, und als er sich eilig der Gegend näherte, woher der ihn beunruhigende Schall kam, mäßigte er bald seine Schritte, denn er hörte St. Juliens Gelächter und erreichte auch bald eine kleine Ebene, die durch eine leichte Einfassung von dem übrigen Garten getrennt war, und die St. Julien zum Platze für Waffenübungen bestimmt zu haben schien, denn er und

der junge Gustav waren eben damit beschäftigt, nach dem Ziele zu schießen, und St. Juliens Gelächter erscholl jedes Mal, so oft der junge Mensch fehlte. Der junge Graf hielt sich nah verborgen und bemerkte, daß St. Julien meisterhaft schoß, mit sicherer Hand und geübtem Auge beinah niemals fehlte, daß aber auch sein junger Freund nicht so viel Spott und Tadel verdiente, wie ihm durch seinen wohlwollenden Lehrer zu Theil wurde. Jetzt ist genug Pulver verdorben, hörte er St. Julien endlich sagen, jetzt zu den andern Waffen, und die Rapiere wurden von Beiden ergriffen, und hier erndtete der Schüler selbst von seinem Meister Lob. Der junge Graf hatte der Waffenübung eine Zeitlang mit Theilnahme zugesehen, ehe er seine Gegenwart bemerken ließ. Er betrachtete mit einem sonderbaren Gefühle den Eifer, welchen der junge Franzose anwendete, seinem aufmerksamen Schüler den Gebrauch der Waffen zu lehren, und konnte sich nicht enthalten, schaudernd an die Möglichkeit zu denken, daß dieser die erlernten Vortheile ein Mal gegen den Lehrer selbst anwende. Ja er dachte daran, daß er selbst, wenn seine Sehnsucht erfüllt werden sollte, dann auch dem Freunde feindlich gegenüber stehen müsse, und betete innerlich, daß nie eine Nothwendigkeit eintreten möge, die ihn zwänge, sein Schwert gegen dessen Brust zu richten.

Um diesen peinlichen Gedanken los zu werden, machte

er seine Gegenwart bemerklich, indem er St. Julien rief. Dieser warf die Waffen von sich und schwang sich mit Leichtigkeit über die niedrige Umzäunung; nun! rief er dem Freunde zu, haben Sie die Grillen auf den Bergen gelassen, die heute Morgen Ihre edeln Gedanken beschäftigten, und kann man wieder Antworten erwarten, wenn man Sie anredet?

Zunächst, sagte der junge Graf, danke ich Ihnen, daß Sie sich für die Ausbildung meines jungen Freundes bemühen.

Ach, das thun wir gegenseitig, sagte St. Julien, Der dort ist gegen mich gerechnet ein Gelehrter, er steht mir mit den Gaben seines Geistes bei, und ich suche ihm das Aeußerliche beizubringen, und ich wollte nur, ihm gelänge es mit mir so gut, wie mir mit ihm; denn betrachten Sie nur, wie er ganz das schulmeisterliche Ansehen unter meinen Händen verloren hat; aber auch ich mache ihm wenigstens keine Schande, ja bei dem neulichen Konzert legte ich durch seinen Beistand selbst Ehre ein, denn er hatte mir meine Stimme vortrefflich eingeübt.

So verstehst Du Musik? fragte der junge Graf überrascht.

Mein Vater war ein so gelehrter Musiker, erwiederte der junge Mensch mit Bescheidenheit, daß er Kantor an der Hauptkirche der größten Stadt hätte sein können, und er hat

mich früh angehalten, Generalbaß und Kontrapunkt zu studiren; ich hatte nur in der letzten Zeit keine Gelegenheit Musik zu üben und habe darum die Fertigkeit im Spielen verloren.

Das ist nicht wahr, rief St. Julien, ich habe seit einigen Tagen ein Instrument auf meinem Zimmer und weiß darum, wie gut er spielt.

Ach lieber Herr St. Julien, sagte der junge Mensch, Sie verstehen zu wenig von Musik, als daß Sie es recht beurtheilen könnten, ob ich gut spiele.

Der junge Graf konnte sich des Lächelns über diese Treuherzigkeit nicht erwehren; St. Julien aber brach in ein lautes Gelächter aus; nein, mein Lieber, rief er, diese deutsche Aufrichtigkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie nicht gar zu oft gezwungen sein wollen, die durch meinen Unterricht erworbenen Fechterkünste zur Vertheidigung Ihrer Worte anzuwenden.

Ich wollte Sie ja nicht beleidigen, sagte der junge Mensch verwirrt.

Ich bin auch nicht beleidigt, erwiederte St. Julien, denn ich habe zu viel Selbsterkenntniß, als daß ich nicht einsehen sollte, daß Sie Recht haben; aber man ist es doch in der feinen Welt nicht gewohnt, die Mängel des Nächsten so offenherzig rügen zu hören; übrigens, fuhr er, gegen den jungen Grafen gewendet, fort, bin ich schon selbst so ehrlich

gewesen, meine geringe Kenntniß und sein großes Verdienst öffentlich einzugestehen, denn ich konnte nicht das allgemeine Lob, wie gut ich neulich meine Stimme in unserm Konzert ausgeführt habe, ganz allein auf meine Rechnung hinnehmen, ich entdeckte also den Damen den heimlich mir geleisteten Beistand, und es wurde beschlossen, daß der junge würdige Mann die Stelle eines Kapellmeisters bei unsern musikalischen Uebungen übernehmen soll; aber er weigert sich hartnäckig, wie ich auch auf ihn einrede, und er muß doch nachgeben, denn ich habe den Damen seinen Beistand versprochen.

Weßhalb willst Du denn diese Gefälligkeit nicht haben, fragte der junge Graf den Jüngling. Weil der alte gutmüthige Aristokrat Dübois tausend Einwendungen hat, rief St. Julien, die Frage an des jungen Mannes Statt beantwortend.

Ich werde Dübois bitten, sagte der junge Graf, meiner Tante seine Ansicht mitzutheilen; wenn sie ebenfalls seiner Meinung ist, so können wir weiter nichts thun; wenn sie aber Deine Theilnahme an der Musik wünschen sollte, so wirst Du Dich gewiß nicht weigern, Deine Freunde zufrieden zu stellen. Gewiß nicht, rief der Jüngling, sobald die Frau Gräfin es befiehlt und Herr Dübois nichts dagegen hat.

In der That, sagte St. Julien lächelnd, wenn ich nicht von Natur bescheiden bin, so wird diese Aufrichtigkeit mich doch nach und nach dahin bringen, es zu werden. Er zeigt

ganz unverhohlen, daß meine Bitten nichts wiegen in der Schale, auf der er seine Handlungen abmißt.

Dieser scherzhafte Streit wurde durch einen Bedienten unterbrochen, der St. Julien aufsuchte, um ihm einen Brief abzugeben, der eben mit der Post gekommen war.

Von meiner Mutter! rief dieser freudig überrascht und verließ die Freunde, um in der Einsamkeit die Worte der Liebe zu lesen, die eine zärtliche Mutter an ihn richtete.

Der junge Graf unterrichtete nun den Jüngling Gustav davon, daß er mit seinem Oheim den Plan zu dessen fernerer Ausbildung verabredet habe. Für's Erste sollte er nach Breslau, um auf der dasigen gelehrten Schule die lange unterbrochenen Studien fortzusetzen, und dann auf eine Universität, die er selbst wählen könne. Sein Beschützer nannte ihm die für ihn bestimmte jährliche Summe, die weit des dankbaren Jünglings Erwartungen übertraf. Ich werde selbst nur noch einige Wochen hier bleiben, schloß der junge Graf, und dann eine Reise antreten; deßhalb bitte ich Dich, so lange ich jetzt hier bin, auch zu bleiben, denn es würde mir wehe thun, wenn Du Dich so schleunig von mir trennen wolltest.

Bin ich denn nicht Ihr Eigenthum, rief der Jüngling, indem er sich seinem edeln Beschützer in die Arme warf; wäre ich nicht ohne Sie verloren, wahrscheinlich im Elend umge-

kommen? Und nun wollen Sie mich bitten, da Sie doch wissen, daß jedes Wort, jeder Wink von Ihnen mir Befehl und Gesetz ist?

Vergiß nicht, sagte der Graf bewegt, daß ich Deiner Liebe und Pflege ebenfalls mein Leben verdanke; Verbindlichkeiten also, die wir gegen einander haben, sind einander gleich, und Du mußt Dich nicht wie einen Untergebenen, sondern wie meinen Freund betrachten, der nur darum von mir abhängt, weil ich älter als er und dadurch berechtigt bin, seine Schritte zu leiten.

Diese freundliche Unterredung wurde durch St. Juliens Rückkunft unterbrochen, der sich mit ernsten Mienen und feuchten Augen den beiden Freunden näherte. Lesen Sie, sagte er zu dem jungen Grafen, indem er ihm den eben erhaltenen Brief hinreichte, Sie werden sehen, das schöne Leben hier ist bald geendigt, und Gott weiß, wohin mich mein Schicksal führt. Der junge Graf nahm den Brief, und indeß er ihn las, ging St. Julien schweigend in einem Baumgange auf und ab.

Die Mutter des jungen Franzosen berichtete ihm in diesem Briefe, daß sie die persönliche Bekanntschaft des Generals gemacht habe, zu dessen Regiment er gehöre, und daß dieser die Gefälligkeit gehabt habe, ihr zu versichern, daß aus seiner langen Abwesenheit vom Regimente kein Nach-

theil für ihn erwachsen solle, indem sie einzig seinen gefährlichen Wunden und der damit verbundenen Krankheit zugeschrieben werden sollte. Der Kommandant der Festung würde den Befehl erhalten, ihn als einen wegen Wunden und Krankheit zurückgebliebenen Kriegsgefangenen von der preußischen Regierung zurück zu fordern, und ihm dann noch einen Urlaub für zwei Monate gewähren zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit. Nach Ablauf dieser Zeit müsse er sich aber bei seinem Regimente einfinden, dessen Bestimmung unbekannt sei, das aber vermuthlich nach Italien gehen werde.

Vor Ablauf dieser Zeit, schloß die Mutter, würde sie unfehlbar auf Schloß Hohenthal erscheinen, um seinen edeln Freunden zu danken, und in der Gesellschaft des geliebten Sohnes nach Frankreich zurückreisen.

Die Blicke des jungen Grafen ruhten noch ernst auf dem gelesenen Blatte, als St. Julien wieder zu ihm trat, um den Brief zurück zu nehmen. Nicht wahr, fragte er seinen Freund, es kränkt Sie auch, daß wir sobald uns trennen sollen? Ja wohl, sagte der junge Graf mit einem tiefen Seufzer, und Gott weiß, wie wir uns noch einmal gegenüber stehen müssen.

Sie werden doch nicht fremde Dienste nehmen wollen, um gegen uns zu fechten? fragte St. Julien überrascht. Gewiß nicht, versetzte sein Freund mit bitterem Lächeln.

Nun dann ist keine Gefahr vorhanden, sagte St. Julien leichtsinnig, daß wir uns gegenseitig erschlagen müßten, denn Preußen kann nicht mehr wider uns, sondern muß mit uns sein, und auf diesen Fall wären wir ja Freunde und Waffenbrüder.

Junger Mann, erwiederte sein Freund, indem er beide Hände auf die Schultern des jungen Franzosen legte, ich wollte, Sie hätten etwas deutsches Blut in den Adern, dann würden Sie ahnen, was noch alles in dem dunkeln Schooße der Zukunft ruht; doch wozu, fuhr er, sich selbst unterbrechend, fort, sollen wir noch Schreckbilder aus der Ferne herbeirufen, da unsere Trennung an sich betrübend genug ist.

Ja wohl, seufzte St. Julien; mit welchen Schmerzen werde ich von hier scheiden. Indem er dieß sagte, blickte er in die Ferne, und sein Freund bemerkte, indem er ebenfalls die Augen dahin richtete, Emilie und die Gräfin, die durch einen langen Baumgang sich dem Platze näherten, auf welchem die jungen Männer versammelt waren, die sogleich den Damen entgegen gingen. Der Jüngling Gustav wollte sich zurückziehen, aber St. Julien bemerkte selbst in seinem Schmerze dessen Absicht. Er faßte deßhalb seinen Arm und zwang ihn so, sich ebenfalls den Damen entgegen zu bewegen. Emilie bemerkte den Kummer in den Augen St. Juliens, und ihr ängstlich fragender, theilnehmender Blick

wirkte zauberhaft auf den jungen Mann. Die Wolken des Kummers schwanden und das reinste Entzücken leuchtete aus seinen Augen. Die Gräfin war heiter und fragte nach den ersten Begrüßungen lächelnd: Nun, haben Sie Ihren Kapellmeister geneigt gefunden, die ersten Proben zu Ihrem großen Koncert heut Nachmittag zu leiten?

Er schlägt mir hartnäckig allen Beistand ab, erwiederte St. Julien, wenn ihm Dübois nicht die Erlaubniß dazu ertheilt.

Ich habe mit Dübois schon darüber gesprochen, sagte die Gräfin gütig; er sieht es ein, daß es eine Thorheit wäre, wenn man um kläglicher Rücksichten Willen in seinem Hause nicht sein eigner Herr sein wollte.

Nun, sagte St. Julien mit einem gutmüthig schadenfrohen Blick auf Gustav, der Sieg wäre also mein, und heut Nachmittag ist trotz Dübois Weisheit die erste Probe.

Wenn Sie auch über mich spotten, erwiederte der Jüngling empfindlich, so bleibe ich doch dabei, daß ich nichts gegen Herrn Dübois Rath unternehmen werde. Er ist viel zu gütig gegen mich gewesen, als daß ich ohne Undankbarkeit anders handeln könnte. Sie haben Recht, sagte die Gräfin, indem sie ihm gütig die Hand reichte, die der Jüngling mit großer Ehrerbietigkeit küßte. Ich achte selbst Herrn Dübois so hoch, daß ich nichts thun möchte, was ihn krän-

ken könnte, und ich würde lieber auf ein Vergnügen Verzicht leisten, als ihm einen Kummer verursachen, und Herr St. Julien denkt im Grunde eben so, wie ich.

Ja wohl, rief dieser mit inniger Empfindung, ich glaube, ich bin ihm noch mehr Dank schuldig, als unser Freund Gustav, und mich freut es, setzte er lächelnd hinzu, daß er ihm erlaubt, die Würde unseres Kapellmeisters anzunehmen, denn sonst, sehe ich, hätten wir doch wohl darauf Verzicht thun müssen.

St. Julien konnte sich nicht entschließen, die schöne Heiterkeit auf Emiliens Stirn durch die Nachricht zu trüben, daß er bald würde scheiden müssen; auch schienen ihm zwei Monate in diesem Augenblick noch ein langer Zeitraum, in welchem jede Stunde eine neue Art von Freude brächte, so daß er selbst sich den Genuß nicht trüben wollte. Er beschloß aber, dem Grafen den Brief seiner Mutter mitzutheilen, weil nun doch bald auf die Forderung des französischen Kommandanten der Festung * * * von der preußischen Regierung demselben die Weisung zukommen müßte, den bezeichneten Kriegsgefangenen zu stellen.

So war also nun der Jüngling Gustav, der als ein armer Knabe auf Schloß Hohenthal angekommen war, zum Erstaunen der Bedienten, erst von ihnen abgesondert, dann wie ein junger Edelmann gekleidet, endlich in den Saal ih-

rer Herrschaft eingeführt worden, und er nahm Theil an deren Gesellschaft und an ihren Vergnügungen. Die große Kenntniß der Musik, die er vor Allen voraus hatte, wurde nicht bloß St. Julien nützlich, sondern auch den Damen, deren Singübungen er besser zu leiten verstand, und den Bitten der schönen Therese gelang es sogar, daß der junge Graf sich entschloß, die fehlende Baßstimme zu übernehmen; aber freilich verursachte er bei seinem gänzlichen Mangel an musikalischer Kenntniß dem jungen Kapellmeister die meiste Beschwerde, der gerade eine Ehre darin suchte, daß sein Beschützer sich besonders auszeichnen sollte.

So schwanden die schönen Herbsttage dahin unter abwechselnden Spaziergängen, Vorlesungen und musikalischen Uebungen, und der Jüngling Gustav fehlte nie in dem freundlichen Kreise, der nur durch den Prediger, den Arzt und den Obristen vermehrt wurde, denn der Graf hatte sich von aller Gesellschaft zurück gezogen und als Grund offen die Nothwendigkeit des Ersparens angegeben, weil das Vaterland so vieler Opfer bedürfe, und er bemerkte oft, daß es ein peinliches Gefühl sei, sich unnütze Ausgaben zu erlauben, indeß, sagte er, unser erhabenes Königshaus ein so edles Beispiel des Entsagens giebt. Es war dieß gewiß die innere Empfindung des Grafen, aber er benutzte die Gelegenheit auch gern, sich von dem Umgange mit dem benach-

barten Adel zurück zu ziehen, denn es war ihm nicht unbekannt geblieben, wie viele Gespräche über seine Gemahlin der unangenehme öffentliche Auftritt zwischen derselben und ihrem Bruder bei dem Friedensfeste des Baron Löbau veranlaßt hatte.

St. Julien theilte dem Grafen den Brief seiner Mutter mit, und beide Männer sahen seufzend ein, daß die Trennung nothwendig und nah sei. Der Graf gestand sich traurend, daß er die Lücke nicht auszufüllen vermöchte, die durch des jungen Mannes Entfernung in seinem Herzen entstehen würde, aber er verschwieg diesen Kummer, und so waren Alle scheinbar heiter und Jeder suchte dem Andern den Schmerz über die nahe Trennung zu verbergen, um die letzten Stunden des Beisammenseins in ungetrübtem Frohsinn zu genießen.

IX.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag im Herbste des Jahres achtzehnhundert und sieben, als der Doktor Lindbrecht nach einem mäßigen Spaziergange seinen Freund, den Pfarrer, besuchte und sich an dessen Theetisch in der Ecke eines Sophas behaglich lehnte, um aus der von St. Julien erhaltenen Pfeife den Rauch in gelinden Wolken im Zimmer zu verbreiten. Das auffallend große, goldne Mundstück der-

selben, so wie die überladene Verzierung mit Ketten, Quasten und Schnüren in allen Farben, sagte seinem Geschmacke zu. Lächelnd betrachtete er oft den funkelnden Brillanten an seinem Finger, nahm zuweilen aus der auf dem Tisch stehenden goldnen Dose Tabak und zog die schon zu weit hervorstehende feine Wäsche noch ein wenig mehr heraus, indem er mit gutmüthigem Hochmuth seinem Freunde erzählte, der Graf habe nach der Genesung der Gräfin seinen Gehalt ansehnlich vermehrt und St. Julien außer dem Geschenke zum Andenken ihn noch für die Heilung seiner Wunden großmüthig belohnt, so daß ich mich jetzt, schloß er, für einen reichen Mann halten und vielleicht bald an eine vernünftige Heirath denken kann.

Der Pfarrer ging eben im Kopfe alle seine Bekannten durch, die er vielleicht zu dieser Verbindung empfehlen könnte, als der Schulze des Dorfes mit Geräusch eintrat, den Sonnenschein der Heiterkeit in allen Mienen. Der kräftige Landmann übersah in der Freude das strenge Gesicht seines Seelsorgers, womit dieser den lauten, unehrerbietigen Eintritt tadeln wollte, und rief: Gott segne Sie, Herr Prediger! Meine Mutter hatte Recht, als sie sagte: Peter, geh Du zum Herrn Pfarrer, der schafft Deine Base heraus, mag sie stecken, wo sie will; dieß Wort der guten alten Frau ist wahr geworden, Sie haben die Base herbeigeschafft.

In der That, fragte der Geistliche, wird sie kommen?

Sie ist schon hier, erwiederte der Schulze freundlich, und als eine vornehme Madame ist sie angekommen, sie wird auch gleich hier bei Ihnen sein, sie wollte selbst mit Ihnen über die Erbschaft sprechen. Sehen Sie, da kommt sie mit meiner Mutter und ihrer Tochter. Der Pfarrer trat zum Fenster und auch seine Gattin kam neugierig herbei, so wie alle Kinder; nur der Arzt blieb in philosophischer Ruhe in seiner bequemen Lage, denn ihn regte die Neugierde wenig an, die Verwandte eines Plebejers, eines Bauern zu sehen.

Die Frau des Predigers lächelte ein wenig über den überladenen und für ihr Alter nicht anständigen Putz der Ankommenden, der aber doch von großer Wohlhabenheit zeigte. Eine ziemlich wohlbeleibte Frau näherte sich mit etwas zu weit ausgreifenden Schritten dem Pfarrhause; ihr Kleid von hellfarbiger Seide hatte sie etwas hoch aufgehoben, um nicht im Gehen gehindert zu werden; die blaufarbigen Bänder der Haube flatterten im Winde und mischten sich mit rothen Rosen, die den Kopfputz verzierten. Die Mutter des Schulzen war in ihrer sonntäglichen Kleidung, und Beiden folgte ein junges, weißgekleidetes Mädchen, deren großer Strohhut ihr Gesicht nicht bemerken, aber deren sehr schlanke Form auf große Jugend schließen ließ. Der Pfarrer wußte nicht recht, ob er den Ankommenden wie sei-

nes Gleichen entgegen gehen oder den Eintritt der Verwandten eines Bauern ruhig erwarten sollte. Er entschied sich für das Letztere, doch that es ihm alsbald leid, als er mehrere Schnüre echter Perlen um den sonnverbrannten Hals der Eintretenden bemerkte.

Die drei Frauen hatten das Wohnzimmer des Geistlichen betreten, und die Fremde sagte mit etwas durchdringender Stimme: Nehmen Sie es nicht übel, Herr Prediger, daß wir Ihnen beschwerlich fallen. Der Arzt hatte sich um die Ankommenden nicht gekümmert und war, in Gedanken versunken, sitzen geblieben. Der Ton der Stimme aber, mit welcher die wenigen Worte gesprochen wurden, zuckte wie ein elektrischer Schlag durch alle seine Nerven, und er sprang auf und stand nahe vor der Angekommenen, ohne daß er es wußte. Diese betrachtete ihn einen Augenblick, schlug die Hände zusammen und rief: Ist es möglich, kann es sein, muß ich den Hasenfuß hier antreffen? Der Arzt sprang beleidigt zurück. Na, sei Er nicht böse, rief die Fremde, indem sie ihm die Hände entgegenstreckte und sich nicht bemühte, die Thränen zurück zu halten, die reichlich über ihre vollen, braunrothen Wangen flossen; Er wird sich ja nun wohl die Hörner abgelaufen und von einer Tante, die es gut mit ihm meint, ein Wort vertragen gelernt haben?

Der Arzt wußte nicht recht, wie ihm geschah. Frau Base, stammelte er und wollte die dargebotene Hand mit Höflichkeit küssen; er wurde aber wohlmeinend an eine volle Brust gezogen, mit kräftigen Armen, denen sich nicht widerstehen ließ, umschlungen und drei bis vier Mal schallend geküßt, indem er die noch immer fließenden Thränen warm an seiner Wange fühlte. Diese unverkennbaren Zeichen des Wohlwollens brachten auch ein Gefühl der Rührung bei ihm hervor. Frau Base, sagte er, Sie haben Ihren Sinn gegen mich christlich geändert.

Er war ja ein Narr, antwortete seine Verwandte, indem sie ihre Thränen trocknete; er bildete sich in seinem überstudirten Kopfe ja nur dummes Zeug von mir ein. Ich habe es immer gut mit Ihm gemeint, so wie mein alter, guter seliger Mann.

So ist mein Oheim gestorben? fragte der Arzt mit Bestürzung. Ja wohl, erwiederte die Wittwe, und bis zum letzten Augenblicke seines Lebens hat er nicht aufgehört an Ihn zu denken, für ihn zu sorgen, und ich kann es Ihm sagen, wie Er von Jena weggegangen war und Niemand wußte, wo Er geblieben wäre, haben wir oft bitterlich geweint und es bereut, daß wir Ihn so in die Welt hatten hinein laufen lassen, und mein Alter sagte oft: Es ist zu hart, daß wir ihm nicht geschrieben haben; der arme Mensch

hat alles Vertrauen zu uns verloren, wir hätten ihm seinen Fehler vergeben sollen; wer weiß, in welchem Elende er umgekommen ist. Solche traurige Gedanken hatten wir über ihn, und nun, Gottlob! finde ich Ihn hier ausgeputzt wie den Großtürken.

Der Pfarrer und seine Familie umstanden die beiden sich erkennenden Verwandten, und es gelang dem Ersten endlich, einige Ordnung in die Gespräche zu bringen.

Die Frau Professorin wurde, so bald sie als solche erkannt war, eingeladen, auf dem Sopha neben ihrem Neffen Platz zu nehmen, wogegen sie sich nicht sträubte. Das junge Mädchen in ihrer Begleitung wurde von ihr als ihre Tochter bezeichnet und gesellte sich zu den Töchtern des Predigers, auf deren Aufforderung sie den großen Strohhut abnahm und ein feines, blasses Gesicht mit großen blauen Augen zeigte, die sie schüchtern beinah nach jeder Bewegung auf die Mutter richtete, die ziemlich streng das Betragen der Tochter zu regeln schien; starke Flechten von hellblonden Haaren vollendeten das Bild des jungen Mädchens, das im Ganzen einen angenehmen Eindruck hervorbrachte. Als diese Gäste Platz genommen hatten, sah sich der Pfarrer verlegen nach dem Schulzen und seiner Mutter um, die er nicht zu seiner Gesellschaft zählen und auch als Verwandte der Fremden nicht beleidigen wollte. Sie waren

aber schon bereit, sich zurück zu ziehen; denn wenn sie auch ihre vornehmen Verwandten mit Stolz betrachteten, so wußten sie doch, daß sie sich dem Geistlichen nicht als Gesellschaft aufdrängen konnten. Der Arzt konnte sich noch immer in das, was ihm begegnet war, nicht recht finden, und der Prediger suchte das Gespräch auf die Angelegenheiten und auf die Begebenheiten der Frau Professorin zu leiten. Sie war, wie alle Leute ohne Erziehung, gleich bereit, auf Beides offenherzig und umständlich einzugehen, und erzählte: Wie ich in Gießen vor funfzehn Jahren eintraf und nach meinem Vaterlande zurückkehren wollte, beschädigte ich mich beim Absteigen vom Wagen so stark am Fuße, daß ich nicht weiter konnte und einige Wochen da bleiben mußte, um das Bein zu heilen. Während der Zeit hatte ich einige gute Freunde gefunden, die mir sagten, ein gewisser Professor, der sich vor lauter Gelehrsamkeit um nichts Anders bekümmern könne, suche eine Haushälterin, auf deren Treue er sich verlassen könne, denn er sei ein Mann von Vermögen. Ich sagte zu mir, was willst du zu Hause machen? Das Bauernleben bist du doch nicht mehr gewohnt und suchst dann doch wohl wieder einen Dienst, also besser gleich hier geblieben. So geschah es dann und ich nahm die Stelle bei dem guten alten Manne an; aber, lieber Herr Prediger, was war bei dem für eine Wirthschaft! Jeder bestahl ihn,

Jeder betrog ihn, seine Kollegia wurden ihm nicht bezahlt, sein Geld nahmen ihm Heuchler und Betrüger ab, kurz, es ging Alles drunter und drüber. Ich konnte das nicht mit ansehen. Zu seinem Besten zankte ich mich mit ihm alle Tage, aber es half nichts, er konnte sich nicht ändern. Ich stellte ihm hundert Mal vor, daß er auf diesem Wege ein verlorner Mann sei, und rieth ihm, eine Frau zu nehmen, die Gewalt über ihn habe und ihn in Ordnung halten könne, denn ich als seine Haushälterin könne darin nichts thun. Seine Blutsauger lachten mich nur aus, wenn ich sein Geld eintreiben wollte; er sah Alles ein, gab mir Recht, aber konnte sich immer nicht entschließen. Endlich hatten wir uns ein Mal wieder tüchtig gezankt und ich sagte ihm, wenn er keine Frau nehmen wolle, so würde ich auch nicht bei ihm bleiben, denn ich könne die unordentliche Wirthschaft nicht länger mit ansehen. Da sagte der gute Mann, was brauche ich denn in der Ferne zu suchen, was mir so nahe im Wege liegt. Wir können uns ja gleich selber heirathen, meine gute Leonore, wenn es nöthig ist, eine Frau zu nehmen, um Ordnung im Hause zu haben. Ich war anfänglich ganz bestürzt über seine Rede; wie ich es aber gehörig überlegt, fand ich, daß er ganz recht hätte. Ich erkundigte mich, ob er nahe Verwandte habe. Niemanden, sagte er, als einen Schwestersohn, der bald hieher auf die Universi-

tät kommen wird, um unter meiner Anleitung Theologie zu studiren, und für den ich wie ein Vater zu sorgen denke. Nun, dachte ich, für den wird es auch besser sein, wenn er zugleich eine Muttr findet, denn ich dachte nicht, Herr Prediger, wie ich mich mit dem alten Herrn Professor zu dessen Bestem verheirathete, daß uns Gott noch Kinder schenken würde. Na, wie gesagt, so gethan, wir waren ein Paar, ehe der Trotzkopf dort ankam. Ich sah es wohl, dem war die Frau Base nicht recht, nicht vornehm genug, aber ich dachte, das wird sich schon geben; findet er nur täglich seinen Tisch gedeckt und gute Klöße in der Suppe, so wird er wohl einsehen, daß sein Oheim vernünftig darin gehandelt hat, für eine Pflegerin im Alter zu sorgen. Aber der Mensch war wie verhext; je mehr ich ihm Alles nach dem Munde einzurichten suchte, um so gröber wurde er und blinzte immer tückischer mit den kleinen Augen. Das bemerkte selbst mein guter Mann, der sonst auf wenig achtete, und ich hatte oft genug zu thun, um ihn zufrieden zu sprechen. Ich sagte ihm oft: Jugend hat keine Tugend, wenn er mehr zu Verstande kommt, wird ihm der dumme Hochmuth vergehen. Aber es wurde täglich schlimmer. Endlich schrieb er gar meinem Manne, daß er umsatteln und auf die Doktorei studiren wolle. Sie wissen, Herr Prediger, jeder Mensch liebt seine Profession, und ich dachte,

meinen alten Mann würde der Schlag rühren, wie er den Brief las, denn Der hatte schon das Versprechen erhalten, daß man ihn in eine schöne Pfarre einschieben wolle, wenn er ausstudirt haben würde. Lorchen, sagte der gute Mann zu mir, ich fürchte für meine Gesundheit, wenn ich den Undankbaren spreche; übernimm Du es, ihm sein Unrecht zu zeigen. Ich that das gern für den alten Mann und wollte dem Springinsfeld zeigen, daß er sein Stipendium und Alles verlieren müßte, wenn er nicht geistlich bliebe. Aber der war grob wie ein Kannibale und führte so anzügliche hebräische Redensarten, von denen er behauptete, sie ständen in der Bibel, daß mir endlich, wie er gar dem Apostel Paulus seine Grobheit zuschieben wollte, auch die Galle überlief und ich ihm tüchtig meine Meinung sagte.

Am andern Morgen war der Brausekopf auf und davon, und wir weinten hinterdrein, und ich weinte noch mehr, wie meine Tochter nach wenigen Tagen geboren wurde, denn nun konnte er nicht Gevatter stehen bei dem Kinde, wie ich ich es immer mit seinem Oheim ausgemacht hatte. Mein guter Mann sah, wie mich das Alles kränkte, und schrieb nach Jena an einen guten Freund, den er dort hatte, und der richtete es so ein, daß dem Neffen alle Unterstützung zukam, die er durch uns bekommen konnte, bald als Geschenk für eine glückliche Kur, bald auf andern Wegen, so

daß wir wußten, es ginge ihm dort nichts ab. Er blieb lange in Jena, ohne uns weiter zu schreiben, als ein Mal. Mein seliger Mann wartete immer auf Briefe und dachte ihm dann zu vergeben; denn für ihn schickte es sich doch nicht, mit der Vergebung aller Grobheit dem Neffen entgegen zu kommen; wer aber nicht schrieb, das war der übermüthige Patron, und so blieb es viele Jahre, bis man auf ein Mal meinem alten Manne meldete, der Vogel sei ausgeflogen. Er war aus Jena verschwunden und Niemand wußte, wo er geblieben war. Ich weiß nicht, fuhr die gute Frau ernsthaft, den Kopf schüttelnd, fort, ob mein lieber Vetter alle die Thränen verdient hat, die sein guter seliger Oheim um seinet Willen weinte. Vor zwei Jahren, wie der gute Mann sein Ende nahe fühlte, sagte er zu mir: Lorchen, wenn Du meinen Neffen auffinden kannst, so laß ihm doch aus meinem Nachlasse die Bibliothek und die Naturaliensammlung zukommen, wenn Du es glaubst, daß unser Kind es entbehren könne. Ich antwortete ihm, unsere Marie würde, wenn sie die Jahre hätte, wohl ohne die Bücher und all den Kram einen guten Mann finden, und ich wollte es dem Neffen geben. Er fragte mich, ob er darüber etwas aufzeichnen solle; ich antwortete aber, daß es ihm bewußt sei, daß ich keine Heidin wäre, und daß es keiner Schreiberei bedürfe, um seinen Willen zu erfüllen. Dar-

auf ist Sein Oheim gestorben, lieber Vetter, und Er kann alles das Zeug nun haben.

Wie, rief der Arzt erstaunt, die ganze Bibliothek, das ganze Naturaliencabinet?

Alles, erwiederte seine Verwandte, die Bücher, die Steine, die ausgestopften Vögel und andern Thiere. Es hat mir Mühe genug gekostet, alles das Vieh zu erhalten, und Gott weiß, ob nicht doch die Motten die Kreaturen gefressen hätten trotz des vielen Pfeffers und Lavendels, der daran gewandt wurde, wenn sich nicht ein Paar von meinen Herren Kollegen der Sache angenommen hätten. Sie waren immer Freunde des Seligen gewesen und hatten auch seine Liebhabereien, und so wurde Alles erhalten.

In der That, sagte der Arzt gerührt, ich erkenne die Großmuth der werthgeschätzten Frau Base, ganz wie ich soll.

Na, was faselt Er nun wieder von Großmuth, lieber Vetter, erwiederte seine Verwandte gutmüthig; der Selige wollte ihm das alles gönnen, also kommt es ihm zu, und es wäre schlecht von mir gewesen, wenn ich es ihm hätte verderben lassen. Er verliert so dadurch, daß uns Gott ein Kind beschcert hat, aber wenn er sich nach etlichen Jahren ordentlich aufführt, so kann er mein Schwiegersohn werden mit der Zeit, und dann bekommt er mehr, als ohne mich der alte Mann, sein Oheim, nachgelassen haben würde, nicht

einmal das zu rechnen, setzte sie mit einer stolzen Bewegung des Kopfes hinzu, was ich hier noch erbe.

Frau Base, Ihre Güte — — stammelte der Arzt

Na, na, das ist nur so in's Blaue gesprochen, unterbrach ihn diese. Meine Marie hat noch lange Zeit, das braucht Ihn nicht zu binden und mich auch nicht.

Die schlanke Marie, ein Kind von dreizehn Jahren, betrachtete neugierig den Arzt, den ihre Mutter so ohne Umstände als den künftigen Bräutigam bezeichnete, indeß dieser, verlegen erröthend, an seinem Busenstreif zupfte. Es flogen ihm alle Vortheile dieser Verbindung schnell durch den Kopf, aber auch die ihm höchst anstößige Verwandtschaft mit Bauern, die daraus entspringen müsse. Er richtete die halb zugedrückten Augen scharf auf das junge Mädchen, deren feine Gestalt nichts Bäuerisches hatte, aus deren blassem Gesicht ihn die große Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Oheim rührend ansprach. Er beschloß also zu überlegen, zu prüfen und dann wie ein Mann sein Schicksal zu bestimmen. Daß er selbst seiner vermuthlichen Braut mißfallen könne, fiel ihm gar nicht einmal ein.

Die Base hatte durch den Gedanken an eine mögliche nähere Verbindung mit dem Vetter eine noch lebhaftere Theilnahme für diesen gewonnen, und fragte ohne Umstände nach allen seinen Verhältnissen, worauf sie lauter befriedigende

Antworten erhielt. Der Prediger mischte sich in dieß Gespräch und hoffte durch die nun anwesende ehemalige Dienerin der Gräfin Vieles über deren frühere Verhältnisse zu erfahren. Er sagte also: Da Sie, meine werthe Frau Professorin, in Ihrer Jugend die Barenin Schlebach und ihre Tochter auf Reisen begleitet haben, so werden Sie sich ja freuen, die Letztere hier wieder zu begrüßen. Was! rief die Angeredete, indem sie aus großer Ueberraschung von ihrem Sitze aufsprang, ist die Frau von Blainville hier? Frau von Blainville, wiederholte der Prediger verwundert, ich meine die Gräfin Hohenthal, die Gemahlin des hiesigen Gutsherrn.

So lebt sie also und hat sich wieder verheirathet? fragte die Wittwe des Professors. Nun, setzte sie mit Rührung hinzu, ich muß die Gnade Gottes preisen, daß er mir auch diesen Wunsch gewähren will, sie vor meinem Ende wieder zu sehen; ich habe mir vergebliche Mühe genug gegeben, sie wieder aufzufinden.

Also war die Gräfin schon ein Mal verehelicht, sagte der Prediger, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte.

Haben Sie das nicht gewußt? fragte die Fremde mit einem scharfen Seitenblicke. Nein, erwiederte der Geistliche, es ist mir überhaupt Manches auffallend gewesen; die Familie scheint Vieles zu verschweigen, und selbst die ver-

traute Dienerschaft theilt das geheimnißvolle Wesen, denn der Haushofmeister Dübois ist eben so zurückhaltend wie seine Herrschaft. So ist der gute alte Dübois auch hier, rief die Fremde in freudiger Ueberraschung. Sie kennen ihn also? fragte der Prediger auf's Neue. Wie sollte ich nicht, rief mit Thränen in den Augen die Frau Professorin, indem sie vor Verwunderung die Hände zusammen schlug. Du große Güte! morgen am Tage gehe ich auf's Schloß, sie alle zu besuchen; Du mein Heiland! das hätte ich nicht gehofft, auch den guten Alten wieder zu finden nach so vielem Unglück, er war ja schon damals alt.

Sie werden uns ja vieles Interessante mittheilen können, Frau Professorin, sagte der Geistliche sehr freundlich. Sie äußerten sich verwundert darüber, die Gräfin lebend zu wissen, Sie drückten sich so aus, als ob sie Ihnen verloren gegangen wäre; das klingt ja Alles recht sonderbar und könnte wohl die Neugierde erregen. Die Befragte richtete abermals einen scharfen Blick auf den Geistlichen und erwiederte mit der Frage: Hat Ihnen denn die Gräfin das nicht alles selbst erzählt? Keine Sylbe, erwiederte der Pfarrer, und auch hier unserm Freunde, der doch der Arzt des Hauses ist, sind alle Verhältnisse desselben fremd. So, erwiederte die Frau Professorin trocken, wenn das ist, so ist es ein Zeichen, daß die Frau Gräfin darüber nichts sprechen

will; denn Sie, mein lieber Herr Prediger, haben eine so dreiste Art zu fragen, daß man es sich schon recht fest vornehmen muß, wenn man ein Geheimniß bei sich behalten und Ihnen verbergen will. Ich will nun gerade nicht damit sagen, daß sich das für einen protestantischen Geistlichen schickt. Wenn Sie katholisch wären, so wäre es was Anders, denn die haben ihren Götzendienst und ihre Ohrenbeichte, aber wir guten Christen brauchen Gottlob unsern Priestern nicht Alles zu sagen.

Verlegen und empfindlich erwiederte der Pfarrer: Nach Ihrer Antwort muß ich glauben, daß Sie mir eine recht böse Absicht zutrauen, wenn ich aus Theilnahme mich nach den Verhältnissen der Gräfin erkundige.

Nehmen Sie es mir nicht übel, erwiederte die Base des Schulzen, ich bin mein Lebelang treu gewesen, und was die Gräfin für gut gefunden hat Ihnen zu verschweigen, werden Sie von mir auch nicht erfahren.

Der Geistliche war auf's Aeußerste verletzt, daß diese Frau mit bäuerischer Gradheit ihm seinen Fehler so treuherzig vorrückte; zugleich mußte er sich tadeln, daß er sie für zu einfältig gehalten, da er vermuthlich alles, was er wissen wollte, hätte erfahren können, wenn er nicht geglaubt hätte, hier ohne alle Umstände geradezu gehen zu dürfen. Er schwieg also verdrießlich. Der Arzt hatte auf diese Un-

terredung seines Freundes mit seiner Base wenig geachtet. Sein eigenes Schicksal beschäftigte ausschließend seine Gedanken. Der Besitz einer bedeutenden Bibliothek, eines ansehnlichen Naturalienkabinets beglückte sein Herz. Er dachte daran, wie er dieß alles wolle hieher kommen lassen, und dabei fiel ihm die Nothwendigkeit ein, ein eigenes Haus zu haben, wenn er seine Schätze recht genießen wollte. An diesen Gedanken knüpfte sich der andere, daß alsdann eine Frau im Hause nothwendig sein würde, und er blinzelte so oft nach der schlanken Marie hinüber, daß diese trotz ihrer großen Jugend erröthete. Auf solche Weise war die Unterhaltung den Frauen überlassen, und die Frau des Predigers vertiefte sich mit der Base des Arztes bald in ein Gespräch über häusliche Einrichtungen, welches immer wärmer und lebhafter wurde, je mehr beide Frauen ihre gegenseitigen Einsichten erkannten, und man wechselte laut und lebhaft mit Fragen und Rathschlägen ab, worauf die beiden anwesenden Männer nicht zu achten schienen, sondern gedankenvoll und stillschweigend Tabak rauchten, indeß die jungen Mädchen in dieser langweiligen Umgebung nicht recht wußten, was sie mit sich anfangen sollten.

Wie ein Sonnenstrahl durch den Nebel dämmert, so wurde die drückende Langeweile, die sich auf die Gesellschaft zu lagern begann, ein wenig durch einen rasch vorfahrenden

Wagen zerstreut, dessen zierliche, der neusten Mode entsprechende Form sich im hellen Mondenschein bemerken ließ. Der Prediger eilte erstaunt den neuen Gästen entgegen, denen ein gut gekleideter Diener den Schlag des Wagens öffnete, worauf ein junger, sehr zierlich gekleideter Mann herausſprang, dem ein alter etwas mühsam folgte. Der Herr sei gelobt, der uns so weit geführt hat, sagte dieser mit heuchlerischer Stimme, und der Prediger erkannte den alten Lorenz. Er war zweifelhaft, wie er ihn aufnehmen sollte, als dieser mit großer Unbefangenheit auf ihn zutrat und ihm die Hand mit Vertraulichkeit bot, die der Prediger, überrascht, nicht ausschlug. Wir fuhren so nahe bei Ihnen vorbei, lieber Herr Prediger, begann Lorenz, daß ich es nicht unterlassen konnte, Ihnen meinen Besuch zu machen, um so weniger, da auch mein Sohn sehr wünschte, Ihnen nach so langer Zeit ein Mal wieder seine Achtung zu beweisen. Die Neugier, diesen Sohn zu sehen, war in dem Augenblick das überwiegende Gefühl des Predigers, und er nöthigte die Angekommenen höflich, einzutreten. Der junge Mann näherte sich mit leichten Schritten und sicheren Gebehrden den Frauen, um sie zu begrüßen, und nach einigen höflichen Worten, mit denen er seinen späten Besuch bei der Frau des Predigers entschuldigte, musterte er mit dreistem Blicke die Gruppe der jungen Mädchen, von welchen keine seinen besonderen Beifall zu erhal-

ten schien. Er fuhr sich hierauf mit den weißen Fingern durch die schwarzen Locken, ordnete vor dem Spiegel ohne Umstände seine Halsbinde und gesellte sich zu den Männern.

Der Prediger konnte sein Erstaunen weder beherrschen noch verbergen, indem er seine neuen Gäste betrachtete. Jede Spur von Armuth war verschwunden; die feinsten Kleider trug heute der alte Lorenz statt des abgetragenen Ueberrockes, dessen er sich noch vor Kurzem bediente. Sie waren seinem Alter angemessen, aber doch nach der Mode; den kahlen Scheitel deckte eine künstliche Perücke, und statt des im Walde geschnittenen Stockes diente ihm jetzt ein mit einem goldenen Knopfe versehenes Rohr als Stütze.

Der Arzt war durch das Geräusch der Eintretenden ebenfalls aufgeregt worden, und indem er die neu Angekommenen begrüßte, betrachtete er mit scharfen, stechenden Blicken den jungen Mann, der seine großen schwarzen Augen dafür höchst ruhig auf ihn richtete.

Irre ich nicht, redete ihn der Arzt mit vor Zorn flammenden Wangen an, so habe ich schon ein Mal die Ehre gehabt, Ihnen zu begegnen. Ich wüßte nicht, antwortete der junge Lorenz; ich bin jetzt erst kurze Zeit wieder hier im Lande. Indem er diese Antwort höchst gleichgültig gab, nahm er aus einer goldenen Dose ruhig Tabak.

Der Arzt ergriff seine eigene, viel schönere goldene Dose, und indem er heftig auf den Deckel schlug, rief er mit funkelnden, halb zugekniffenen Augen: Ich dächte doch, Sie müßten sich erinnern, was in Krumbach vorfiel, als ich Sie dort in der Schenke traf.

Ich halte mich nicht anders in Schenken auf, sagte der Andere verächtlich, als wenn auf Reisen meine Pferde Ruhe bedürfen, und so kann es wohl sein, wenn Sie solche Orte besuchen, daß Sie mich ein Mal in der in Krumbach vorhandenen getroffen haben, denn mein Weg hat mich mehrmals durch dieses Dorf geführt.

Und Sie hätten ganz vergessen, sagte der Arzt, indem er nahe auf ihn zutrat, was Sie damals alles sprachen, als ich durch mein Pflichtgefühl getrieben die Schenke besuchte, aus Menschlichkeit, die der Arzt niemals verläugnen darf, denn Wehe dem, der sich zu vornehm dünkt, an das Schmerzenslager zu treten, mag es stehen, wo es will. So können Sie mich in Schenken und an noch niedrigeren Orten antreffen, wenn Pflicht und Menschenliebe es mir gebieten; wenn ich aber zu meiner Erholung unter Menschen gehe, so werden Sie mich immer in der besten Gesellschaft finden, zu der ich gehöre.

Es ist gut, daß Sie mir das sagen, antwortete der junge Lorenz gleichgültig, denn Ihre unnütze, unbegreifliche

Heftigkeit würde mich das zum Beispiel nicht haben errathen lassen.

Der Arzt bemühte sich nun ebenfalls gleichgültig zu sprechen und fuhr deßhalb mit schlecht unterdrückter Heftigkeit fort: Es scheint also, Sie haben rein vergessen, was Sie damals über den Grafen Hohenthal sprachen, über seine Ergebenheit gegen die Franzosen, über den verwundeten Herrn St. Julien, dessen Leben ich mit Mühe erhalten hatte und der ein Spion sein sollte, der arme Mensch, der weder sprechen, noch sich rühren durfte damals; jetzt, Gottlob! ist er hergestellt und kann sich selbst verantworten. Haben Sie das alles ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgt?

Wenn ich damals in der That solche Ansichten hatte, erwiederte der junge Lorenz mit unzerstörbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, so habe ich sie gewiß mit allen, die etwas von den Verhältnissen des Grafen wußten, getheilt, und ich sehe nicht ein, was Sie darin beleidigen kann, und wenn Sie wirklich zur guten Gesellschaft gehören, wie Sie versichern, so werden Sie selbst einsehen, daß es nicht passend ist, mich in einem fremden Hause über eine Ansicht, die Ihnen unrichtig scheint, mit Heftigkeit zur Rede zu stellen. Nach diesen sehr ruhig gesprochenen Worten ließ er den kampflustigen Arzt stehen und nahm einen gleichgültigen Antheil an dem Gespräche seines Vaters mit dem Prediger.

Der alte Lorenz hatte dem Geistlichen schon auf seine gewöhnliche heuchlerische Weise mitgetheilt, daß er ein kleines Gut für's Erste gepachtet habe, daß er aber wohl hoffen dürfe, es werde in Jahresfrist das Eigenthum seines Sohnes werden, der für jetzt eine Stelle als Privatsekretair bei einem bedeutenden französischen Generale annehmen würde, der mit seinen Truppen noch so lange in Preußen verweilen würde, bis die Kontributionen alle abgetragen wären; und es ist dieß eine vernünftige Einrichtung, schloß der alte Heuchler, und Gott möge seinen Segen dazu geben, denn mein Sohn kann dem Herrn General nützlich sein in tausend Fällen, weil er die Rechte studirt hat, und kann auch wiederum manchem Freunde dienen, der die Hülfe eines Landsmannes bei dem Herrn General brauchen sollte.

Es entgingen die schlechten Gründe dem Pfarrer nicht, welche die Handlungen des Sohnes wie des Vaters bestimmten, und er betrachtete den jungen Mann mit mißtrauischen Blicken, als er sich in das Gespräch mischte.

Die Base des Arztes redete diesen an und begann ihm Mancherlei von ihrem verstorbenen Gemahl zu erzählen; dadurch lenkte sich die Unterhaltung ohne Zwang auf die Bibliothek und das Naturalienkabinet, und ging endlich auf merkwürdige Krankheitsfälle über, die dem Arzte vorgekommen

waren, und die sie sich umständlich erzählen ließ, so daß dessen üble Laune gänzlich schwand und er nach dem Abendessen, von ihr aufgefordert, mit Vergnügen diese Verwandte, die er sich eingestand verkannt zu haben, nach Hause zu begleiten versprach. Als sie nach einem formellen Abschiede von dem Prediger und dessen Familie, und einer kaum merklichen Verbeugung gegen Lorenz und dessen Sohn nun den Arm ihres Neffen gefaßt hatte und im hellen Mondenscheine der friedlichen Wohnung des Schulzen zuwandelte, sagte sie gutmüthig scheltend: Er hat immer noch seinen unvernünftigen Trotzkopf, Vetter; was fing Er nur für unnütze Händel mit einem Menschen an, der ihn in's Unglück bringen kann? So wie ich hörte, daß der alte Vater dem Prediger ohne Scham und Scheu erzählte, daß sein Sohn ein Franzose wird, so fing ich nur gleich mit Ihm an Allerlei zu reden und ließ mir geduldig vorerzählen, wovon ich kein Wort verstehe, damit Er nur nicht wieder mit dem schlechten, jungen Menschen in Zank und dadurch in Unglück gerathen sollte; aber sei Er für die Zukunft vorsichtig, versprech Er mir das. Sie meinen es gut mit mir, sagte der Arzt nicht ohne Bewegung. Das habe ich immer gethan, erwiederte seine Verwandte, und umarmte und küßte ihn herzlich, da sie das Haus des Schulzen erreicht hatten. Die schlanke Marie reichte dem Vetter die Hand, die dieser höflich küßte, wor-

über das junge Mädchen lebhaft erröthete, und die Verwandten trennten sich in der wohlwollendsten Stimmung.

Der Prediger hatte den Verdruß, daß Lorenz und sein Sohn nicht die mindeste Anstalt machten ebenfalls aufzubrechen, und er war gezwungen ihnen ein Nachtlager anzubieten, damit er sich selbst zur Ruhe begeben könnte, und dieß wurde von Beiden wie eine Sache, die sich von selbst verstände, angenommen.

X.

Der Arzt hatte am Morgen des nächsten Tages den ihm etwas beschwerlichen Auftrag seiner Base zu besorgen, und der Gräfin ihre Ankunft und ihren Besuch für denselben Vormittag zu melden; denn wie sehr er sich auch mit dieser Verwandten innerlich versöhnt hatte, so kostete es ihm doch Viel, seinen Hochmuth zu besiegen, und sie als Verwandte und zugleich als die ehemalige Dienerin der Gräfin zu bezeichnen. Diese war sichtlich erschreckt und erfreut durch die unerwartete Nachricht, und suchte, sobald sie nur Fassung gewann, den Arzt auf eine geschickte Art über alle beim Prediger geführten Gespräche auszufragen, aber ihre Unruhe wurde nicht gehoben, denn jenes Seele war besonders davon erfüllt, wie heldenmüthig er sich nach seiner Meinung dem Verräther, dem jungen Lorenz, gegenüber benommen hatte.

Er hatte die Gräfin kaum verlassen, als diese Dúbois rufen ließ, um ihm das Unerwartete mitzutheilen und ihn zu bitten, die ehemalige Dienerin zuerst zu empfangen, um ihr die nöthige Schonung zu empfehlen. Der alte Mann war bereit zu thun, wozu sein eigenes Herz ihn trieb, und er begab sich hinunter, um die Ankommende zu empfangen, ehe sie einen Diener des Hauses sprechen konnte, denn der Haushofmeister kannte aus früheren Zeiten ihre große Redseligkeit und konnte nicht wissen, ob die Veränderung ihres Standes sie zurückhaltender gemacht haben würde. Seine Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt; denn kaum war eine Viertelstunde verflossen, so nahte sich die Erwartete im höchsten Putz mit großen Schritten. Die Tochter folgte der Mutter, denn es gelang ihrer Anstrengung nicht, sich in gleicher Linie mit derselben zu erhalten, und kaum hatten Beide die Schwellen des Hauses überschritten, als die Mutter, ihren alten Freund erblickend, ihren Shawl heftig zurück warf, so daß er zur Erde fiel, und mit einem lauten Ausrufe der Freude ihn zu umarmen eilte. Dúbois erwiederte diese Zeichen der Freundschaft Anfangs mit Herzlichkeit; da aber die oft wiederholten Umarmungen ihn beinah zu ersticken drohten, und die schallenden Küsse ein spöttisches Lächeln auf den Gesichtern einiger hinzugetretenen Bedienten hervorriefen, so entzog er sich höflich den Armen, die ihn

umschlossen, und bat seine Freundin, erst bei ihm einzutreten, ehe sie ihren Besuch bei der Gräfin ablegte. Bereitwillig folgte die Base des Arztes dieser Einladung, von der Tochter begleitet, die den Shawl der Mutter vom Boden aufgehoben und ihn ihr ruhig wieder umgelegt hatte.

Der Haushofmeister bewirthete seine Gäste mit einem Frühstück, während dessen er der Wittwe des Professors alles abfragte, was er zu wissen begehrte, und ihr rathen konnte, so gelinde als möglich ihrer ehemaligen Herrschaft mitzutheilen, was diese wissen mußte. Unter Strömen von Thränen war die Unterredung geführt worden, und die geduldige Marie saß während ihrer langen Dauer einsam am Fenster eines andern Zimmers, wohin sie die Mutter, nachdem sie dieselbe mit Kuchen und Chokolade versorgt, verwiesen hatte, um ungestört mit ihrem alten Freunde zu sprechen.

Endlich war das Frühstück geendigt und das Nöthige verabredet; die Thränen wurden getrocknet, der Shawl in die gehörigen Falten gelegt, und der Haushofmeister bot seiner Freundin den Arm, führte sie mit höflicher Aufmerksamkeit die große Treppe hinauf und geleitete sie in die Zimmer ihrer ehemaligen Herrschaft.

Die Gräfin trat ihnen entgegen. Meine gute Freundin, rief sie, indem sie die ehemalige Dienerin erblickte, und wollte sie umarmen; diese aber ergriff mit Heftigkeit beide

Hände der ehemaligen Gebieterin, die sie abwechselnd mit Küssen bedeckte und mit Thränen überströmte. Sobald die Gräfin ihre Hände befreien konnte, umarmte sie die Wittwe des Professors und sagte: Wie freut es mich, meine Liebe, Sie wieder zu sehen und nach so vielen Jahren zu finden, daß die Zeit den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen, nicht geschwächt hat.

Mitten in ihrer Rührung wurde die Base des Arztes empfindlich und sagte: Millionen Thränen habe ich um Ihretwillen geweint und gewiß nicht verdient, daß Sie mich nun so fremd behandeln, und mich nicht mehr Du nennen und Leonore, wie in früheren Zeiten so viele Jahre hindurch.

Mein Herz ist darum nicht weniger warm, sagte die Gräfin, indem sie die Hände der erzürnten Frau drückte, aber dieß muß um Ihretwillen so bleiben; auch würde sich Ihr Neffe, der Arzt, gekränkt fühlen, wenn es anders wäre.

Nun ja, erwiederte besänftigt dessen Base, den Thoren kenne ich ja mit seinem Hochmuthe. Lassen Sie uns überhaupt jetzt nicht von solchen Kleinigkeiten sprechen, sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, meine gute Leonore. Sie kennen mein Unglück; haben Sie mir gar nichts Tröstliches zu sagen?

Die Wittwe des Professors ward durch diese Frage auf ein Mal wieder in den tiefsten Schmerz versenkt. O Gott!

rief sie aus, was haben Sie alles leiden müssen, und wie hat der Kummer Sie vor der Zeit alt gemacht; wie mager sind die schönen weißen Hände geworden, und wo ist die herrliche Farbe geblieben? Blühten Sie doch wie eine Rose, und es war ganz natürlich, daß der gute Herr Blainville so verliebt blieb, ob Sie gleich schon lange verheirathet waren.

Meine Liebe, sagte die Gräfin aus beklemmter Brust, schonen Sie mich mit Erinnerungen, durch die Sie mich tödten können.

Die Professorin weinte und sagte unter heftigem Schluchzen: Sie haben Recht, ach! Sie haben Recht, aber ich kann den Schmerz nicht bezwingen, wenn ich Sie ansehe.

Reden Sie nicht von mir, sagte die Gräfin mit großer Anstrengung, sprechen Sie von dem Schicksale des unglücklichen Kindes.

Ich weiß ja nichts von dem kleinen Herrn, klagte die Wittwe des Professors und sammelte sich endlich so weit, um, von Thränen und Klagen unterbrochen, ihrer ehemaligen Herrin erzählen zu können, wie sich ihr Schicksal gestaltet hätte, nachdem sie die Gräfin verloren. Diese, obgleich zerschmettert von dem Worte der Dienerin, durch das ihre letzte dunkle Hoffnung verloren zu gehen schien, bezwang dennoch ihr Gefühl und hörte mit ängstlicher Aufmerksam-

keit den Bericht, um doch vielleicht noch eine schwache Spur des Verlornen darin zu finden.

Ach! hob die ehemalige Dienerin ihre Wehklage an, wie war uns zu Muthe, mir und der Mamsell Adele, als wir damals in Paris unsern Einkauf gemacht hatten und nun ruhig nach Hause gegangen waren. Mein Gott, mein Gott! als wir die offenen Thüren erblickten, als wir ankamen, die geöffneten Schränke und die grausige Unordnung. Ihr schöner Hut lag auf dem Boden, und es hatte Jemand mit schmutzigen Füßen darauf getreten, der Wirth des Hauses stand im Wohnzimmer und schalt uns, so wie wir ankamen, schändliche Aristokraten; ich wollte ihm antworten, wie sich's gehörte, denn ich hatte französisch genug dazu in der Gottvergessenen Stadt gelernt, aber Mamsell Adele rief heftig: Wo ist Herr Blainville und seine Gemahlin? Herr Blainville, wiederholte plötzlich der Wirth, von dem weiß ich nichts, der Vaterlandsverräther, der verkappte Graf ist, wo er hingehört, im Gefängnisse. Mein Bruder, mein unglücklicher Bruder! schrie Mamsell Adele in Verzweiflung, und wurde bleich und starr wie eine Leiche. So groß mein Schmerz war, so ging mir doch ein Licht auf, und ich war recht böse, daß Sie mir die Sache nicht gehörig vertraut hatten, ich hätte nichts verrathen und hätte den gehörigen Respekt vor Mamsell Adele haben können, statt, daß ich sie

geärgert hatte, wo ich konnte, denn ich hielt sie für hochmüthig und von Ihnen begünstigt, und ich dachte, ich wollte sie dadurch aus dem Dienst treiben, denn sie kam mir unnöthig im Hause vor. Jetzt sah ich das alles anders ein durch dieß einzige Wort, das sie im Unglücke und im Schrekken ausgesprochen.

O mein Gott! seufzte die Gräfin und bedeckte ihre überströmenden Augen mit den Händen. Die rohe, aber gutmüthige Erzählerin sah, welche Schmerzen ihre Worte erregten, und zog mit sanfter Gewalt die Hände der ehemaligen Herrin von den weinenden Augen derselben zurück, um sie mit Küssen und mit warmen Thränen zu bedecken. Weiter, meine Liebe, sagte die Gräfin mit zitternder Stimme, um Gottes Willen fahren Sie fort.

Ja, weiter in der unglücklichen Geschichte, rief die Wittwe des Professors, Sie wissen nicht, wie mir das Herz blutet, wenn ich an all den Jammer und Trübsal denke. Ich wußte nicht, was ich mit Ihrer armen Schwägerin anfangen sollte, die bleich und starr da saß, ohne zu weinen, ohne zu reden, ja ohne ein Glied zu rühren. Ich war ganz allein mit ihr, der Hausherr hatte uns wieder verlassen, und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, denn ich hatte nicht den Muth, die Arme zu verlassen und einen Arzt zu rufen. Endlich brachte ich sie doch wieder etwas zur Besinnung, sie sprang

nun auf ein Mal auf, faßte heftig zitternd meinen Arm und sagte leise: Komm, wir müssen meinen Bruder aufsuchen. Ich war bereit und wir stürmten der Thüre zu, ohne zu wissen wohin. In der Thüre begegnete uns ein alter Herr, den das arme Fräulein Adele zu kennen schien. Mit gerungenen Händen fiel sie vor ihm auf die Knie und rief: Helfen Sie, retten Sie! Der gute Mann weinte selber und sagte: zuerst müssen Sie fort von hier und zwar sogleich, damit Sie nicht ebenfalls verhaftet werden, denn alsdann würde es noch schwieriger werden, etwas für Ihren Bruder zu thun. Ich fürchte, der Herr des Hauses ist schon ausgegangen, die Anzeige zu machen, denn ich traf ihn nicht zu Hause, deßhalb lassen Sie uns eilen. Als ich diese Worte hörte, kam mir schnell von Gott der gute Gedanke, daß Ihnen nicht damit geholfen wäre, wenn uns die unmenschlichen Jakobiner einsperrten, und ich sagte also dem guten alten Manne, der sich unserer annehmen wollte, daß man Mamsell Adele gar nicht fragen müsse, denn sie sei so außer sich, daß der Hausherr mit der Wache kommen würde, ehe sie nur begriffe, wovon die Rede sei. Der verständige Mann sah das ein, und wir faßten jeder die arme Weinende unter einem Arm und brachten sie mit Gewalt die Treppe hinunter in den Wagen des alten Herrn, und der Schurke, der Wirth, behielt nichts als das leere Nachsehen, wenn er mit seinen

Jakobiniſchen Wachen wird angekommen ſein. Wie lange wir gefahren ſind, weiß ich nicht, denn ſowohl ich, als unſer alter Begleiter, wir waren während des Weges nur bemüht, die arme Mamſell Adele ein wenig zu beruhigen, aber Gott weiß, es gelang uns ſchlecht. Endlich hielt der Wagen vor einem kleinen Hauſe in der Vorſtadt; der alte Herr hieß mich ausſtiegen und ging mit mir in dieß unſcheinbare Haus, das, nachdem er drei Mal leiſe geklopft, geöffnet und hinter uns ſogleich wieder verſchloſſen wurde. Eine alte Frau kam uns entgegen, und ich hörte wohl, wie mein Führer ihr auftrug, für mich auf's Beſte zu ſorgen, aber um Gottes Willen mich nicht ausgehen zu laſſen, weil wir alle durch meine Unvorſichtigkeit unglücklich werden könnten. Als er mich verlaſſen wollte, fragte ich, was aus Fräulein Adele werden ſollte. Er antwortete mir, wir dürften nicht zuſammen bleiben, es wäre für uns beide ſicherer, wenn Jede einen andern Zufluchtsort fände, er ſei ein Freund ihres Hauſes und ſorge für unſer aller Beſtes mit großer eigener Gefahr.

Ich hatte lange genug unter den Heiden in Paris gelebt, ich konnte alſo wohl einſehen, daß wir behutſam ſein müßten, und fügte mich in mein Schickſal. Als ich mit der guten Frau allein war, hatte ich Zeit genug, über unſer Unglück nachzudenken, und ich brachte die ganze Nacht weinend und jammernd zu, denn nun, da die größte Angſt vorbei

war, dachte ich auch an unsern kleinen Herrn. Endlich am Abende des andern Tages kam der Herr wieder, der mich hieher geführt hatte, und sagte mir, er würde mich des andern Abends um dieselbe Zeit abholen und zu einer deutschen Herrschaft bringen, die mich als Kammerjungfer mitnehmen und in Frankfurt am Main zurücklassen wolle, von wo ich meine Heimath leicht erreichen könne. Ich fragte nach Ihrem Schicksale. Er trocknete sich die Thränen und sagte, man müsse auf Gottes Beistand hoffen, er könne mir nichts darüber sagen. Als ich nach Fräulein Adele fragte, antwortete er etwas ungeduldig, er könne mir weiter keine Nachricht geben, als nur die Versicherung, daß sie außer Gefahr sei, und ich sollte froh sein, daß er auch mich in Sicherheit bringen wollte. Ich fragte ihn, ob ich nicht noch ein Mal auch unserer Wohnung zurück gehen könne, um meine Sachen abzuholen, die dort alle zurück geblieben waren. Er wurde hierauf recht grob und sagte, es sei ein Zeichen großer Dummheit, daß ich um der Lumpen Willen dahin zurück zu gehen dächte. Er besänftigte sich aber bald und befahl mir, ich sollte bis zum nächsten Abende zusammenrechnen, wie viel der ganze zurückgelassene Kram werth sei, er wolle ihn mir baar bezahlen, ich solle aber weder mich, noch ihn deßhalb unglücklich machen. Ich war damit zufrieden und fragte ihn nicht weiter nach unserm kleinen Herrn, denn ich dachte

mir schon, daß er doch nicht aufrichtig antworten würde. Kaum aber hatte er das Haus verlassen, so fing ich an die alte Frau, die es bewohnte, mit Bitten und Thränen so lange zu bestürmen, bis sie selbst zu weinen anfing und mir zu helfen versprach; denn da sie mich nicht recht verstand, so glaubte sie, der kleine Herr sei mein eigenes Kind, und ich ließ es geschehen, daß sie es glaubte, und gab gern zu, daß sie mich für eine leichtsinnige Dirne hielt, damit sie mir nur helfen möchte. In aller Frühe des nächsten Morgens drückte sie mir einen Hut tief in's Gesicht hinein, hing einen Schleier darüber, gab mir einen Mantel, und nachdem sie sich eben so angethan hatte, verließen wir das Haus, nahmen auf dem nächsten Platze einen Wagen und so ging es fort nach dem Dorfe. Gott, wie schlug mein Herz auf diesem Wege, theils aus Angst, daß man uns verhaften möchte, theils aus Verlangen nach dem lieben Kinde. Wir erreichten glücklich das Dorf, wir fanden das Haus, aber nur zu neuem Jammer. Die Pflegerin unsers kleinen Herrn lag im hitzigen Fieber, von dem Kinde war nichts zu sehen. Die Weiber, die die Kranke warteten, sagten mir, ein alter Herr habe am vorigen Tage das Kind abgeholt und es zu einer Dame in einen Wagen gehoben, die nach des alten Mannes Aussage die Mutter des Kindes gewesen sei. Ich dachte einen Augenblick, Sie selbst hätten Ihr Kind abge-

holt, aber ich besann mich bald, daß es nicht so sein könnte, denn Sie würden auch mich wieder zu sich genommen haben, wenn Sie frei gewesen wären. Es war nun nichts weiter zu thun, als den Rückweg mit Thränen anzutreten und den Abend zu erwarten. Als es dunkel geworden, kam der alte Herr richtig, wie er es versprochen. Ich hatte indeß meine Rechnung für Lohn und Kleider gemacht, wie er es verlangt hatte. Er bezahlte mir Alles und schenkte mir noch hundert Franken zur Reise. Da ich ihn in so gütiger Stimmung sah, so wagte ich es, ihm mein Leid mit unserem Kinde zu vertrauen. Er wurde sehr böse und schalt auch die alte Frau, daß wir gegen seinen Befehl das Haus verlassen hatten; als ihm diese aber, um sich zu entschuldigen, sagte, daß sie meinen Jammer und meine Thränen nicht mehr hätte mit ansehen können, weil ein Stein hätte durch meine Klagen bewegt werden müssen, da wurde er wieder sanftmüthig und sagte, da ich so große Treue für meine Herrschaft zeigte, so wolle er die Unbesonnenheit vergeben, und übrigens müsse ich zu meinem Troste glauben, daß Gott ein unschuldiges Kind nicht würde untergehen lassen, wenn ich es auch nicht mehr bei seiner Pflegerin gefunden habe. Das war alles, was ich mit Bitten und Flehen über den kleinen Herrn erfuhr, und ich mußte nun mit dem unbekannten Herrn fort, der mich zu meiner neuen Herrschaft brachte, die beinah kein

Wort mit mir sprach. Mit dem frühesten Morgen ging es aus Paris hinweg. Wir reisten Tag und Nacht, bis wir Gießen erreichten. Hier ließen sie mich zurück, und ich hatte nicht einmal erfahren, mit Wem ich die Reise gemacht hatte. Weil ich mir den Fuß beschädigt hatte, mußte ich in Gießen einige Zeit bleiben, und da fügte es Gott, daß ich an meinen alten Professor gerieth. Wie ich mit dem verheirathet war, vertraute ich ihm unser ganzes Schicksal an, denn er war eine treue Seele und ich dachte, er würde vielleicht etwas auskundschaften können über Ihr Schicksal oder über unsern kleinen Herrn. Er schrieb nun nach allen Weltgegenden hin und hatte überall seine gelehrten Freunde, die ihm allerlei Lappalien meldeten, was sie ihre wissenschaftlichen Forschungen nannten, aber das, was mir am Herzen lag, forschte keiner aus. Die Schweizer schrieben ihm, der alte Herr Blainville und Ihre Frau Mutter wären todt; von Ihnen wußte man nichts, und die Franzosen konnten von dem kleinen Herrn gar nichts ausspüren, und so mußte ich mich in Gottes Willen ergeben und dachte gar nicht mehr, daß ich Sie jemals wieder sehen könnte, und hier nun schenkt mir Gott die unvermuthete Freude. Und das bin ich doch eigentlich dem hiesigen Prediger schuldig, denn hätte er nicht in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß ich mich hier einer Erbschaft wegen zu melden hätte, so wäre es mir wohl nie-

mals eingefallen, diese Reise zu unternehmen, und wenn mein alter Professor noch lebte, so würde er auch nun einsehen, daß er Unrecht hatte, darüber zu lachen, wenn ich mir aus den Zeitungen nichts vorlesen ließ, als solche Bekanntmachungen und Anzeigen, wo allerlei Sachen verkauft wurden; denn, sagen Sie selbst, was geht mich Bonaparte an, und was brauche ich noch über die Franzosen zu hören? Die habe ich hinlänglich kennen gelernt und den Krieg fühlt man genug, wenn er da ist, man braucht sich nicht um den zu bekümmern, der in der Ferne geführt wird. Solche Anzeigen aber haben ihren Nutzen, und man sollte nicht darüber lachen, wenn vernünftige Menschen sie lesen. Mir wird diese einfältige Neugierde, wie mein seliger Mann meine Leserei nannte, manchen schönen Thaler einbringen, denn ich erhalte nun dadurch die mir zukommende Erbschaft.

Die Gräfin hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Bericht ihrer ehemaligen Dienerin vernommen, und sie fand einen schwachen Trost darin. Sie wußte doch nun bestimmt, daß ihre Schwägerin sowohl, als das geliebte Kind in den schrecklichsten Augenblicken ihres eigenen Lebens nicht umgekommen waren. Sie konnten beide leben, und es konnte vielleicht dem Grafen gelingen, diese schwachen Spuren zu verfolgen und die Verlornen aufzufinden. Sie dankte daher der ehemaligen Dienerin für die von ihr bewiesene Treue

und bat sie, während ihres hiesigen Aufenthaltes auf dem Schlosse zu wohnen. Die Wittwe des Professors nahm dieß Anerbieten mit Dankbarkeit an und sagte: Es ist nicht Hochmuth von mir, aber erstlich bin ich froh, wieder in der Nähe meiner ehemaligen Herrschaft zu sein, und dann habe ich mir das Bauernleben so abgewöhnt, daß ich es nicht lange bei den guten Leuten, meinen Verwandten, würde aushalten können.

Die Gräfin bat nun, sie möchte ihre Zimmer gleich in Besitz nehmen und alle ihre Sachen nach dem Schlosse bringen lassen, damit bei der Mittagstafel sie sich schon ganz als Hausgenossin fände.

Ich bemerke, rief die Professorin, Sie verlangen, ich soll an Ihrer Tafel speisen, und als die Gräfin dieß bejahte, fuhr sie fort: Nimmermehr werde ich mich dazu entschließen, und wenn ich mir auch das Bauernleben abgewöhnt habe, so habe ich doch keinen dummen Hochmuth bekommen. Sie sind lange Jahre meine Herrschaft gewesen, das werde ich nicht vergessen. Ja, ich habe mich nicht einmal zu der Gesellschaft der andern Professorsfrauen gehalten, wie mein seliger Mann noch lebte, denn ich sah es recht gut, daß ich ihnen zu gering war; ich war ihnen nicht fein, nicht gelehrt genug, aber mit aller ihrer Gelehrsamkeit hatten es ihre Männer nicht so gut, wie mein alter lieber Mann.

Der konnte ohne Sorgen leben, brauchte sich um nichts zu kümmern und hatte doch Alles im Ueberfluß, und wenn die Herren Professoren bei uns speisten, so gestanden sie alle aufrichtig, bei uns sei der beste Tisch. So lebten wir still und ruhig; ich pflegte meinen Mann, und hielt mein Kind zur Kirche und Schule an, und sorgte dafür, daß meine Marie früh die Wirthschaft lernte und nicht tausend unnütze Thorheiten. Deßhalb setzten die andern Professorentöchter das arme Kind auch zurück, denn mir fiel es nicht ein, daß es nöthig sei, daß sie in allen Sprachen Liebesbriefe zu schreiben verstehen müsse; eben so wenig braucht sie mit einem Schawl oder mit einer Trommel zu springen, oder auf allen Instrumenten zu klimpern. Auch ist es kein Unglück, wenn sie nicht alle Spielereien zu machen versteht, die im Grunde kein Mensch braucht, denn ich habe gesehen, daß die vornehm erzogenen Mamsellen nachher vor lauter Gelehrsamkeit ihr Haus nicht regieren konnten und mit allen ihren feinen Arbeiten nicht verstanden, wenn es Noth that, ein Hemd für ihren Mann und ihre Kinder zuzuschneiden.

Sie mögen im Ganzen Recht haben, sagte die Gräfin, obwohl ich fürchte, Sie gehen zu weit, was Ihre Tochter anbetrifft; doch Sie sind mir ein so lieber Gast, daß ich wünsche, Sie möchten sich in meinem Hause einrichten, wie es Ihnen am angenehmsten ist.

Wenn Sie mir das erlauben, sagte die Professorin, so werde ich bei meinem alten Freunde Dübois speisen, und meine kleine Marie mögen Sie an Ihren Tisch nehmen, damit sie Manieren lernt, denn da ich sie in der Zukunft mit dem Doktor zu verheirathen wünsche und der so viel auf feine Lebensart hält, so wäre es mir lieb, wenn sie darin nicht hinter ihren künftigen Mann zurückbliebe.

Die Gräfin lächelte, indem sie die Bitte ihrer ehemaligen Dienerin bewilligte, und Dübois, der herbei gerufen wurde, erhielt den Auftrag, die Zimmer im untern Stockwerk der neuen Bewohnerin anzuweisen; zugleich theilte ihm die Gräfin scherzend mit, daß die Frau Professorin seine Gesellschaft der ihrigen vorzöge und an seiner Tafel zu speisen wünsche. Mit großem Ernst erwiederte der Haushofmeister, daß er die Ehre, so ihm seine Freundin erweise, zu schätzen verstehe. Nun, nun, sagte die Wittwe des Professors, sprechen Sie nur nicht mit so großem Respekt, wissen Sie nicht mehr, wie oft sie mich ausgescholten haben, wie wir noch Kameraden waren.

Die Gräfin wünschte die Tochter der Professorin zu sehen, und Dübois eilte, die stille, geduldige Marie herauf zu führen, die während der langen Unterredung zwischen ihrer Mutter und der Gräfin ruhig am Fenster in Dübois Zimmer gesessen hatte.

Als der Haushofmeister das Zimmer verlassen hatte, trat St. Julien ein, um ein Buch von der Gräfin abzuholen, welches sie ihm am vorigen Tage versprochen hatte. So wie die Professorin ihn erblickte, wurde sie bleich und schlug die Hände zusammen. Als der junge Mann die Gräfin anredete, schien seine Stimme einen ähnlichen Zauber, wie sein Anblick auf die ehemalige Dienerin zu üben, denn sie seufzte tief auf und wurde glühend roth. St. Julien, der die Bewegung der Fremden bemerkte, ohne zu ahnen, daß er sie veranlasse, glaubte, sie habe ein Gesuch bei der Gräfin, und verließ deßhalb bald das Zimmer, um durch seine Gegenwart nicht zu stören.

Wer ist dieser junge Mann? rief die Professorswittwe außer sich, die Hände der Gräfin ergreifend, als sie allein waren.

So fällt Ihnen die große Aehnlichkeit auch auf? fragte die Gräfin mit zitternder Stimme, indem Thränen über ihre Wangen flossen.

Mein Gott, mein Gott! rief die Professorin bebend, es ist ja Herr Blainville, wie er leibte und lebte, sogar das Zucken des Mundes, womit er das Lachen unterdrückte, wie er mich in meiner Alteration bemerkte.

Die Gräfin hatte kaum noch Zeit, ihre ehemalige Dienerin mit den Verhältnissen des jungen Mannes bekannt zu

machen und sie zu bitten, von allen Leiden, die sie mit einander erlebt hätten, nichts dem Prediger anzuvertrauen, weil es für sie kränkend sein würde, wenn diese Schmerzen ein Gegenstand allgemeiner Gespräche werden sollten, und die Wittwe des Professors hatte kaum feierlich versprochen zu schweigen, als die Tochter derselben blöde und zitternd eintrat, und sich furchtsam der Gräfin näherte, um ihre Hand zu küssen, wie es ihr früher die Mutter befohlen hatte.

Die Gräfin fühlte Mitleid mit dem armen Kinde, das, offenbar durch eine übel angebrachte Strenge der Mutter unterdrückt, kaum zu athmen wagte. Sie sprach gütig mit dem eingeschüchterten jungen Mädchen, konnte aber doch nichts als einzelne Sylben von ihr als Antwort gewinnen. Sie machte hierauf der Mutter den Vorschlag, ihre Tochter ganz bei Emilie wohnen zu lassen, weil junge Mädchen besser zu einander paßten, als zu bejahrten Frauen. Die Professorin fühlte sich geschmeichelt und gab ihre Einwilligung, worauf die Gräfin Emilie zu sich bitten ließ, um ihr ihre neue Freundin vorzustellen. Diese betrachtete mit Theilnahme das zitternde Kind, und die Wittwe des Professors sagte, nachdem sie Emilie mit einem scharfen Blick betrachtet hatte, zur Tochter: So kannst Du denn gleich hier bleiben; ich werde allein zu meinem Vetter, dem Schulzen, zurück gehen und unsere Sachen herschaffen lassen, damit wir

noch heute in Ordnung kommen. Die Worte hatte sie mit Härte und Trockenheit an die Tochter gerichtet. Hierauf trat sie zu Emilie, faßte ihre Hand und sagte, mit einer Thräne im Auge: Ich lasse gern mein Kind bei Ihnen, Sie sehen gut und milde aus, und werden eine Waise nicht verspotten, wenn sie auch die feinen Manieren nicht hat, die ich ihr nicht habe geben können und der selige Professor auch nicht. Der gute Mann verstand nichts von Kindererziehung, obgleich er dicke Bücher darüber schrieb.

Emilie drückte die Hand der rohen, aber guten Frau und sagte: wenn Ihre Tochter mir Vertrauen schenken will, so werde ich sie als meine liebe Freundin betrachten.

Lieber Gott, erwiederte die Professorin, was hat so ein Kind zu vertrauen? Das wäre ja ein Unglück, wenn die schon ihre Geheimnisse hätte.

Die Gräfin konnte das Lächeln über dieses Mißverständniß nicht unterdrücken und sagte: Lassen Sie Ihre Tochter ohne alle Sorge bei uns, meine liebe Freundin, und eilen Sie, sich Ihrem Wunsche gemäß einzurichten, damit ich die Freude habe, Sie bei mir recht bald einheimisch zu sehen.

Die Professorin ging und es ließ sich bemerken, daß die blöde Marie nach der Entfernung der Mutter tief aufathmete und sich sichtlich erleichtert fühlte. Sie ließ sich nun

auch zum Sprechen bewegen, und obgleich sie in allen Kenntnissen selbst für ihr Alter zurück zu sein schien, so ließ sich doch eine natürliche Munterkeit des Geistes, ja selbst eine Anlage zur Schalkhaftigkeit nicht verkennen, und man bemerkte deutlich, indem sie über ihre häuslichen Einrichtungen sprach, daß sie mit der von der Mutter erhaltenen Erziehung nicht so zufrieden war, wie diese es zu verdienen glaubte, sondern es regte sich in dem jungen Mädchen eine lebhafte Sehnsucht nach allen ihr versagten Kenntnissen, und sie hüpfte fröhlig an Emiliens Hand hinweg, indem sie ihr Glück pries, sich zum ersten Male in ihrem Leben ohne die Gegenwart der Mutter einer jungen Freundin gegenüber zu befinden.

Die Wittwe des Professors besorgte mit gewohnter Thätigkeit ihre Geschäfte und bezog schon vor der Mittagstafel die von Dübois auf dem Schlosse für sie eingerichteten Zimmer. Der Haushofmeister hatte für seine Freundin auf's Beste gesorgt, und sie fand Alles bequem und sauber eingerichtet, auch ein zu ihrer Bedienung bestimmtes Mädchen. Er war ihr auch beim Auspacken und Ordnen ihrer Kleider behülflich und führte sie dann nach dem Zimmer, wo er für sich und seine Gäste die Tafel hatte bereiten lassen, und wo er ihr seinen jungen Freund Gustav vorstellte. In Eintracht setzten sich diese drei zu Tische, und heitere, unge-

zwungene Gespräche würzten das Mahl. Dúbois bediente mit ächt französischer Höflichkeit seine Freundin, für die er ein ungeheucheltes Wohlwollen empfand, der junge Gustav fand sich durch das Beispiel des Haushofmeisters zu gleicher Aufmerksamkeit bewogen, und Beider Bestrebungen wurden von der Wittwe des Professors dankbar anerkannt. Da aber Dúbois sie immer Madame anredete, so folgte sein junger Freund auch hierin seinem Beispiele, und dieß verdústerte, nachdem es einige Male geschehen war, sichtlich die Stirn der Frau Professorin. Mit auffallendem Verdruß wendete sie sich zu dem jungen Menschen und sagte mit ziemlicher Heftigkeit: Mein lieber junger Herr, wenn mich Herr Dúbois Madame nennt, so hat das nichts auf sich, wir sind alte Freunde, auch wissen die Franzosen nicht, was sich schickt; sie kennen keinen Unterschied und nennen Alles gradeweg Madame, ein Fischerweib und ihre Königin oder Kaiserin, aber ein Deutscher muß Lebensart lernen, und daher können Sie mich immer nach meinem Titel Frau Professorin nennen, denn selbst der Neid muß es meinem seligen Manne lassen, daß er ein gelehrter Professor war.

Der junge Mann schwieg mit Bestürzung, und Dúbois sagte lächelnd: Vergeben Sie mir meinen Fehler, wertheste Freundin, wodurch unser Freund auch zum Irrthum verleitet wurde. Ich werde mir die französische Unhöflichkeit

abgewöhnen und den Ihnen zukommenden Titel nicht mehr vergessen.

Gott bewahre, rief seine Freundin, zwischen uns bleibt es beim Alten, aber die Jugend muß anständig erzogen werden, meinen Sie das nicht auch? Freilich, freilich, sagte Dübois lächelnd, und nicht wahr, mein Sohn, fuhr er, zu Gustav gewendet, fort, Du wirst die erhaltene Lehre nicht wieder vergessen? Der Jüngling neigte sich beistimmend, und die Heiterkeit kehrte zu der kleinen Gesellschaft zurück, die ohne weitere verdrießliche Störung ihre Mahlzeit beendigte. —

XI.

Die schüchterne Marie hatte im obern Stockwerke im Speisesaale an der Tafel Platz genommen und hielt sich ängstlich an der Seite ihrer Beschützerin Emilie. Sie konnte ihre Blödigkeit nicht überwinden, und wagte weder zu essen noch ein Wort zu sprechen, so gütig sie auch von allen Seiten aufgemuntert wurde. Die Gräfin bat am Ende, Jedermann möge sie ungestört lassen, weil diese Blödigkeit nur durch die Zeit zu überwinden sei, wo sie sich dann von selbst verlieren würde. Der Arzt fühlte sich gekränkt durch das ungeschickte Betragen seiner Verwandtin und vermuthlichen künftigen Braut; doch tröstete er sich mit dem Gedanken,

daß sie eigentlich noch ein Kind sei, dessen Fähigkeiten unter seiner Leitung ausgebildet werden könnten.

Der Obrist Thalheim und seine Tochter, so wie der Prediger nahmen Theil an dem Mittagsmahle, welches durch heitere, freundschaftliche Gespräche zu Mariens Qual verlängert wurde, die erst dann wieder frei athmete, als man endlich die Tafel aufhob.

Emilie und Therese beschlossen nach der Tafel einen Spaziergang in den Garten zu machen und forderten ihre neue Freundin auf, sie zu begleiten. Herzlich froh, aus dem Saale zu entkommen, schloß sie sich gern an, und Emilie fragte, als sie in den dunkeln Baumgängen auf und ab gingen, weßwegen sie denn unter lauter wohlwollenden Freunden so ängstlich gewesen sei. Mein Herz war aus großer Ehrerbietung so beklommen, antwortete das unschuldige Kind. Der Graf meint es gewiß gut mit Jedermann, aber er hat so vornehme Augen, daß mir bange wurde, so oft er mich ansah; vor der Frau Gräfin fürchte ich mich schon weniger, denn sie ist eine Frau, aber auch der junge Herr Graf sieht so vornehm ernsthaft aus und dann der alte Herr Obrist so majestätisch. Wie er hat gewiß der alte König von Preußen ausgesehen, von dem er so viel spricht. Glauben Sie mir, ich kam mir recht unverschämt vor, daß ich mich unterstand, mit allen den Herren zu Ti=

sche zu sitzen, und ich weiß nicht, weßhalb sie alle den Herrn St. Julien so zu lieben scheinen, denn der hat doch gewiß ein schlechtes Herz.

Wie kommen Sie darauf? fragte Emilie überrascht.

Bemerkten Sie denn nicht, erwiederte Marie, wie er immerfort meinen Herrn Vetter, den Doktor, zum Besten hatte, und doch sagt er selbst, daß er ihm das Leben gerettet hat.

Aber können Sie denn läugnen, fragte Therese, daß der Doktor etwas sonderbar in seinem Betragen ist?

Ach! das verstehen Sie nicht, antwortete die Kleine empfindlich, das kommt von der Gelehrsamkeit. Ich habe viele gelehrte Herren gesehen, die noch viel sonderbarer sich betrugen, und mein seliger Vater selbst, der ein großer Mann war, wie alle Andern sagten, sah doch auch seltsam genug aus.

Das müssen Sie nur Herrn St. Julien deutlich machen, sagte Emilie ein wenig spöttisch; wenn er seinen Fehler einsieht, wird er ihn gewiß verbessern.

Gott bewahre mich davor, mit dem Menschen zu sprechen, rief die Kleine erschrocken. Er würde ja noch weit mehr Ursache finden, über mich zu spotten, als über meinen armen Vetter.

Sie sind ja sehr gegen ihn eingenommen, bemerkte Emi-

lie. Und Sie kennen ihn so wenig, fügte Thereſe hinzu, Sie wiſſen nicht, wie gut er iſt, fragen Sie nur Ihren Vetter ſelbſt, ob er ihn nicht herzlich liebt.

Das würde wenig beweiſen, ſagte die Kleine mit altkluger Miene. Meine Mutter hat es tauſend Mal geſagt, je größer die Gelehrſamkeit der Herren iſt, die ſie aus den Büchern haben, je einfältiger ſind ſie in der Welt, worin ſie leben, und deßhalb wird es mein Vetter auch gar nicht bemerken, wenn ihn Herr St. Julien verſpottet. Das ſehe ich beſſer ein, wie er, ob ich gleich noch ein Kind bin, wie meine Mutter ſagt.

Emilie und Thereſe lächelten über den Eifer ihrer jungen Gefährtin, mit welchem ſie den Arzt vertheidigte, und waren ſehr zufrieden, als die Töchter des Predigers zum Beſuch kamen, deren Alter mehr dazu geeignet war, daß ſich die noch ſehr junge Marie ihnen anſchließen konnte. Sie verlor auch in deren Geſellſchaft bald die große Schüchternheit, und in jugendlicher Luſt überließ ſie ſich mit ihnen der Freude, und die jungen Mädchen liefen um die Wette, verſteckten ſich in den Hecken und tobten als glückliche Kinder umher, während die älteren Freundinnen viele ernſthafte und hochwichtige Gegenſtände mit einander beſprachen. Jede hatte der Andern vertraut, wie drückend die Einſamkeit für ſie ſein würde, wenn nun die Freunde ſchieden, an deren

Umgang sie sich so gewöhnt hätten, und Jede fühlte recht wohl, welcher Kummer dann das Herz der Andern erfüllen würde.

Der Graf hatte sich mit dem Obristen in sein Kabinet zurückgezogen, um ihm auseinander zu setzen, was er für seinen Vetter zu thun gesonnen sei, um diesem dadurch den Weg zu bahnen, sein Glück von Therese und ihrem würdigen Vater zu erbitten; denn obgleich die tiefe Leidenschaft des jungen Grafen so wenig, wie die aufrichtige Neigung der schönen Therese den beobachtenden Freunden ein Geheimniß sein konnte, so fand es der Graf doch schicklich, dem Obristen erst seinen Plan vorzulegen, wie das häusliche Glück seines Verwandten gesichert werden sollte, ehe dieser förmlich um die Hand der Geliebten anhielte.

Der Obrist fand neue Ursache, die Großmuth seines Freundes zu bewundern, und willigte im Voraus in das Glück seines Kindes.

Der junge Graf und St. Julien waren zu Dübois hinunter gegangen, um ihren Kapellmeister aufzusuchen, wie St. Julien den jungen Gustav nannte. Sie fanden die Wittwe des Professors bei dem Haushofmeister; Beide saßen am Kaffeetische, aber man sah, daß die Unterhaltung nicht heiter gewesen war, denn Beide hatten viel geweint. So wie aber St. Julien eintrat, entfuhr ein Ausruf der Verwunderung der ihre Thränen trocknenden Frau, und sie betrach-

tete mit auffallender Aufmerksamkeit den jungen Mann, der denn auch seinerseits seine Verwunderung hierüber nicht bergen konnte.

Beide eingetretenen Freunde hatten seit einiger Zeit eine so innige Verbindung geschlossen, daß ihnen jede Förmlichkeit lästig wurde, und sie nannten sich daher gewöhnlich bei ihrem Taufnamen; deßhalb sagte auch jetzt der junge Graf, nachdem Dübois seinen Pflegesohn gerufen hatte, wie er den jungen Gustav nannte: Laß uns nun gehen, Adolph, um unsere Musik gehörig einzuüben.

Heißen Sie Adolph? rief die Wittwe des Professors, indem sie mit Heftigkeit aufsprang. Ja, erwiederte St. Julien, und ich denke, dieß ist ein gewöhnlicher Name, den ich führen darf, wie jeder Andere, ich begreife nicht, was darin seltsam oder befremdend sein könnte. Die Wittwe des Professors hatte ihn während dieser Rede starr angesehen, und schlug nun mit sichtlichem Erstaunen ihre Hände zusammen und ihre Augen flossen in Thränen über. St. Julien kam auf den Verdacht, daß sie an Geistesverwirrung litte, und sah Dübois befremdet an. Dieser sammelte sich selbst mit Anstrengung und sagte mit erzwungenem Lächeln: Meine werthe Freundin und ich, wir haben so viele gute und kummervolle Stunden mit einander verlebt, und es knüpfen sich für uns Beide theure Erinnerungen an den Namen Adolph,

die auch mich zuweilen in Ihrer Gegenwart bewältigt haben, deßhalb werden Sie die Bewegung der Frau Professorin verzeihen.

Ich will nicht in Ihre Geheimnisse eindringen, sagte St. Julien, den Dübois sichtliche Bewegung ernsthaft machte. Sie haben mich nie mit Fragen belästigt, und es ist nur billig, daß ich Ihre Bescheidenheit nachahme. Er reichte dem alten Manne freundschaftlich die Hand, verbeugte sich gegen die Wittwe des Professors und entfernte sich mit seinen beiden Freunden.

Als die Andern allein waren, sagte der Haushofmeister: Meine beste Freundin, wir müssen behutsamer das Geheimniß der Gräfin zu bewahren suchen. Die wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit hat heute eine zu mächtige Herrschaft über uns geübt, und wir sind in unserer Betrübniß unvorsichtig gewesen.

Das mag sein, erwiederte die Professorin, aber ich lasse es mir nicht nehmen, der Herr St. Julien sieht dem seligen Herrn Blainville ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern, und Gott weiß, wie das zusammenhängt. Unsern kleinen Herrn habe ich selbst gewartet und habe tausend Mal das kleine braune Maal unter dem linken Auge betrachtet, das hat nun der Herr St. Julien auch, und das ist doch wunderbar genug.

Aber liebe Freundin, sagte Dúbois, ich habe Ihnen alle Verhältnisse des Herrn St. Julien auseinander gesetzt. Seine Mutter lebt und wird in Kurzem hier sein, um den Sohn abzuholen.

Das kann sein, sagte die Wittwe des Professors, aber ich habe es öfter gehört, daß, wenn man ein Kind brauchte und Gott keins gewährte, man sich ein fremdes verschafft hat.

Meine theure Freundin, welchen Gedanken erregen Sie in mir, rief Dúbois in freudiger Bestürzung.

Ich werde hier bleiben, sagte die Professorin trotzig, bis die Frau Mutter kommt. Ich werde sehen, wie das zusammenhängt, denn so ähnlich sieht ein Mensch dem andern nicht durch Zufall.

Sie zeigen mir eine Hoffnung, sagte Dúbois, indem er die Hände seiner Freundin zitternd faßte, die mein altes Herz nicht mehr zu hegen wagte; aber um Gottes Willen, lassen Sie uns der Gräfin nichts davon sagen; ich glaube, sie würde sterben, wenn wir in ihr eine Vermuthung erregten, die sich nur zu wahrscheinlich in kurzer Zeit als nichtig erweisen wird.

Glauben Sie nur sicher, erwiederte die Wittwe des Professors, daß ich schweigen kann, wenn ich will und wenn es mir nöthig scheint. Ich rede nur, wo ich es für gut halte, und meinen Schreck habe ich nun auch überstanden. Ich

werde jetzt auch mit dem Herrn St. Julien ganz ruhig reden können und werde meine Zeit abwarten, wenn ich es für gut halte, hervorzutreten. Aber sagen Sie mir doch, hat denn die große Aehnlichkeit die Gräfin auf gar keine Vermuthung geführt?

Ich glaube wohl, erwiederte Dubois, daß sie beim ersten Anblicke des jungen Mannes eine schwache Hoffnung hatte, aber da ja seine Mutter lebt, so mußte sie bald das Nichtige derselben erkennen.

So sind die vornehmen Leute, grollte seine Freundin. Daß man ein Kind stehlen kann, ist ihr gewiß noch gar nicht eingefallen. Nun ich betrachte es als eine Fügung Gottes, daß ich hieher habe kommen müssen, und ich werde mir die Frau Mutter des Herrn St. Juliens etwas genauer betrachten, ehe der hinweg geht, den ich für unsern kleinen Herrn halte.

Der Haushofmeister fing selbst an nach so bestimmten Aussprüchen seiner Freundin Hoffnungen zu nähren und ermahnte nur die lebhafte Frau zur Behutsamkeit und Vorsicht, und Beide beschlossen, weder dem Grafen noch seiner Gemahlin das Geringste von ihren Vermuthungen vor der Ankunft der Mutter des jungen Mannes mitzutheilen, und dann ihr Betragen nach den Umständen einzurichten.

Während dieser verschiedenen Unterredungen war der

Prediger mit dem Arzte in dessen Zimmer, wo Beide, während sie eifrig Tabak rauchten, sich darin vereinigten, das Betragen des alten Lorenz und seines Sohnes zu tadeln, der Prediger aber dennoch dem Arzte rieth, sich klüger und mit mehr Mäßigung als bisher gegen Beide zu benehmen. Der Doktor Lindbrecht wollte außer sich gerathen, daß ein Geistlicher ihn, wie er es nannte, zur Falschheit ermahnen wollte, da er mit seiner Feuerseele keinen Schurken sehen könne, ohne ihm seine Verachtung zu zeigen, und keinen Verläumder, ohne ihn mit männlicher Kühnheit zu widerlegen. Der Pfarrer bewies mehr Geduld als gewöhnlich gegen den Arzt, um ihm überzeugend zu beweisen, daß dieses thörichte Angreifen des jungen Lorenz nicht allein für ihn selbst unangenehme Folgen haben würde, sondern auch leicht dem Grafen nachtheilig werden könne, so lange die Franzosen noch ihre Besatzung im Lande hätten und noch immer gewissermaßen die Herren spielten. Sie hörten ja selbst, schloß er, daß der elende Mensch, der junge Lorenz, sich wie mit einer ehrenvollen Sache damit brüstete, daß er im Dienste eines französischen Generals sei. Bedenken Sie, was daraus alles entstehen kann, wenn Sie in so offenbarer Feindschaft mit ihm leben, daß Sie ihn angreifen, wo Sie ihn treffen.

Der Arzt sah endlich die Nothwendigkeit ein, die Glut seiner Seele zu beherrschen, wie er sagte, und er hatte bald

Gelegenheit, eine Probe seiner Mäßigung und Klugheit abzulegen.

Als der Geistliche seinen widerstrebenden Freund endlich mit Mühe auf die Bahn der Klugheit geleitet hatte, begaben sich Beide nach dem Gesellschaftssaale, wo sie den Grafen und den Obristen schon fanden, noch in erste Gespräche vertieft, die den Obristen, so schien es, lebhaft angeregt hatten, denn er betrachtete mit Rührung sein schönes Kind, als Emilie mit ihrer Freundin Therese fast zu gleicher Zeit den Saal betrat, begleitet von Marie und den Töchtern des Predigers, die sämmtlich etwas erhitzt nach ihren lebhaften Spielen eintraten.

Da die jungen Männer sich ebenfalls mit der Gesellschaft vereinigten und kurz darauf auch die Gräfin erschien, so konnte die Musik beginnen, worauf sich heute St. Julien besonders freute, da er ein zärtliches Duett mit Emilie vorzutragen hatte, welches auch glänzend gelang, weil die eigene Empfindung sich den Tönen vertraute und Beide ihr unschuldiges Geheimniß, welches sie sich selbst noch nicht gestanden hatten, in fremde Worte gehüllt, schwebend auf himmlischen Tönen, öffentlich bekannten.

Es gibt wohl wenige Menschen, auf die Musik gar keinen Eindruck macht; auch war nicht Einer in der Gesellschaft, der sie nicht auf seine Weise empfand, aber doch war

Niemand so davon ergriffen, als die Verwandte des Arztes. Die Wangen des jungen Mädchens glühten und die großen blauen Augen strebten vergeblich die Thränen zurück zu halten, die zu ihrer Angst und Qual wie Thautropfen auf Rosen glänzten.

Emilie näherte sich ihr nach beendigtem Gesange mitleidig, denn alle Schüchternheit, die sie im Garten bei lebhaften Spielen verloren hatte, war zurückgekehrt in der ernsthaften vornehmen Gesellschaft. Macht Musik einen so traurigen Eindruck auf Sie, fragte Emilie das junge Mädchen leise, daß Sie Ihre Thränen nicht zurückhalten können?

O! flüsterte Marie lebhaft und leise, ich habe niemals andern Gesang gehört, als in der Kirche und zuweilen von Studenten auf der Straße, weil die Mutter mich nirgends hingehen ließ. In der Kirche habe ich auch so mitgesungen, wie alle Andern, aber lieber Gott, was ist das für ein Unterschied! Wie Sie hier sangen, war mir zu Muthe, als ob der Himmel geöffnet wäre und die Engel von oben herunter sängen. Ja gewiß, ich habe es schon heute bemerkt, hier sind alle Herrlichkeiten vereinigt in diesem Schlosse und Garten, und die Menschen darin leben, wie die Seligen im Paradiese; durch diese Mauern dringt keine Noth, und was Jammer und Schmerzen bedeuten, wissen Sie nicht.

Emilie lächelte still. Sie dachte an die jammernden Ge-

bete, die hier zum Himmel aufgestiegen waren, an die in diesen Sälen verhallten Seufzer, an die zahllosen Thränen, die beinah alle Bewohner schon vergossen hatten, und entfernte sich von Marie, um nicht durch deren kindliches Gerede sich selbst zur Wehmuth stimmen zu lassen.

Die Stimmung der Gesellschaft veränderte sich, als ein Bote, den der Graf nach der nächsten Stadt geschickt hatte, zurückkehrte und unter mehreren Briefen auch ein Schreiben an den Grafen mitbrachte, worin ihm aufgetragen wurde, den französischen Kapitain St. Julien ungesäumt vor den Kommandanten der Festung *** zu stellen, die Bescheinigung, daß solches geschehen sei, der Behörde einzuliefern und zugleich anzugeben, weßhalb er den besagten St. Julien bei sich behalten und auf welche Autorität, statt ihn den Behörden einzuliefern.

Dieses Schreiben verscheuchte die Heiterkeit, die noch eben die Gesellschaft belebt hatte, denn es mahnte ernsthaft an die nahe Trennung, und rief außerdem manches Ernste und Kummervolle lebendig hervor, was sich Jeder gern zu verhüllen bestrebt hatte. Die Männer vereinigten sich, um zu berathen, was nun geschehen müsse, und indem Alles überlegt wurde, erkannte der Graf von Neuem, wie vielen Dank er dem Prediger schuldig sei, der damals schon, als St. Julien leblos in das Haus des Grafen gebracht wurde, mit Beson-

nenheit und Genauigkeit dafür gesorgt hatte, daß man gehörig antworten und sein Betragen rechtfertigen konnte. Es wurde nach ernsthafter Berathung beschlossen, daß gleich des anderen Tages St. Julien nach der Festung *** abreisen solle, begleitet von dem Grafen und dem Arzte, von dem Ersten, damit die für die preußische Behörde erforderliche Bescheinigung nicht verweigert würde, und von dem Zweiten, damit erforderlichen Falls ein Zeugniß abgelegt werden könne, durch welches der junge Mann gerechtfertigt würde, so daß sein Ausbleiben von seinem Regimente nicht zu seinem Nachtheil für eine willkührliche Handlung ausgegeben werden könnte. Sobald Sie die Bescheinigung vom Kommandanten erhalten haben, sagte der Prediger, dann senden wir mit dieser die Eingabe zugleich ein, die wir machten, um anzuzeigen, wie ein französischer Offizier verwundet im Walde gefunden worden sei, nebst dem Zeugnisse der Aerzte über seinen gefährlichen Zustand und dem Bescheide der Behörde, daß besagter Offizier so lange unter Ihrer Obhut bleiben könne, bis weiter über ihn verfügt würde, und so sind alle Unannehmlichkeiten vermieden. Der Graf sah dieß wohl ein, und sein Blick trübte sich, nicht aus Besorgniß vor Unannehmlichkeiten, wie der Prediger zu glauben schien, sondern er verdüsterte sich bei dem Gedanken an die baldige unvermeidliche Trennung. Er reichte St. Julien die Hand, die dieser

zärtlich drückte, indem er schweigend die großen dunkeln Augen abwendete, die überzuströmen drohten.

Gustav näherte sich dem jungen Grafen, der sich still und sinnend an eine Fenstervertiefung lehnte, und dessen umwölkte Stirn zeigte, daß noch andere Gedanken sein Gemüth bewegten, und nicht allein die nahe Trennung. Emilie war blaß geworden und hatte mit der Gräfin den Saal verlassen. Der Arzt war, nachdem er vernommen hatte, daß sein Zeugniß bei dem französischen Generale vielleicht nöthig sein würde, im Gefühle seiner Wichtigkeit einige Mal mit hastigen Schritten im Saale auf und abgegangen, und zog sich nun in sein Zimmer zurück, einen weitläuftigen Krankenbericht aufzusetzen, den er dem Kommandanten der Festung *** vorzulegen gedachte, um ihn zu belehren, wie gründlich und vollkommen nach den Regeln der Kunst St. Juliens Wunden geheilt worden wären.

So war die Heiterkeit und Freude aus dem Kreise der Freunde entflohen und kehrte auch nicht für diesen Abend zurück, als man sich von Neuem vereinigte. Jeder fühlte das Bedürfniß, sich ungestört seinen Gedanken zu überlassen, und man trennte sich deßhalb früher als gewöhnlich.

Der Graf und St. Julien waren am andern Morgen in Begleitung des Arztes nach der Festung *** abgereist, und der junge Graf, der sie zu Pferde eine Strecke begleitet

hatte, war zurückgekehrt, und wandelte einsam und traurig in den dunkeln Baumgängen des Gartens. Sein Schützling und Freund, der junge Gustav, hatte sich zu ihm gesellt, und suchte ängstlich und schweigend aus den trüben Blicken seines Beschützers dessen Kummer zu errathen. Endlich brach der Graf Robert das Schweigen, indem er sagte: Bald wird nun hier alles auseinander gehen, was sich so schön zusammen gefunden hat, und auch von Dir, mein guter Junge, muß ich mich nun bald trennen.

Sie haben es selbst gewollt, erwiederte der Jüngling schüchtern, ich wäre gern bei Ihnen geblieben.

Das wäre eine Thorheit gewesen, versetzte der junge Graf. Dein eigenes Bestes fordert die Trennung, Du mußt Deine Studien vollenden. Aber vergiß nur über Deinen Studien nicht, daß Du ein Vaterland hast, denke daran, daß Dein König Deiner vielleicht in der Zukunft bedarf, und daß es die erste und edelste Pflicht aller Männer jedes Standes ist, ihrem Vaterlande ihren Arm zu leihen, wenn ihn dasselbe zu seinem Schutze bedürfen sollte; kurz, gedenke aller unserer Gespräche, die wir führten, wenn wir unser Vaterland beweinten, aber gedenke ihrer in Deinem verschwiegenen Innern und lasse Dich nicht verleiten, Knaben zu vertrauen, worüber sich nur Männer berathen sollen. Lasse Dich nicht dadurch täuschen, daß Du vielleicht denkst, ich habe

ja doch auch manches Ernste mit Dir besprochen, ohne Deine Jugend als Hinderniß zu betrachten. Dich hat ein hartes Schicksal erzogen und Dich frühe gereift; Deine Seele ist männlich geworden, obwohl Du noch ein Jüngling bist.

Ich werde gewiß alle Ihre Lehren in treuer Brust bewahren, erwiederte der Jüngling, und gewiß nicht der letzte sein, der, wenn es gilt, dem Vaterlande seine Dienste anbietet. Ich habe den Krieg in der Nähe gesehen, ich habe alle Leiden erfahren, die er herbei führen kann, und ich bin eben darum meiner um so gewisser, wenn es einmal dazu kommt; denn mich kann nichts Unerwartetes erschrecken und entmuthigen, und kein neuer grausenhafter Anblick kann meine Seele verwirren, und dennoch, wenn ich hier in diesen Baumgängen friedlich mit Herrn St. Julien auf und abgehe, so treibt mich oft der Gedanke auf ein Mal von ihm, daß er zu unsern Feinden gehört, und heute hat es mich recht mit Kummer erfüllt, daß er nun zu seinen Fahnen zurückkehrt.

Die Ehre gebietet es, antwortete der Graf finster, er kann nicht anders. Aber, sagte der junge Mensch ängstlich, indem er den Arm des Grafen heftig drückte, ohne es zu wissen, wenn uns nun dieser gute, freundliche St. Julien, der uns beide liebt, der mich selbst die Waffen brauchen lehrt, ein Mal feindlich gegenüber steht, ist es nicht wie ein

Brudermord, wenn wir unser Schwerdt auf seine Brust richten?

Gott wird solch Zusammentreffen verhüten, sagte der Graf abgewendet. Wenn es aber doch geschähe, fragte der Jüngling dringend, was wäre in solchem schrecklichen Falle unsere Pflicht?

Uns abzuwenden und einen Brudermord zu vermeiden, sagte der Graf, wenn es irgend möglich ist, ohne unsere Sache zu verrathen.

Und wenn wir aus der Ferne mit unserm Geschütz ihn niederschmettern und das Unglück erfahren, wenn wir als Sieger das Schlachtfeld behaupten? fragte der junge Mensch mit bewegter Stimme.

Dann beweinen wir einen gefallenen Freund, sagte der Graf mit hervorbrechendem Schmerz. Was quälst Du mich mit diesen Vorstellungen? Das ist es ja eben, was meine Seele ängstigt; ich habe diesen Menschen wie einen Bruder lieben gelernt. Ich sehe es ja, welche Bande ihn an dieß Haus fesseln werden, und dennoch kann er uns nicht wahrhaft angehören und das Schicksal fügt vielleicht einmal das Gräßlichste. Doch, fuhr er nach einigem Besinnen fort, diese Schreckbilder drohen noch aus so weiter Ferne, daß es thöricht ist, sich diesen Sorgen jetzt schon hinzugeben.

Als die Reise des Grafen und St. Juliens den Abend

vorher beſchloſſen wurde, hatte die Gräfin den Obriſten gebeten, mit ſeiner Tochter auf Schloß Hohenthal bis zur Rückkehr der Herren zu verweilen, und dieſer hatte gern ihren Wunſch erfüllt, und Thereſe verließ am andern Morgen Emiliens Zimmer, wo ſie die Nacht zugebracht, indem ihre Freundin ſich zur Gräfin begab, und wollte ungeſtört im Garten ſich ihren Träumen und Hoffnungen überlaſſen, denn der alte Obriſt liebte ſein einziges Kind zu ſehr, als daß er ihr ſeine Unterredung mit dem Grafen hätte verſchweigen können. Sie wandelte ſinnend, ein milder Ernſt ruhte auf der ſchönen geſenkten Stirn und ein halb wehmüthiges Lächeln umſchwebte die wie Purpurroſen glühenden Lippen. Vertieft in Gedanken, hatte ſie nicht auf ihren Weg geachtet und keinen Gegenſtand bemerkt, ſo daß plötzlich der Graf Robert und ſein junger Freund vor ihr ſtanden. Eine glühende Röthe bedeckte beim Anblick des Grafen das edle, ausdrucksvolle Geſicht, und der Zauber der Schönheit, die ihm nie ſo reizend erſchienen war, feſſelte die Zunge des liebenden Mannes. Der Jüngling Guſtav zog ſich nach den erſten Begrüßungen zurück, und Thereſe war allein mit dem Freunde unter dem blauen Himmel, der herbſtlich mild ſich über ihnen wölbte. Der Graf fand endlich Worte, die lang gehegte innige Zärtlichkeit ſeines Herzens zu enthüllen, und Thereſens Seele war zu einfach, das Gefühl in ihrem Buſen zu rein und edel,

als daß sie es dem Freunde hätte verbergen mögen; aber dennoch versagten ihr die Lippen, als sie nach Worten suchte. Die schönen braunen Augen füllten sich mit Thränen und blickten mit so tiefer, rührender Zärtlichkeit in die flehenden des geliebten Mannes, daß er die holde Antwort verstand und das liebliche Geschöpf, von seliger Freude trunken, in seine Arme schloß. Er drückte einen Kuß auf den rosigen, lebenswarmen, unentweihten Mund, und indem ihn die Schauer des Entzückens durchbebten, erschrak die unschuldige Jungfrau vor dem neuen, unbekannten Gefühl und entwand sich sanft den umschlingenden Armen.

Der Graf hatte die schweigende Antwort verstanden, und führte die Geliebte zum greisen Vater und bat hier um die Bestätigung seines Glücks. Der Obrist erhob die Hände dankend zum Himmel und flehte mit lautem, freudigem Gebet um Segen für seine geliebten Kinder.

Es waren die Minuten des reinsten Entzückens entschwunden, in denen der Mensch, in höheren Empfindungen lebend, sich selbst und die Gegenwart vergißt. Die Erde trat wieder in ihre Rechte ein, und indem die irdischen Verhältnisse wieder mit Klarheit hervortraten, wurden die Freunde an die Pflichten gegen diejenigen gemahnt, deren Großmuth ihr Glück erst möglich machte. Der Obrist führte seine Kinder selbst zur Gräfin, die er mit Emilien im Saale antraf, und

machte ihr die beschlossene Verbindung bekannt. Er hatte dieß mit Ruhe und Würde thun wollen, aber ihn bewältigte die Rührung und die Thränen flossen über die vom Alter gefurchten Wangen. Ihnen und Ihrem edeln Gemahl, schloß er, danke ich die himmlische Ruhe meiner letzten Tage und das Glück meines Kindes. Er wollte nach diesen Worten die Hand der Gräfin küssen, sie aber entzog sie ihm, um ihn gerührt und ehrerbietig zu umarmen. Sie sind ja unser aller Vater durch Ihr Gefühl, sagte sie, und ich bin Ihnen Dank schuldig. Ich habe meinen Vater so früh verloren, daß mein verwaistes Herz die ehrerbietige Neigung einer Tochter niemals empfand, bis ich sie, indem ich Ihr Wohlwollen erkannte, fühlen lernte.

Emilie neigte sich glückwünschend gegen den jungen Grafen und drückte mit inniger Liebe ihre Freundin an die Brust, und es durchzitterte ihren Busen ein so wehmüthiges Gefühl, indem sie die junge, glückliche Braut in ihren Armen hielt, daß sie den Saal verließ, sobald es, ohne auffallend zu sein, geschehen konnte, um in der Einsamkeit ein Gefühl zu überwinden, das sie um so mehr ängstigte, weil es ihr wie eine Anwandlung von Neid erschien.

Als sie allein war, schien es ihr, als ob ein Schleier von ihrem inneren Auge hinweggehoben sei. Sie erkannte nun mit Klarheit, was ihre dunkle Sehnsucht schon lange an-

gedeutet hatte. Das Leben ohne St. Julien schien ihr trübe und öde, und mit unaussprechlicher Trauer mußte sie sich eingestehen, daß die nächste Zukunft ihr das Gestirn entrücken würde, das, ihr unbewußt, ihr die Bahn des Lebens bezeichnet hatte. Früh gewöhnt indeß, die Schmerzen der Seele zu besiegen, kehrte sie nach einiger Zeit zur Gesellschaft zurück, und ihre Stirn erschien so heiter, daß Niemand als die Gräfin den Kummer ahnte, den ihre junge Brust verschloß.

XII.

Die Reisenden hatten, um nach der Festung *** zu gelangen, mehr als eine Tagereise zurückzulegen und erreichten den Ort ihrer Bestimmung erst den folgenden Morgen. Nachdem sie von der Fahrt ausgeruht und sich in schickliche Kleider geworfen hatten, begaben sie sich nach der Wohnung des Kommandanten. Im Vorzimmer trafen sie verschiedene Personen, die alle vorgelassen sein wollten, wie es dem Grafen schien. Ein Kammerdiener stand an der Thüre, und der Graf näherte sich ihm und bat, indem er seinen Namen nannte, ihn zu melden. Der Kammerdiener neigte sich höflich, indem er nach einem jungen Manne blickte, der in einer Fenstervertiefung eifrig mit Jemandem sprach. Des Grafen Augen folgten dem Blicke und er erkannte ohne Mühe den schwarz gekleideten jungen Mann, den er schreibend bei dem

groben Verwalter angetroffen hatte, als er den Obriſten Thalheim aus unwürdigen Verhältniſſen erlöſte. Ohne Verlegenheit näherte ſich der durch den Wink des Kammerdieners Herbeigerufene, und des Arztes blitzende Augen begegneten den kaltblickenden dunkeln Sternen des jungen Lorenz. Ein Ausruf der Verachtung wurde nur mit Mühe unterdrückt, denn zur rechten Zeit fielen dem feurigen Arzte die Warnungen des Predigers ein, und er beſchloß nun mit philoſophiſcher Standhaftigkeit und männlicher Würde die Nähe eines Schurken zu ertragen. Der junge Lorenz näherte ſich, ohne den Arzt weiter zu beachten, mit ruhiger, kalter Höflichkeit dem Grafen und fragte, ob ein dringendes Geſchäft ihn zum Kommandanten führe, da er nur in dieſem Falle gemeldet werden dürfe, weil ſeine Excellenz ſehr beſchäftigt ſei.

Es lag ein ſo vollkommenes Vergeſſen aller Verhältniſſe in der mit unverſchämter Höflichkeit geſtellten Frage, daß der Graf ſo gut wie der Arzt gezwungen war, ſich zu beherrſchen, um ſich nicht durch einen Menſchen verletzt zu zeigen, der deſſen unwerth ſchien. Jener antwortete alſo mit Kälte, daß er darum erſuchen müſſe, ihn gleich zu melden, weil es allerdings dringend nöthig ſei, daß er ſeine Excellenz, den Herrn Kommandanten, ſpräche. Der junge Lorenz verließ ihn, wie es dem Grafen ſchien, mit einer ſpöttiſchen Ver-

beugung, die sehr kalt erwiedert wurde, und verschwand durch die Thüre, die zu dem Kommandanten zu führen schien.

Wenn die Thüre geöffnet wurde, erwartete der Graf jedes Mal eingelassen zu werden, aber so oft einer, der Gehör gefunden hatte, das Kabinet des Kommandanten verließ, wurde ein anderer der Harrenden eingeführt, und den Grafen und seine Begleiter schien Niemand zu beachten. Der junge Lorenz erschien wieder im Vorsaale und ging an dem Grafen vorüber, ohne ihn anzureden, und dieser konnte sich nicht überwinden, seine Verwendung noch ein Mal zu fordern. Er erstaunte über sich selbst, sich geduldig harrend in dem Vorsaal eines französischen Generals zu finden, und nur die Liebe, welche er für St. Julien empfand, konnte ihn bestimmen, das Ende des sonderbaren Auftrittes ruhig zu erwarten.

St. Julien hatte ungeduldig umher gesehen, um einen Offizier zu erblicken, an den man sich wenden könne, aber nur Personen, die wie Kaufleute und Handwerker aussahen, waren als Bittende im Vorsaale, und der Kammerdiener an der Thür, dessen Augen immer fragend auf den auf und ab gehenden Lorenz gerichtet waren, so oft ein neuer Bittender in das Heiligthum drang.

Endlich blieb der junge Lorenz vor dem Arzte stehen

und sagte mit großer Geringschätzung: Wenn Sie bei seiner Excellenz etwas zu suchen haben, so thun Sie am Besten, mir Ihre Mittheilung zu machen, denn der Herr General wird sich schwerlich mit Ihnen einlassen, und auch gegen mich, bitte ich, sich kurz zu fassen, denn lange Auseinandersetzungen habe auch ich nicht Zeit zu hören.

Wer sind Sie denn eigentlich hier, fragte der Arzt mit unterdrücktem Grimme, daß Sie sich in die Geschäfte des Herrn Generals mischen wollen? Es gehört eine große Beschränktheit des Geistes dazu, sagte Lorenz mit großer Ruhe, es nicht ohne Frage einzusehen, daß ich hier angestellt bin; aber Sie werden doch nicht in so hohem Grade geistig kurzsichtig sein, um es nun nicht zu begreifen, daß ich Sie die ungezogene Frage kann bereuen machen.

Es war klar, daß Lorenz, der verschiedene Male von dem Arzte war schnöde behandelt worden, ohne es rächen zu können, jetzt ihn veranlassen wollte, in der Heftigkeit, die ihm eigen war, sich zu vergessen und ungebührlich laut im Vorsaal des Generals zu werden. Durch ein solches Vergehen hoffte er den Arzt in so ernsthafte Unannehmlichkeiten zu verwickeln, daß er alle empfangenen Beleidigungen auf ein Mal rächen könnte. Der Graf sah den Kunstgriff gelingen und wußte nicht gleich, wie er das beabsichtigte Ungewitter abwenden sollte, denn wenn er sich selbst ent-

schloß, sich in das Gespräch der Beiden zu mischen, so konnte er nicht wissen, ob der Uebermuth des jungen Lorenz nicht so weit gehen würde, auch ihn zu beleidigen, und er fühlte, daß es seiner gleich unwürdig sei, eine Beleidigung dieses Menschen zu rügen, wie zu ertragen. Alle diese Gedanken flogen in einem Augenblicke mit Blitzesschnelle durch den Geist des Grafen und er sah unruhig auf den Arzt, der kampffertig da stand, mit glühenden Wangen und halb zugedrückten blitzenden Augen. Nur eines Wortes hätte es noch bedurft und seine Brust hätte sich ohne Rücksicht des furchtbaren Zornes entladen; da rettete ihn ein Zufall, den er oftmals während des Laufes seines Lebens segnete.

Die Thüre wurde geöffnet, und ein Adjudant trat in den Vorsaal und sagte französisch: Der Herr General kann heute Niemand mehr hören, da andere Geschäfte seine Zeit in Anspruch nehmen, nnd Wer noch etwas vorzutragen hat, mag morgen um dieselbe Stunde wieder erscheinen. Sagen Sie das deutsch, Herr Sekretair, fuhr er zu Lorenz gewandt fort, für diejenigen, die nicht französisch verstehen.

Mit einem boshaften Blick auf den Arzt, wiederholte Lorenz, nachdrücklich betonend, die Worte des Adjudanten, und die noch im Saale gewartet hatten, verließen ihn mißmüthig, und Lorenz hatte die Unverschämtheit, mit einem Ausdrucke der Verwunderung den Grafen anzusehen, so daß

sein Blick zu fragen schien, was ihn nach dieser Erklärung noch bestimmen könne, zu verweilen.

Der Graf, auf's Aeußerste darüber empört, sich auf diese demüthigende Weise abgewiesen zu sehen, wollte eben den Adjudanten anreden, zu dem auch schon St. Julien treten wollte, als die Flügelthüre geöffnet wurde und der Kommandant, von einigen Adjudanten begleitet, heraustrat. Der Graf, mit all der natürlichen Würde, die ihm eigen war, und mit der Höflichkeit der Gebehrden, die durch die Erziehung und das Leben in der großen Welt erworben wird, trat dem Kommandanten entgegen und sagte: Mein Herr General, wenn es Ihre Zeit noch irgend erlaubt, so bitte ich Sie, mir, dem Grafen Hohenthal, und dem Kapitän St. Julien noch einen Augenblick Gehör zu verleihen.

Der General verbeugte sich verbindlich und fragte, zu dem Kammerdiener gewendet: Weßhalb sind die Herren nicht gemeldet? Der Kammerdiener deutete stumm auf Lorenz, und dieser sagte ohne alle Verlegenheit: Da Ew. Excellenz befohlen haben, die Personen nach der Reihefolge, wie sie gekommen sind, vorzulassen, und der Herr Graf mit seinen Begleitern zuletzt kam, so glaubte ich keine Ausnahme machen zu dürfen. Es ist gut, sagte der General kurz; ich hatte Ihnen befohlen, vorläufig die Vorträge derer zu hören, die nicht französisch verstehen, um Zeit zu ersparen.

Vergessen Sie nicht, daß dieß Ihr Hauptgeschäft ist. Er lud hierauf den Grafen und St. Julien ein, ihm in sein Kabinet zu folgen, und der Arzt schloß sich uneingeladen an, indem er einen triumphirenden Blick auf seinen Feind Lorenz schoß.

Mit ächt französischer Höflichkeit wurde das Geschäft behandelt. St. Julien fand nicht die Schwierigkeiten, die er befürchtet hatte. Er erhielt als dienender Offizier seines Regiments einen Urlaub auf zwei Monate, um seine Gesundheit zu befestigen, wie seine Mutter es ihm schon gemeldet hatte. Der Graf empfing die für seine Behörde wichtige Bescheinigung, und der General dankte ihm verbindlich, daß seine Menschlichkeit einen hoffnungsvollen Offizier erhalten habe, den er damals, als er sich seiner angenommen, doch als einen Feind hätte betrachten müssen. Der Graf erwiederte, daß er überzeugt sei, ein französischer Krieger würde in ähnlichen Fällen eben so handeln und in dem leidenden Menschen keinen Feind erblicken. Wenn aber die Rettung des Kapitäns, fuhr er fort, als ein Verdienst anerkannt werden muß, so darf ich mir dieß nicht anmaßen, denn mein Beistand würde ihn kaum einige Stunden erhalten haben. Daß er lebt und blühend vor uns steht, haben wir nur der Geschicklichkeit und dem Eifer des Herrn Doktor Lindbrecht zu danken. Der Graf erwähnte aus Mitleid

das Verdienst des Arztes, denn dieser stand seitwärts und drückte mit großer Verlegenheit sein ansehnliches Manuskript an die Brust, welches er in der Nacht ausgearbeitet hatte, um dem Kommandanten eine Uebersicht davon zu verschaffen, auf welche Weise die Heilung St. Juliens bewerkstelligt worden sei. Er hatte dieß Manuskript im Busen, um es auf den ersten Wink vorzulegen, und nun richtete Niemand eine Frage an ihn, kein Mensch kümmerte sich um ihn und er hatte alle seine Philosophie nöthig, um diese Vernachläßigung des Verdienstes mit Anstand zu ertragen.

Der General sagte ihm nun noch einige verbindliche Worte, die sein Herz einigermaßen erquickten, und entschuldigte sich gegen den Grafen, daß ihm seine Zeit für jetzt nicht erlaube, das Vergnügen seiner Gesellschaft länger zu genießen, er hoffe aber ihn und St. Julien bei der Mittagstafel zu sehen. Der Graf und sein junger Freund nahmen die Einladung an, und Alle verließen das Kabinet des Generals, und indem sie den Vorsaal betraten, in welchem Lorenz noch auf und ab ging, nahmen alle drei Abschied vom General, der seine Einladung wiederholte und sagte: Ich hoffe, mein Herr Doktor, daß Sie den Herrn Grafen begleiten werden. Ein Sonnenschein triumphirender Genugthuung verbreitete sich über des Arztes Gesicht, und nachdem er sich tief vor dem Generale gebückt hatte, sah er seit-

wärts nach Lorenz, ohne ihn zu grüßen, und ging wie ein siegender Held hinweg.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen nahmen die drei Freunde das Mittagsmahl bei dem Kommandanten ein. Der Graf sowohl, als der General fühlten, daß eine freundschaftliche Annäherung unmöglich sei, denn obgleich der Friede geschlossen war und die Franzosen nun als Freunde in Preußen zu stehen behaupteten, so konnte es doch einem einsichtsvollen Manne nicht entgehen, daß der Druck, den sie fortwährend auf das Land ausübten, sie den Preußen nicht als solche zeigen konnte. Auch das eigne ritterliche Gefühl sagte den bessern Franzosen, daß die Preußen, nach den großen Demüthigungen, die sie erlitten, sich nicht eher aufrichtig mit ihnen versöhnen könnten, bis die Schmach wieder getilgt wäre. Es war also natürlich, daß der Graf und der General nur über sehr allgemeine Gegenstände sprachen, und sich nur so weit näherten, wie es Männern von Welt die Sitte gebietet. Der Arzt war Anfangs scheu in dieser ihm durchaus fremden Gesellschaft und sein schroffes, seltsames Betragen wurde hier noch auffallender, als unter schonenden Freunden; auch tadelte er sich innerlich, daß er, ohne daß die Pflicht es gebot, an einer Gesellschaft Antheil nahm, deren Dasein schon sein patriotisches Gefühl verletzte, und er würde vielleicht den Grafen gar nicht begleitet haben, wenn

er nicht seinen Feind Lorenz hätte demüthigen wollen, der am Ende der Tafel saß, wohin der Arzt nun von Zeit zu Zeit übermüthige Blicke richtete. Eine andere Furcht beunruhigte ihn noch. Er besorgte nämlich, St. Julien werde, wie er es sich unter Freunden erlaubte, ihn auch hier zum Gegenstande des Scherzes machen, und er wußte nicht, wie er dann seine Fassung behaupten sollte; doch sah er zu seiner großen Freude bald, wie ungegründet diese Besorgniß war. St. Julien behandelte ihn hier unter Fremden mit der ernsthaftesten Achtung und sprach gegen die jungen bei der Tafel gegenwärtigen Offiziere mit lebhafter Dankbarkeit darüber, wie er dem Eifer, der Geschicklichkeit und der unermüdlichen, uneigennützigen Sorgfalt seines Arztes und Freundes sein Dasein verdanke. Dies war genug, um die lebhaften Franzosen seine seltsamen Manieren vergessen zu machen, und sie überschütteten den Arzt mit lebhaften und aufrichtigen Danksagungen dafür, daß er ihnen einen braven Kameraden erhalten habe. Der überglückliche Arzt bewegte sich heftig hin und her auf seinem Stuhle, um nach allen Richtungen hin, über seine erfüllte Pflicht sprechend, für das ihm bezeigte Wohlwollen zu danken. Erstaunt war er aber, daß die Franzosen sein Französisch größtentheils nicht verstanden, und daß es ihnen St. Julien oft wie eine fremde Sprache übersetzen mußte, und zum ersten Male kam er auf

die Vermuthung, daß es nicht Anmaßung und Eigensinn sein möchte, wie er früher glaubte, wenn ihm Dübois Winke über seine Aussprache des Französischen gegeben und zuletzt, da er sie nicht beachtet, nur immer Deutsch mit ihm geredet hatte.

St. Julien schien bei dem Anblick französischer Uniformen und Feldzeichen alle andern Verhältnisse vergessen zu haben. Mit Begeisterung erfüllten ihn die Berichte von Schlachten und Siegen, an denen seine Tischgenossen Theil genommen hatten, und er seufzte über die Unthätigkeit, zu der er selbst indeß durch seine gefährliche Verwundung war gezwungen worden. Er fragte nach manchen von seinen Bekannten und Kameraden, und wenn er auch von vielen hörte, daß sie in den Schlachten geblieben waren, in denen er nicht mitgefochten zu haben beklagte, so hatten doch auch andere militärischen Rang und Ehren erkämpft, während sein eigener Ehrgeiz unbefriedigt blieb, und er betrachtete mit einer Art von Neid ihr Loos.

Als das Gespräch schon eine Zeit lang mit Lebhaftigkeit über alle diese Gegenstände geführt worden war, sagte einer der Adjudanten zu St. Julien: Da Sie doch nach so vielen von Ihren Bekannten und Kameraden sich mit Theilnahme erkundigen, so wundert es mich, daß Sie gar nicht an die

drei Brüder Lambertis denken, die doch beinah Ihr Geſchick getheilt hätten.

Was iſt aus ihnen geworden? fragte St. Julien mit großer Bewegung. Der älteſte, erwiederte der Adjudant, iſt in der Schlacht bei Friedland geblieben, der zweite iſt mit ſeinem Regimente nach Italien gegangen, und den jüngſten, der bei Friedland einen Arm verloren hat, habe ich vor einigen Monaten in Berlin geſprochen; er hatte die Abſicht nach Paris zu gehen. Mit ſeiner Geſundheit aber ſtand es in Folge ſeiner gefährlichen Verwundung noch ſo ſchlecht, daß er bei meiner Abreiſe noch in Berlin bleiben mußte, um ſich einigermaßen zu erholen, ehe er die weite Reiſe unternehmen konnte. Er theilte mir auch Ihr unglückliches Ende mit, denn er hielt Sie für todt.

Und was ſagte er darüber, fragte St. Julien mit großer Spannung. Er erzählte mir, ſagte der Adjudant, daß Sie beim Marſche Ihres Regiments einen Abend in heiterer Geſellſchaft mit den Lambertis zugebracht, darauf des andern Morgens etwas ſpät mit ihnen ausgeritten wären, und um an dem gegebenen Sammelplatze wieder mit Ihrem Regiment zur rechten Zeit zuſammentreffen zu können, hätten Sie einen Führer angenommen, der Sie auf kürzeren Wegen durch das Gebirge zu führen verſprochen habe. Dieſer aber ſei ein Verräther geweſen, denn er habe Sie gänzlich

vom Wege abgeleitet, und endlich wären Sie in der Einöde eines sich weit ausdehnenden Waldes auf ein kleines Detachement preußischer Truppen gestoßen, bei deren Anblick Ihr Wegweiser sogleich entflohen sei. Von den Preußen angegriffen, hätten Sie, theurer St. Julien, nach der tapfersten Gegenwehr Ihrem Schicksale erliegen müssen, und auch Ihre Freunde, die Lambertis, wären nahe daran gewesen, Ihr Loos zu theilen, weil sie sich, aus mehreren Wunden blutend, schon ermattet gefühlt hätten, als Hörnertöne aus der Ferne das feindliche Detachement vermuthlich zu seinem Regimente riefen, denn ohne sich um den Todten zu bekümmern und ohne die Lebenden weiter zu bekämpfen, wären die Feinde so eilig als möglich davon gesprengt, und den Lambertis blieb nichts übrig, als ihren gefallenen Freund zu beweinen. Der jüngste Lamberti hatte Ihre Uhr, Ihren Ring und Ihr Taschentuch zu sich genommen, um bei seiner Rückkehr nach Frankreich Ihrer Mutter diese traurigen Zeichen von dem unglücklichen Ende eines geliebten Sohnes zu überreichen.

Es ist ein Glück, sagte St. Julien mit sehr bewegter Stimme, daß meine Muter anders unterrichtet ist und also, wenn der theilnehmende Bote die Zeichen meines Todes überreicht, nicht so heftig erschüttert werden kann, wie er vermuthlich erwartet.

Und verhält es sich so mit der Geschichte Ihres Unglücks, wie eben erzählt wurde? fragte der General.

Alles verhält sich so, erwiederte St. Julien, der mit großer Anstrengung seine Fassung zu behaupten strebte. Der Graf hatte während dieses Gesprächs St. Julien aufmerksam beobachtet, und ihm entging es nicht, wie gewaltsam dieser sein Gefühl niederkämpfte. Bei der letzten Antwort begegneten die Blicke des junges Mannes denen des Grafen, und eine dunkle Röthe bedeckte augenblicklich sein Gesicht, wodurch der Letztere überzeugt wurde, die Sache verhalte sich anders.

Sie lebten in großer Vertraulichkeit mit den Lambertis, begann der Adjudant von Neuem. Ich glaube, Sie sind sogar verwandt.

Weitläuftig, sehr entfernt, erwiederte St. Julien kurz, um das Gespräch zu endigen.

Die Lambertis sind aber Italiener, sagte der Adjudant.

Die Mutter meines Vaters war eine Italienerin, erwiederte der junge Mann, und ich hoffe diesen Freunden und Verwandten noch als wieder erstandener Todter den gebührenden Dank für ihre Theilnahme an meinem unglücklichen Ende abzustatten.

Dem Grafen entging die Zweideutigkeit dieser Antwort nicht und er fing an zu glauben, daß St. Julien über seine

beinah tödtliche Verwundung darum ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet hatte, um nicht Gräuel und Verbrechen seiner eigenen Familie zu enthüllen. Er suchte ihn also auch jetzt von der unangenehmen Nothwendigkeit zu erlösen, noch mehr über diesen Gegenstand zu sprechen, und gab der Unterhaltung durch einige zweckmäßige Fragen eine andere Richtung.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben und die Gesellschaft trennte sich. Es war leicht zu bemerken, daß St. Juliens natürliche Heiterkeit ihn verlassen und einem trüben, ernsten Nachdenken Platz gemacht hatte. Der Graf fühlte sich erleichtert, als er, im Gasthofe angekommen, die nöthigen Befehle geben konnte, um die Rückreise nach Schloß Hohenthal anzutreten, denn der Aufenthalt unter französischen Kriegern, umringt von ihren Fahnen und Feldzeichen, beklemmte seine Brust, und ihn verwundete tief, was St. Julien in Entzücken versetzt hatte. Beide gaben sich also aus verschiedenen Gründen einem schwermüthigen Sinnen hin. Nur der Arzt war vollkommen heiter; er hatte den vollständigsten Sieg über seinen Feind Lorenz davon getragen, der an der Tafel des Kommandanten wenig war beachtet worden, während er selbst, nach seiner Meinung, die größten Auszeichnungen genossen hatte. Er war auch der erste, der Neigung zeigte, ein Gespräch anzufangen, als sie die Fe-

stung hinter sich hatten. Ich hätte nicht gedacht, begann der Arzt seine Rede, daß die Franzosen so höflich und liebenswürdig sein könnten, wie ich sie heute gefunden habe, und wenn sie den Uebermuth aufgeben wollten, alle anderen Völker zu beherrschen, so würde ich mich nicht weigern, sie als Kinder der civilisirten Welt, als Brüder in der großen europäischen Familie zu betrachten.

Der Graf mußte bemerken, daß die letzte Unterhaltung an der Tafel des Kommandanten der Festung *** einen tiefen Schatten in St. Juliens Seele gesenkt hatte, da selbst diese Aeußerung des Arztes seine Laune nicht erregte und er es dem Grafen überließ, eine Antwort darauf zu geben, dessen Stimmung ebenfalls nicht heiter genug war, um in alle Ansichten des Arztes einzugehen. Es wurden also ziemlich stumm die ersten Meilen zurückgelegt. Je mehr sie sich aber Schloß Hohenthal näherten, um so lebhafter fühlte St. Julien das Glück, noch zwei Monate in dem Kreise seiner Freunde verweilen zu dürfen, und die Lebhaftigkeit des Geistes, der Frohsinn der Jugend waren zurückgekehrt, noch ehe der Wagen durch das Thor des Schlosses rollte.

Der Graf Robert eilte den Ankommenden entgegen, und wie einen neu gewonnenen Freund schloß er mit großer Freude St. Julien in die Arme, denn er hatte innerlich gefürchtet, der Kommandant der Festung *** würde Schwierigkeiten

machen, die Rückkehr zu erlauben, und vielleicht darauf bestehen, daß St. Julien sogleich zu seinem Regiment abreisen solle. Die Gräfin bewillkommnete ihn mit sichtbarer Rührung, und Emilie, die halb hinter derselben verborgen stand, sendete einen Blick zärtlicher, seliger Freude zu ihm hinüber, der ihm das Herz in seinen Tiefen bewegte, und ihm schien es, als ob er jetzt es zum ersten Male wahrhaft und mit ungemessener Dankbarkeit empfände, wie wahr und innig er in diesem Hause geliebt sei, wo ihn die zartesten Bande umschlossen.

Als die ersten freudigen Begrüßungen vorüber waren, wollte der Graf den Frauen erzählen, wie bereitwillig der Kommandant ihren Wunsch erfüllt habe, aber ehe er noch seinen Bericht begann, erschien der Prediger, der es wußte, daß die Freunde diesen Abend zurück erwartet würden, um so bald als möglich zu hören, wie es bei dem feindlichen General gelungen, und zu sehen, ob St. Julien wirklich wieder zurückgekehrt sei, woran auch er, wie der Graf Robert, gezweifelt hatte. Die Freude und die Glückwünsche wurden bei seinem Eintritte erneuert, aber er selbst kürzte sie gern ab, um zu erfahren, was der Graf über seinen kurzen Aufenthalt in der Festung *** mittheilen würde. Dieser konnte natürlich nur die Höflichkeit und Gefälligkeit des Kommandanten rühmen, der ihnen ohne alle Schwierigkeiten die Freude

gewährt hatte, St. Julien noch zwei Monate bei sich zu sehen, und zwar ohne Nachtheil für den jungen Mann. Zwei Monate schienen den jungen Leuten eine beträchtliche Zeit, und ein unbewußt schnell gewechselter Blick zwischen Emilie und St. Julien sprach ohne ihren Willen diese Meinung aus, und erregte in jedem ein tröstliches Gefühl. Der Graf erzählte dem Prediger die merkwürdige Ungezogenheit des jungen Lorenz, und dieser rief höchst entrüstet: So werden Sie doch dem Vater dieses übermüthigen Menschen die Pension nicht länger zahlen, die er von Ihnen zieht?

Und wie hinge das, was ich dem Vater versprochen habe, mit dem Betragen des Sohnes zusammen? fragte der Graf.

Glauben Sie denn, daß er weniger schlecht und undankbar ist, als der Sohn, erwiederte der Prediger; glauben Sie, daß er Ihre Unterstützung im Mindesten verdient oder auch jetzt nur bedarf?

Sie haben gewiß Recht, antwortete der Graf, und ich bin ganz Ihrer Meinung. Auch gestehe ich Ihnen, hätte ich diese unwürdige Familie bei meiner Ankunft gekannt, so wie ich sie jetzt kenne, daß dann meine Unterstützung wenigstens nicht so bedeutend ausgefallen sein würde, trotz der langen Dienstjahre, die der Alte geltend macht. Da ich aber aus Mangel an richtiger Kenntniß mein Wort einmal gegeben habe, so kann ich mich nicht wieder zurückziehen, obwohl ich

einsehe, daß der alte Lorenz nicht sowohl so viele Jahre gedient hat, wie er sich rühmt, als vielmehr sich und seine Familie verschwenderisch hat erhalten lassen, ohne Nutzen zu stiften, und gewiß hätte er dafür keine Belohnung verdient; aber, wie gesagt, die Sache läßt sich nun nicht mehr ändern und wir müssen uns darein ergeben.

Es ist aber ärgerlich, sagte der Pfarrer, dem noch Wohlthaten zuwenden zu sehen, der jetzt wieder mit Uebermuth wie ein reicher Mann unter uns auftritt. Er hat das kleine Gut Schönthal gepachtet und lebt dort ganz wie ein Edelmann. Ich war neugierig, seine Einrichtung zu sehen, und brachte ihm deßhalb selbst die vierteljährige Pension hin, die Sie ihm zukommen lassen. Ich erstaunte, wie außerordentlich gut er das Haus meublirt hat, und er hatte die Unverschämtheit, mir mit seinem widrigen Lächeln zu sagen: Da jetzt so viele Edelleute in der schweren Kriegszeit, die Gott über uns verhängt hat, zu Grunde gehen, so kommt man wohlfeil an alle diese Dinge, Herr Prediger, und ich kann nach Gottes gnädigem Willen in meinem Alter doch noch fühlen, daß ich ein Mensch bin, so gut wie alle die Herren. Das Geld, welches ich ihm brachte, warf er so gleichgültig in seinen Schreibtisch, als wäre es für ihn eine ganz geringe Summe und keineswegs eine Unterstützung, die er der Großmuth verdankt, sondern die Bezahlung einer unbedeutenden

Schuld. Mein Schreiber soll die Quittung aufsetzen, sagte er vornehm, ich werde sie unterzeichnen, denn meine Augen werden schwach und erlauben mir nicht mehr viel zu schreiben. Ich ärgerte mich so sehr über sein übermüthiges Betragen, daß ich ihn etwas zu demüthigen beschloß und daher sagte: So würden Sie wohl jetzt keine Urkunden mehr abschreiben können, wenn sich die Gelegenheit darböte? Nein, das würde mir nicht mehr möglich sein, antwortete er sehr freundlich ohne alle Verlegenheit, auch habe ich es Gottlob nicht mehr nöthig, solche Arbeiten zu machen, und bin durch Gottes Gnade so eingerichtet, bester Herr Prediger, daß ich in meinem Hause nur über Dinge zu sprechen brauche, die mir angenehm sind. Ich wollte den alten Sünder verlassen, aber er bestand darauf, ich mußte den Abend bei ihm bleiben, und ich fand seinen Tisch außerordentlich gut besetzt. Man hat die Gottesgabe, bemerkte er, weit billiger, als die vornehmen Herren, denn die Kenntnisse, die ich mir in der Jugend erwarb, schützen mich besser vor Betrug. Das kann ich begreifen, erwiederte ich ihm, so daß er die Beziehung verstehen mußte. Freilich, freilich, antwortete der Schelm ohne alle Verlegenheit, es begreift sich leicht. Wer so lange, wie ich, in herrschaftlichen Häusern lebt, macht auch seine Studien, nur anders wie die Gelehrten, Herr Pfarrer. Bei Tische wurden sehr gute Weine angeboten, und der Alte sagte

mit unerträglicher Heuchelei: Gott hat mir gute Kinder geschenkt, die für ihren alten Vater sorgen. Mein lieber Sohn hat mir einige Kisten Wein gesendet. Lieber Gott, er ist in einer Lage, wo er das alles mit Leichtigkeit erwirbt, und er will nicht, daß das schwache Licht meines Lebens erlöschen soll, und sucht deßhalb die Flamme zu nähren; nun, der Herr wird es ihm vergelten. Er sagte mir hierauf, daß in der nächsten Woche seine beiden Kinder ihn auf einige Tage besuchen würden, um seinen siebzigsten Geburtstag festlich zu begehen, und er lud mich so dringend dazu ein, daß ich zusagen mußte. Als er mein Versprechen hatte, fing er an, wie er sagte, aus Freude darüber, unmäßig zu trinken, und ich verließ ihn im Zustande thierischer Betrunkenheit und schämte mich, daß ich ein solches Mahl mit einem solchen Menschen hatte theilen können. Auch war ich natürlich entschlossen, sein Haus nicht wieder zu betreten, obgleich ich gern sehen möchte, wie sich die saubere Familie an diesem Feste gebehrden wird. Auch möchte ich wissen, wo sich seine Tochter aufhält, nachdem sie den französischen General verlassen hat, der Alte gab darüber nur ausweichende Antworten. Ist es denn nun, schloß der Prediger, nach allem diesem nicht unerträglich, daß dieser übermüthige Mensch noch Wohlthaten empfangen soll, deren Werth er so wenig erkennt?

Sie haben Recht, erwiederte der Graf, und nur ein

gegebenes Wort bestimmt mich, eine Unterstützung fortzusetzen, die allerdings, wie ich selbst einsehe, besser angewendet werden könnte.

Der Geistliche konnte hierauf nichts weiter erwiedern, und wurde von der Unterredung mit dem Grafen durch einen lebhaften Streit zwischen dem Arzte und St. Julien abgezogen, an dem nach und nach die ganze Gesellschaft Theil nahm. Der Arzt behauptete nämlich mit größtem Eifer, da die Franzosen in Deutschland wären, so wäre es ihre Schuldigkeit, deutsch zu lernen, und sie müßten es wie eine höfliche Gefälligkeit betrachten, wenn man sich dazu verstände, französisch mit ihnen zu reden, und hätten gar kein Recht, weder über schlechte Aussprache noch sonstige Mängel dabei zu lachen. St. Julien scherzte über den Gedanken und fand die Vorstellung ungemein belustigend, daß also, wenn ein Feldzug eröffnet werden sollte, die erste Vorbereitung dazu durch die Sprachmeister in verschiedenen Zungen gemacht werden müßte.

Der Graf, der sich in das Gespräch mischte, sagte: Sie würden Recht haben, lieber Doktor, wenn die Franzosen zu uns als Bittende, Hülfesuchende kämen; da sie aber leider als Sieger hier sind, so können sie wohl erwarten, daß wir unsere Gesuche in ihrer Sprache vortragen, denn es möchte zu unserm eigenen Nachtheil gereichen, wenn wir dieß nicht

verständen, und so schafft eine Gewohnheit selbst, die mir immer so außerordentlich albern erschienen ist, doch auch ihren Nutzen, freilich bei einer unerfreulichen Gelegenheit.

Welche Gewohnheit? fragte der Prediger neugierig.

Der seltsame Gebrauch, erwiederte der Graf, der seit Jahrhunderten immer weiter um sich gegriffen hat, in den gebildeten Familien statt der Landessprache die französische zu reden, und nicht etwa gegen Franzosen oder überhaupt gegen Fremde, nein, unter sich, so daß recht in ihrem Herzen eine jede Familie ihrer Nationalität entäußert und fremd, französisch, zu werden sucht.

Tadeln Sie die Kenntniß und den Gebrauch fremder Sprachen, fragte St. Julien verwundert, da Sie selbst mehrere gründlich kennen und lieben?

Der Graf antwortete lächelnd: Kaiser Karl der Fünfte sagte, ein kluger Mann, der vier Sprachen redet, ist so viel werth, als vier kluge Männer, und der Meinung bin ich auch. Aber würden Sie sich nicht wundern, wenn in den französischen Salons auf ein Mal deutsch oder englisch von allen Menschen geredet würde, die darauf Anspruch machen, zu den Leuten von gutem Tone zu gehören, und Jeder dieß für vornehmer hielte, als wenn er an seinem eigenen Heerde sich der Sprache seines Landes bediente? Würden nicht alle wahren Franzosen ein solches antinationales Beginnen auf

das Heftigste und zwar mit Recht tadeln? Und liegt nicht der Gedanke ganz nahe, wenn ich mich immer eines fremden Idioms bediene, um meine besten Gefühle, sinnreichsten Gedanken und witzigsten Einfälle darin auszudrücken, daß die Sprache des Landes vernachlässigt werden, roh und ungebildet bleiben muß? In Deutschland hat ein gebildeter Mittelstand die Sprache lebendig ausgebildet, und gewiß dadurch viel zu dem Glanze und der Anmuth beigetragen, die wir neben der Tiefe und Innigkeit bei den vorzüglichsten Schriftstellern unserer Nation bewundern. Die Vornehmen haben seit lange besser verstanden, sich französisch als deutsch auszudrücken.

Es ist wahr, sagte St. Julien, auch die Italiener erwarten, daß man in ihrem Lande ihre Sprache mit ihnen redet, aber ich habe dieß immer für Unwissenheit gehalten.

Zum Theil, sagte der Graf, mag es so sein. Aber noch weiter gehen in dieser Forderung die Engländer, und gewiß nicht aus Unwissenheit, sondern aus sehr zu lobendem Nationalstolze; denn ich wenigstens begreife nicht, worauf sich die Vaterlandsliebe am Ende stützen kann, wenn eine Nation alles Eigenthümliche, bis auf ihre Sprache selbst, bei sich zu vertilgen strebt. Ein Bequemlichkeit ist indeß, wie nicht zu läugnen ist, aus dieser lächerlichen Gewohnheit entstanden, daß nämlich die französische Sprache die geistige

Scheidemünze des Lebens geworden ist und man nur diese eine zu erlernen braucht, um sich vom Tajo bis zur Newa und noch weiter hinaus verständlich zu machen.

Und das ist doch ein großer Vortheil, rief St. Julien.

Für die Franzosen, erwiederte der Graf; sie gewinnen dabei am Meisten, selbst an Bequemlichkeit, denn sie brauchen sich nicht mit dem Studium einer einzigen fremden Sprache zu bemühen, selbst nicht für ihre diplomatischen Unterhandlungen, denn auch diese werden in der Regel in französischer Sprache geführt, und ich weiß nicht, ob Jemand daran gedacht hat, welch ein großer Vortheil den Franzosen schon allein dadurch zugestanden ist, daß mit ihnen in ihrer Landessprache unterhandelt wird, die ein geistreicher Mann immer besser zu benutzen verstehen wird, wie eine fremde, wenn er sie sich auch noch so sehr zu eigen gemacht hat.

Aber eine Sprache muß doch bei diesen Verhandlungen angewendet werden, sagte der Prediger, und so würde es nicht zu vermeiden sein, daß eine Nation in dieser Rücksicht begünstigt wird.

Ehedem, bemerkte der Graf, wurden alle Staatsgeschäfte verschiedener Nationen lateinisch verhandelt, und ich begreife nicht, weßhalb dieß jetzt lächerlich und pedantisch gefunden wird. Es war wenigstens Gerechtigkeit darin, eine

Sprache, die keine lebende Sprache eines Volkes mehr ist, und die folglich alle Parteien erlernen mußten, in Fällen anzuwenden, wo es so sehr darauf ankommt, kein Uebergewicht zu gestatten.

Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß Dübois eintrat und nach einem leisen Gespräch mit dem Grafen Robert das Zimmer mit demselben verließ. Alle, selbst der Graf nicht ausgenommen, waren verwundert über das Geheimnißvolle in der Art, wie der Haushofmeister den jungen Grafen abgerufen hatte, und erwarteten mit einiger Unruhe seine Rückkehr. Nach einigen Minuten erschien er wieder im Saale, und Ernst und Unruhe hatten sich auf seiner Stirn gelagert. Zwei ehemalige Regimentskameraden, sagte er zu seinem Oheim, bitten mich für diese Nacht um Gastfreundschaft, die natürlich ich nicht ohne Ihre Erlaubniß gewähren kann, und ich komme deßhalb — —

Lieber Vetter, unterbrach ihn der Graf mit leichtem Unwillen, bedarf es noch einer Frage, ob mir Ihre Freunde willkommen sein werden.

So erlauben Sie mir, erwiederte sein Verwandter mit einiger Verlegenheit, mich für heute mit ihnen zurückzuziehen und für die Bequemlichkeit meiner Gäste in Ihrem Hause zu sorgen, denn der eine ist nicht wohl; doch, hoffe

ich, wird er sich nach der Ruhe der Nacht erholen, und ich werde Ihnen, ehe sie weiter reisen, Beide vorstellen können.

Er verließ nach diesen Worten von Neuem den Saal, der Graf blickte ihm verwundert nach. Der Prediger war so lebhaft aufgeregt von diesem Vorfalle und versenkte sich in so tiefes Nachdenken darüber, was dieser geheimnißvolle Besuch zu bedeuten haben könne, daß er die sehr merklichen Winke des Arztes übersah, der sich ebenfalls mit ihm zu entfernen und ihm etwas anzuvertrauen wünschte. Der Graf konnte sich einer leichten Unruhe nicht erwehren; er vermuthete, daß dieser Besuch mit Verbindungen im Zusammenhange stehe, in die sich sein Verwandter, wie er wußte, eingelassen hatte, und er fürchtete, daß vielleicht eine Unbedachtsamkeit den jungen Mann in Verantwortung bringen und ihn selbst mit hinein ziehen könne. Er wurde also nachdenkend und still, und es gelang endlich dem Arzte, den Prediger auf sein Zimmer zu führen, um ein wichtiges Geheimniß in dessen Busen niederzulegen. Endlich, fing er triumphirend an, bester Herr Prediger, kann ich Ihren lang gehegten Wunsch befriedigen und Ihnen den vollständigsten Aufschluß über eine Sache geben, die Sie sich so oft vergeblich bemüht haben zu erfahren.

Und über welche Sache wäre Ihnen dieß möglich? fragte der Geistliche mit Spannung. Ueber die wunderbare

Verwundung unſeres guten Herrn St. Julien, erwiederte der Arzt mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

Was haben Sie darüber erfahren, fragte mit Eifer der Pfarrer, und bei welcher Gelegenheit? Sie wiſſen, antwortete der Arzt, ich kümmere mich nicht ſonderlich um die Angelegenheiten der Menſchen, wenn ſie nicht mit meiner Kunſt zuſammenhängen, und ich würde auch dieß Mal um meinet Willen nicht ſo aufmerkſam darauf geweſen ſein, denn für mich iſt es die Hauptſache, daß ich den jungen Mann hergeſtellt habe. Wie er zu ſeinen Wunden gekommen, iſt mir eigentlich gleichgültig, aber die Freundſchaft hat ihre Rechte. Alſo um Ihret Willen, beſter Freund, hörte ich genau hin und prägte mir die ganze Unterredung an der Tafel des Kommandanten ſo genau ein, daß ich ſie Ihnen Wort für Wort wiederholen kann. Er that dieß hierauf mit großer Umſtändlichkeit und fragte mit ſelbſtzufriedenem Lächeln, als er geendigt hatte, ſeinen aufmerkſamen Zuhörer: Was ſagen Sie nun, habe ich nun nicht den Zuſammenhang der ganzen Sache zu Ihrer Kenntniß gebracht, und bin ich gänzlich unfähig, wie Sie ſo oft behauptet haben, einer Sache meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die nicht mit meiner Wiſſenſchaft zuſammenhängt?

Und halten Sie denn dieſe Erklärung für die aufrichtige, wahre? fragte der Geiſtliche etwas verächtlich. Die

geringste Ueberlegung hätte Ihnen ja sagen müssen, daß, wenn sich die Sache so verhielte, St. Julien keine Ursache gehabt hätte, sie uns allen so ängstlich zu verschweigen, und daß er uns, wenn dieß der richtige Zusammenhang der Sache wäre, diese Mittheilung denselben Tag gemacht haben würde, an welchem Sie ihm zu sprechen erlaubten.

Mann, Sie haben Recht! rief der Arzt, von seinem Sitze aufspringend, Sie sind ein wahrer Macchiavell an Scharfsinn.

Bedeutend ist in Ihrem Berichte, erwiederte der Prediger, daß die erwähnten Italiener des jungen Mannes Verwandte sind. Nun, fuhr er nach einigem Nachdenken fort, ich gebe es noch nicht auf, der Sache auf den Grund zu kommen, so wie manchem Geheimnißvollen in diesem Hause. Sagen Sie mir doch morgen, wenn Sie nach dem Dorfe reiten, um Ihre Kranken zu besuchen, ob die heut angekommenen Gäste auf dem Schlosse geblieben sind. Auf den Fall würde ich doch morgen wieder herkommen, um sie mir anzusehen. Der Arzt gab das verlangte Versprechen, und der Pfarrer trennte sich von ihm in wohlwollender Stimmung.

XIII.

Es waren kaum einige Minuten verflossen, nachdem der Prediger den Arzt verlassen hatte, und dieser fing eben an

sich auszukleiden, wobei er aus tiefster Brust in abwechselnden Tönen gähnte, als seine Thüre geöffnet wurde und Graf Robert zu seinem Erstaunen bei ihm eintrat. Bester Herr Doktor, redete ihn dieser mit verstörter Miene an, mit Angst und Sorgen habe ich gewartet, bis der Prediger Sie verlassen hat, um Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ich weiß, Sie sind ein verschwiegener Mann und treuer Freund.

So weit die Welt mich kennt, sagte der Arzt, sich in die Brust werfend, wird mir Niemand diese Eigenschaften absprechen.

Eben darum, erwiederte der junge Graf, nehmen wir unsere Zuflucht zu Ihnen. Einer meiner jungen Freunde ist in eine Ehrensache verwickelt, ein Duell war die Folge, in dem er verwundet worden ist. Er scheint sehr zu leiden und weigerte sich doch standhaft, Sie früher um Ihren Beistand zu bitten, als bis Sie allein sein würden, denn Verschwiegenheit ist in seiner Lage durchaus nothwendig.

Sie können darauf rechnen, sagte der Arzt, der seinen Rock schon wieder angezogen hatte, meine Lippen schweigen wie das Grab. Das ist die Pflicht des Arztes, und Sie wissen, daß ich alle meine Pflichten erfülle. Nach diesen mit großem Nachdruck gesprochenen Worten, nahm er alle chirurgischen Instrumente zusammen, so wie alles zum Ver-

band Erforderliche. Diese Sachen werden wir vermuthlich brauchen, sagte er mit einem schlauen Lächeln, da Sie des Wundarztes mehr, als des Doktors zu bedürfen scheinen.

Er folgte nun dem jungen Grafen nach dessen Zimmer, wo sie seine beiden Freunde und den jungen Gustav antrafen. Sie haben den jungen Menschen in Ihre Geheimnisse eingeweiht, sagte der Arzt, indem er verwundert einen Schritt zurücksprang; verlassen Sie sich auf seine unbedachtsame Jugend?

Sein Sie ruhig, erwiederte der Graf, ihn hat ein hartes Schicksal früh gereift; seiner Vorsicht dürfen wir uns unbedingt vertrauen.

Wenn das ist, sagte der Arzt, so verdient er die höchste Achtung. Aber, fuhr er mit bedenklicher Miene fort, wenn Ihr Geheimniß nicht verschwiegen bleibt, so denken Sie daran, daß Sie es mir nicht allein vertraut haben. Nach diesen Worten näherte er sich dem Kranken, der in einem Lehnstuhle saß und sehr zu leiden schien. Sein Gesicht war bleich wie das eines Todten, und die blauen, zuckenden Lippen deuteten auf heftige Kälte, die den ganzen ermatteten Körper zu beben zwang. Der hat ein tüchtiges Wundfieber, sagte der Arzt, zum Grafen gewandt; sein Zustand muß sogleich untersucht werden. Er näherte sich hierauf dem Kranken und sagte mit etwas heftiger Stimme: Und warum

liegen Sie denn bei Ihrer Ermattung nicht ordentlich ausgekleidet im Bette?

Sein Arm ist so aufgeschwollen, sagte der junge Graf, daß wir ihn nicht von seinem Rocke zu befreien vermochten.

Der Arzt sah, daß selbst über Hand und Finger sich eine starke Geschwulst verbreitet hatte. Er antwortete nichts, sondern nahm aus seinem Besteck eine Scheere und schnitt den Aermel des Rocks der Länge nach auf. So klug hätten Sie lange sein können, sagte er, sich an den jungen Gustav wendend, der ihm zu seiner Beschäftigung leuchtete, weil er diese verweisenden Worte nicht an die andern Gegenwärtigen geradezu richten und ihnen doch eine Lehre für die Zukunft geben wollte. Als der Verwundete von seinem beschwerlichen Kleidungsstücke befreit war, zeigte es sich, daß seine Wunden unter dem Verbande stark geblutet hatten, und es war nicht möglich, den alten Verband ohne Schmerzen abzunehmen. Während nun der Arzt hiemit beschäftigt war, rief er mehrere Mal: In welchen Händen sind Sie gewesen? Wie haben Sie sich einem Menschen anvertrauen können, der nicht einmal einen Verband aufzulegen versteht? Das ist ja ärger, als ob Sie unter die Wilden gerathen wären, denn die werden es doch noch besser verstehen, eine Wunde zu verbinden. Der junge Graf suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm sagte, daß sein Freund nicht hätte daran denken

können, für seine Gesundheit zu sorgen, indem er nur auf seine Sicherheit habe Rücksicht nehmen können, und deßhalb wären schon zwei Tage verflossen seit dem ersten Verbande. Wenn Sie meinen Verband nach sechs Wochen abnehmen wollten, erwiederte der Arzt mit Verachtung, so würden Sie ihn immer noch in ganz anderm Zustande antreffen.

Während dieser Rede war es endlich gelungen, die Wunde zu befreien, und der Arzt heftete einen langen, bedeutenden Blick auf den jungen Grafen, indem er einen Ausruf, der seinen Lippen entschlüpfen wollte, gewaltsam zurück drängte und dabei so wunderliche Gesichter machte, daß nur der Ernst des Augenblicks so mächtig auf seine Umgebung wirken konnte, daß sich keine Spur von Lachlust zeigte. Der Graf mochte nicht fragen, aber ihn selbst hatte der Anblick der Wunde und der ganz blau aufgelaufene Arm belehrt, daß das Uebel seines Freundes zu den ernsthaften gehörte. Mit schonender, leichter Hand hatte der Arzt die schlimme Wunde gereinigt und den kunstgemäßen Verband aufgelegt, und der Kranke fühlte sich sehr erleichtert. Der Graf gab ihm von seiner Wäsche, und der Arzt half ihn in eine bequeme Lage auf sein Lager bringen. Auch dieß schien in ihm eine wohlthätige Empfindung zu erregen. Als alles dieß beendigt war, fragte der Arzt den Kranken: Was haben Sie gegessen zu Abend? Gar nichts heute den ganzen Tag, erwiederte dieser, der

mit diesen Worten zuerst das bis jetzt beobachtete Schweigen brach. Obgleich die Stimme matt und krank war, so erkannte sie der Arzt dennoch, und sprang im höchsten Erstaunen drei Schritte zurück und rief: wunderbar! höchst wunderbar! Der junge Graf gerieth in den verzeihlichsten Irrthum, daß der Arzt die lange Enthaltsamkeit seines Freundes so lebhaft bewunderte, und sagte daher: Die heftigen Schmerzen haben den Armen gehindert, an Nahrung zu denken. Ach was! rief der Arzt, ich dachte jetzt nicht an Lebensmittel; aber was mich erschütterte, davon ist jetzt nicht Zeit zu reden. Jetzt muß ich als Arzt, als Menschenfreund handeln. Ihr Freund muß durchaus einige leichte, stärkende Nahrung haben, deßhalb wird es nöthig sein, Dübois gewissermaßen in unser Geheimniß zu ziehen. Er ist ein braver Mann, ob er gleich ein Franzose ist, wie wir ja überhaupt einige achtungswerthe Subjekte von dieser Nation kennen gelernt haben; und er ist sehr dienstfertig, obgleich er hier im Hause sehr verwöhnt wird. Man muß sich an ihn wenden, damit er Ihrem kranken Freunde etwas Kraftbrühe verschafft, denn er darf nicht länger ohne Nahrung bleiben. Sie hätten mir dieß nur mit wenigen Worten auftragen dürfen, sagte der junge Gustav empfindlich. Herr Dübois ist der menschenfreundlichste Mann von der Welt und wird gewiß sogleich aus dem Bett aufstehen, um herbei zu schaf-

sen, was Sie bedürfen. Nach diesen Worten ging der junge Mensch hinweg, und der Arzt beobachtete noch eine Zeit lang den Kranken; dann fing er an, seine auf dem Tische ausgebreiteten Instrumente sorgfältig zu reinigen und einzupacken, und er hatte dieß Geschäft noch nicht geendigt, als der Jüngling schon wieder eintrat und eine Schale Kraftbrühe für den Kranken selber brachte. Der Arzt eilte, um diesen im Bette aufzurichten und, während er die dargebotene Nahrung nahm, zu unterstützen. Der Kranke fühlte die wohlthuende Wirkung der Nahrung, die er zu sich genommen, und senkte sein Haupt unmittelbar darauf zum Schlaf auf die Kissen nieder.

Der Arme! sagte Graf Robert, er hat zwei Nächte ohne Ruhe, gepeinigt von Sorgen, zu Pferde zugebracht, und diesen ganzen Tag ohne Nahrung, weil die Schmerzen der schlecht verbundenen Wunde zu heftig wurden.

Wir wollen nun sehen, sagte der Arzt, wie es morgen sein wird. Ich werde nicht eher kommen, als bis Sie mich rufen, damit ich nicht unnütz seinen Schlaf störe, denn Ruhe bedarf Ihr Freund vor allen Dingen. Sobald er aber erwacht ist, zögern Sie keinen Augenblick mich zu rufen. Nach diesen Worten ging der Arzt hinweg, um sich ebenfalls zur Ruhe zu begeben, deren Bedürfniß er auch zu fühlen begann.

Der Graf Robert schlief wenig in dieser Nacht. Der

ängstliche Zustand seines verwundeten Freundes hatte keinen andern Gedanken bis jetzt Raum gegeben, als nur solchen, die dazu dienten, dessen Schmerzen zu erleichtern. Jetzt aber, in der Stille der Nacht, überließ er sich dem Nachdenken. Er wußte noch nicht, welche Mittheilungen ihm beide Freunde zu machen hätten, und er wünschte den Morgen herbei, um sowohl den Zusammenhang des Unglücks, welches den einen betroffen, zu erfahren, als auch zu der Kenntniß zu gelangen, welche Art von Beistand sie eigentlich von ihm erwarteten. Der Verwundete, sein ehemaliger Regimentskamerad, ein Herr von Wertheim, war entschlummert; der Andere, welcher gleichfalls bei demselben Regimente mit dem Grafen gedient hatte und ein Baron Lehndorf war, warf sich unruhig auf dem Lager umher, und der Graf hörte seine tiefen Seufzer, und er bemerkte, daß sein bekümmerter Gast erst in einen unruhigen Schlummer fiel, als schon der Morgen zu dämmern begann. Endlich behauptete die Natur ihr Recht und auch die Augen des Grafen Robert waren geschlossen. Ein sanfter Schlummer ruhte auf den Augenliedern der drei Freunde, als der Arzt mit leisen Schritten, von Gustav begleitet, in das Zimmer schlich. Er hatte sich gewundert, daß ihn noch Niemand gerufen hatte, und wunderte sich nun noch mehr, hier noch Alles in sanften Schlaf versenkt anzutreffen. Er näherte sich be-

hutsam dem Lager des Kranken und betrachtete ihn aufmerksam. Wenn Sie nun, wendete er sich tröstend zu Gustav, dieses jugendliche, bleiche Gesicht betrachten, dem der Kummer unverkennbar seine Züge aufgedrückt hat, wenn Sie diesen wehmüthigen Mund ansehen, werden Sie wohl glauben, daß diese Gliedmaßen und Lineamente dem rohesten Menschen angehören? Verwundert und zweifelnd sah der Jüngling den Arzt an. Ich weiß, was ich sage, rief dieser, durch die zweifelnde Miene seines Zuhörers beleidigt, die nöthige Vorsicht vergessend, und der Kranke schlug die blauen Augen auf, und zugleich ermunterten sich die andern Schläfer. Nun, wie geht es heute, fragte der Arzt den Verwundeten; es thut mir leid, daß ich Ihre Ruhe gestört habe.

Wunderbar, erwiederte der Verwundete mit tiefer, wohltönender Stimme, vor deren Klang aber der Arzt ein wenig zurückbebte, wunderbar hat Ihre Hülfe und die Ruhe der Nacht meine Schmerzen gelindert, und ich fühle, daß ich aufstehen kann, ohne meine Kräfte anzustrengen. Erst wollen wir Ihren Arm betrachten, sagte der Arzt, dann wird es sich zeigen, ob Sie aufstehen können. Der Verband wurde abgenommen und der Arzt überzeugte sich bald, daß der schlimme Anschein am vorigen Abend ihn getäuscht habe, der wahrscheinlich daher entstanden war, weil der junge

Mann seine Kräfte mehr angestrengt hatte, als die menschliche Natur erlaubt, denn er hatte, ohne zu ruhen, seine Reise zwei Tage und zwei Nächte zu Pferde fortgesetzt. Dadurch war die Wunde gereizt und das heftige Wundfieber erregt worden, auch mochte der schlechte Verband das Uebel vermehrt haben. Sie können aufstehen, sagte der Arzt gleichgültig, nachdem er den neuen Verband aufgelegt hatte. Es ist gar keine Gefahr, daß Sie den Arm verlieren könnten, wie es mir gestern schien, und man kann auch heute ein vernünftiges Wort, wie ein Mann zum Manne, mit Ihnen reden, ohne daß ein einsichtsvoller Arzt die Erschütterung Ihrer Nerven zu sehr befürchten muß.

Die Augen aller Anwesenden waren mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens auf den Arzt gerichtet, denn Niemand begriff, was auf diesen Eingang folgen sollte.

Ja, ja, meine Herren, sagte dieser, indem er mit Selbstgefühl umherblickte, Sie sehen mich an und Ihre Mienen drücken Verwunderung über meine Rede aus, aber Sie, mein junger verwundeter Herr, dessen Name ich nicht die Ehre gehabt habe zu erfahren, obgleich wir nun zum zweiten Male bei einer merkwürdigen Gelegenheit zusammentreffen, was wäre denn nun aus Ihnen geworden, Wer hätte hier Ihre Wunden verbinden sollen, wenn Sie mich, wie Sie vor einigen Monaten beabsichtigten, zum Fenster

hinaus geworfen hätten? Nach einem solchen Sturze hätte ich wahrscheinlich Niemandem mehr meine Hülfe angedeihen lassen können, und Falls ich mich auch vollkommen erholt hätte, so weiß ich doch nicht, ob meine Philosophie mich so stark gemacht haben würde, dem hülfreiche Hand bieten zu können, der seine Hände feindlich und gewaltthätig an mich gelegt hätte. Daß dieses Unglück vermieden ist, haben Sie nur dem Herrn Grafen zu verdanken.

Der Arzt hätte seine Rede noch viel länger fortsetzen können, denn alle Zuhörer waren so erstaunt, daß Niemand daran dachte, ihn zu unterbrechen. Als er endlich schwieg, trat der Graf Robert zu ihm und sagte, indem er ihm sanft die Hand auf die Schulter legte: Bester Doktor, reden Sie im Fieber?

Keineswegs, erwiederte der Arzt, indem er sich der Berührung entzog. Der Kranke weiß auch recht gut, daß dem nicht so ist, denn seinem Gedächtnisse wird es nicht entschwunden sein, daß er hier mit seinen Heerschaaren anrückte und statt höflich, wie es dem Freunde ziemte, seinen Bedarf für Rosse und Männer zu fordern, das Schloß gewissermaßen mit Sturm zu nehmen dachte, und friedliche, wissenschaftlich gebildete Einwohner, die sich nicht Landesverräther wollten schelten lassen, zum Fenster hinaus zu werfen drohte.

Wie, rief der Kranke, indem er sich erhob; so bin ich hier unter dem Dache des Franzosenfreundes?

Sie sind unter dem Dache des edelsten Mannes, meines Oheims, erwiederte Graf Robert mit Ernst.

Wie ist es denn? sagte der verwundete Herr von Wertheim, dieser Arzt spricht ja doch, als ob ich im Hause des Mannes wäre, von dem damals angezeigt wurde, daß er während des ganzen Krieges einen französischen Offizier bei sich habe, mit dem er in der größten Vertraulichkeit lebe.

Den habe ich hier, den französischen Offizier, rief der Arzt mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, und Sie können ihn sehen. Vollkommen habe ich ihn hergestellt, gesund und blühend kann ich ihn zeigen, und so gut kann es Ihnen auch werden, wenn Sie sich vernünftig betragen.

Der Graf eilte den Arzt zu unterbrechen, dessen steigende Hitze unangenehme Auftritte zu veranlassen drohte, wie er auch in seinem Eifer gänzlich vergaß, daß er den Kranken zu schonen habe. Diesem theilte nun der besonnenere Freund St. Juliens Verhältnisse in diesem Hause mit, und mäßigte die aufbrausende Hitze des Arztes am Besten dadurch, daß er, nachdem er den traurigen Zustand beschrieben, in welchem der junge Franzose im Hause seines Oheims aufgenommen wurde, es rühmend anerkannte, daß er nur durch die Geschick-

lichkeit des Arztes lebe und seiner Familie zurückgegeben werden könne.

Wenn dem so ist, erwiederte Herr von Wertheim, und wie könnte ich daran zweifeln, da ich von Ihnen, theurer Freund, die Aufklärung erhalte, so habe ich in thörichter Hitze Ihren Oheim sehr beleidigt; ja, ich gestehe, ich habe mich so vergessen, daß nur allein die Verzweiflung, die in meinem Herzen tobte, mich einigermaßen entschuldigen kann. Sie wissen es selbst, wo wir uns zeigten, gewahrten wir den Untergang unseres Vaterlandes. Feigheit und Verrath zerrissen das Herz unseres Königs und seiner Getreuen, und es ist begreiflich, daß die Verläumdung Eingang fand. Aus diesen Gründen, hoffe ich, wird mir Ihr Oheim vergeben, und Sie werden auch Ihren Freund, den Herrn Doktor, bewegen, mir seine Verzeihung zu bewilligen.

Als Christ, rief der leichtversöhnliche Arzt mit feierlicher Stimme, als Christ habe ich Ihnen längst vergeben; als Mensch verzeihe ich Ihnen jetzt und als Arzt, fügte er hinzu, indem er die Augen halb zudrückte und schalkhaft blinzelte, denke ich feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, und das wird mir nicht schwer werden, denn Ihre Verwundung wird mir nicht so viel Noth machen, wie die des armen St. Julien. Sie haben nur durch die Vernachläßigung so viel gelitten, aber er war in einem traurigen Zustande,

und stolz schlägt das Herz in meiner Brust, so oft ich ihn ansehe, denn ohne mich würde er längst im Grabe ruhen und könnte alle die Possen nicht treiben, mit denen er uns belustigt, aber auch mich zuweilen ärgert.

Nachdem die Versöhnung erfolgt war, frühstückte der Arzt in bester Freundschaft mit den drei Herren und eilte dann seine Kranken zu besuchen, so wie sein dem Prediger gegebenes Versprechen zu erfüllen und ihm zugleich das wunderbare Zusammentreffen mit einem Manne zu vertrauen, dessen feindselige Gesinnung einst seinem Leben Gefahr gedroht hatte; doch wollte er dessen Verwundung, wie er es gelobt hatte, pflichtmäßig verschweigen.

Als der Arzt die Freunde verlassen hatte, wurden alle Gesichter ernster. Der Graf Robert erwartete die Mittheilung, die ihm gemacht werden sollte, und seine Gäste fühlten die Nothwendigkeit zu reden.

Sie sehen uns hier bei Sich, theurer Freund, begann der Baron Lehndorf, in einem traurigen, ungewissen Zustande.

Laß mich reden, unterbrach der junge Wertheim den Sprechenden, die Erwähnung aller traurigen Umstände, die berührt werden müssen, würde Dich noch mehr als mich verletzen, wie ich Dein Gemüth kenne. Der Baron schien dem Freunde gern das Recht der Rede einzuräumen und lehnte sich still, mit bekümmerter Miene in den Sessel zurück.

Es ist keine Schande, arm zu sein, begann der Herr von Wertheim, denn die zufälligen Gaben des Glücks bestimmen nicht den Werth des Menschen; deßhalb sage ich es ohne Erröthen, daß meine Jugend und Gesundheit mein einziges Vermögen waren, denn die sehr verschuldeten Güter meiner Familie sind schon mehrere Geschlechter hindurch das Erbe einer andern Linie, und meine Vorfahren hatten sich rühmlich, wenn auch nicht prächtig, durch Kriegsdienste und Staatsämter erhalten. Meinen Vater hatte ich früh verloren, und meine sehr kränkliche Mutter lebte mit meiner Schwester von einer kleinen Pension sehr beschränkt, so daß ich selbst zuweilen noch einen Theil meines mäßigen Gehaltes anwenden mußte, um ihren kümmerlichen Haushalt zu unterstützen. Mit meinem Freunde Lehndorf verband mich früh eine brüderliche Neigung, und die zunehmenden Jahre steigerten diese bis zur innigsten Freundschaft, die sich in jeder Stunde unseres Lebens treu bewies. Der junge Mann sprach diese Worte mit bewegter Stimme, indem er seinem Freunde die Hand reichte, und fuhr dann mit ruhigerem Tone fort: Lehndorf war in einer besseren Lage als ich. Er war allein, und ein kleines Erbe unterstützte ihn so lange, bis er hoffen durfte, eine Eskadron zu bekommen, er genoß also seine Jugend ohne drückende Sorgen. Es konnte bei unserer Vertraulichkeit nicht fehlen, daß er meine Schwester kennen lernte.

Ihre Jugend und Liebenswürdigkeit machten Eindruck auf das Herz meines Freundes, und sie schien eine Empfindung zu theilen, von der wir hofften, daß sie unser Lebensglück erhöhen würde. Es ward bestimmt, sobald Lehndorf eine Eskadron bekäme, daß alsdann der Segen der Kirche ein glückliches Paar vereinigen und mir den zum Bruder weihen sollte, den ich längst als solchen liebte. Von heftiger Bewegung ergriffen sprang der Baron Lehndorf von seinem Sitze auf und eilte einige Mal hastig durch das Zimmer. Nachdem er sich gesammelt hatte, fuhr sein Freund also fort: So standen die Sachen, als der Krieg ausbrach. Welche unglückliche Wendung er nahm, ist bekannt. Die Pension meiner Mutter wurde nicht ausgezahlt, und ich traf meine Familie in der größten Armuth, als ich mit meinem Freunde zurückkehrte, der durch den unglücklichen Frieden so wie ich verabschiedet war. Jetzt schienen alle Hoffnungen zertrümmert und wir hätten dem größten Elende erliegen müssen, wenn mein Freund nicht großmüthig den Rest seines kleinen Erbes mit uns getheilt hätte.

Lehndorf machte eine ungeduldige Bewegung. Warum willst Du mich zwingen zu verschweigen, rief sein Freund, was die Wahrheit zu bekennen fordert, und was ich Dir eben so einfach und treu geboten hätte, wie Du mir, wenn die Verhältnisse die umgekehrten gewesen wären? Zum Gra-

sen gewendet fuhr er darauf fort: Das Liebesglück meines Freundes mußte verschoben werden bis zu einer besseren Zeit, die wir alle nicht aufgeben konnten zu hoffen. Meine Schwester gelobte die zärtlichste Treue, und unsere Sorgen richteten sich auf die nächste Zukunft. Sie selbst nahmen Theil an der innigen Verbindung deutsch gesinnter Freunde, und kennen die Verpflichtungen und den edeln Zweck unserer Vereinigung. Also können Sie denken, daß wir nicht zögerten, als mir und meinem Freunde der Auftrag wurde, einige ehemalige Kameraden, die so wie wir verabschiedet und in Unthätigkeit lebten, zu prüfen und wo möglich für unseren edeln Zweck zu gewinnen. Wir eilten den Wunsch unserer Brüder zu erfüllen und lebten daher nah an zwei Monate entfernt von unseren Lieben. Ein feindliches Schicksal wollte, daß während dieser Zeit ein französisches Regiment, welches bis jetzt zur Besatzung gehört hatte, von einem anderen abgelöst wurde, und daß der Obrist des einrückenden seine Wohnung in dem Hause nahm, wo auch meine Mutter und Schwester in strenger Zurückgezogenheit ein Paar Zimmer im Hinterhause bewohnten. Der Obrist hatte eine deutsche Frau, oder wenigstens galt sie dafür, denn ihre gemeinen Sitten haben mir Zweifel über die Art der Verbindung erregt, in welcher sie mit dem Obristen lebte. Diese suchte, unter dem Vorwande, daß ihr als einer Deutschen der Um-

gang mit deutschen Frauen ein Trost sei, die Bekanntschaft meiner Mutter, und es gelang ihr durch manche kleine Dienstleistungen leicht, eine schwache, kränkliche Frau für sich zu gewinnen, so wie sie die unerfahrene Jugend meiner Schwester benutzte, um diese ganz in ihren Kreis hinüber zu ziehen. Als ich und mein Freund nach mühevollen, nur halb gelungenen Geschäften zurückkehrten, und die kleine Wohnung betraten, wohin mich kindliches und brüderliches Gefühl, und meinen Freund die Sehnsucht einer innigen, treuen Liebe zog, überraschte uns, da wir unvermuthet erschienen, ein seltsamer Anblick. Meine Schwester stand vor uns in reizender Blüthe der Jugend und Schönheit, geschmückt mit allem Tand, den die Mode fordert, um auf einem Balle zu glänzen. Ein Schrei des Schreckens entfuhr dem unglücklichen Geschöpf, so wie sie uns erblickte, und meine schwache Mutter suchte ihre Verlegenheit zu überwinden, um die nöthige Auskunft zu geben; so erfuhren wir, ein Ball, den der Obrist gebe, sei die Veranlassung des festlichen Putzes. Die deutsche Frau des französischen Kriegers habe die Einwilligung meiner Mutter erbeten, die ihrer armen einsamen Tochter doch auch nicht hartherzig jede Lust des Lebens habe verweigern wollen. Und als ich fragte, Wer denn den Tand bezahlt habe, der meine Schwester umflatterte, erfuhr ich, daß dieser der Frau Obristin gehöre, die meine Schwester so lieb gewonnen habe,

daß sie Alles mit ihr zu theilen wünsche. Sie können wohl denken, wie tief ich die zehnfache schmähliche Erniedrigung empfand, daß meine entartete Schwester bereit war, mit den Feinden ihres Vaterlandes im Tanze sich zu vereinigen, gegen die ihr Bruder und ihr Bräutigam jeden Augenblick mit Freuden gekämpft haben würden, auch den letzten Tropfen ihres Herzblutes nicht sparend, um sie von der Erde zu vertilgen, und daß die Tochter eines Edelmannes sich nicht schämte, um dieß zu können, den nichtigen Putz aus den Händen derselben Feinde zu empfangen, die ihr Vaterland zertreten und beraubt hatten, um nun mit diesem Raube eine prahlerische, entehrende Großmuth zu üben. Ich sagte meiner Mutter und Schwester alles, was mein empörtes Gemüth mir eingab, und nur meinem Freunde gelang es mich zu besänftigen, indem er um Schonung für die Geliebte bat. Es versteht sich, daß aller Putz sogleich zurückgesendet werden mußte, und meine unvermuthete Ankunft diente als Entschuldigung dafür, daß meine leichtsinnige Schwester nicht auf dem Balle erschien. Aber ich hatte die Kränkung zu erfahren, daß es nicht das erste Mal war, daß meine Mutter und Schwester sich geneigt gezeigt hatten, solchen Einladungen zu folgen, und ich mußte erfahren, daß letztere auf früheren Bällen, ungestört durch einen mürrischen Bruder, hatte glänzen und Beifall gewinnen können. Mit scheinbarer De-

muth hatte sie meine heftigen Verweise hingenommen; sie war blaß und still. Ich verbot allen Umgang mit den Franzosen auf's Strengste und glaubte, daß mir pünktlich Folge geleistet werden würde. Gegen meinen Freund verhielt sie sich leidend und ließ sich seine Zärtlichkeit eben nur gefallen, und er machte mir Vorwürfe, indem er behauptete, meine heftige Art zu tadeln habe einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf das zarte Gemüth meiner liebenswürdigen Schwester gemacht. Auch die Mutter meinte, so gar groß könne das Versehen nicht sein, da ja ihre Tochter nicht die einzige deutsche Dame sei, die auf den Bällen des Obristen getanzt habe. Da ich Mutter und Schwester nach wenigen Tagen wieder verlassen mußte, um noch unausgeführte Aufträge zum Besten unserer Verbindung zu besorgen, so ließ ich mich, im Vorgefühle der nahen abermaligen Trennung, leichter versöhnen, und der Friede in unserer kleinen Familie war hergestellt. Als ich nach wenigen Tagen mit meinem Freunde von Neuem abreisen mußte, forderte ich von meiner Schwester das Versprechen, sich während unserer Abwesenheit fern von den Feinden des Vaterlandes zu halten und keiner leichtsinnigen Lust nachzugeben. Sie reichte mir ohne zu antworten die Hand, indem ihre Augen von Thränen überflossen. Ich hielt das für ein feierliches Versprechen, und nachdem ich meiner Mutter meine Wünsche ernstlich an's Herz gelegt, reiste ich mit

meinem Freunde ruhig dahin, wohin unsere Bestimmung uns führte. Wir fühlten uns beide unbehaglich in der Ferne, mein Freund in dem Verlangen, das Gemüth meiner Schwester wieder völlig mit sich auszusöhnen, denn ihm schien es, als ob meine Strenge ihre Liebe zu ihm vermindert habe, und ich, weil ein dunkles Gefühl mir sagte, daß diese Schwester einer anderen Aufsicht, als der einer zu schwachen Mutter, bedürfe. Wir eilten also beide nach wenigen Wochen zurück, wenn auch mit manchen Sorgen im Herzen, doch ohne Ahnung des Jammers, der uns erwartete. Wir fanden die Mutter allein, verzweifelnd, dem Tode nah, die Schwester war verschwunden. Als unsere starre Verzweiflung so weit nachließ, daß wir nach den näheren Umständen fragen konnten, erfuhren wir, den Tag nach unserer Abreise habe der Bruder des Obristen ebenfalls die Stadt verlassen, um nach Paris und von dort zu einem Regimente an der spanischen Gränze zu gehen; in der folgenden Nacht sei meine Schwester verschwunden. Ein zurückgelassener Brief an die Mutter erklärte mit all den Redensarten, die jetzt so häufig gemißbraucht werden, sie sei durch eine unwiderstehliche Leidenschaft zu diesem Schritte gezwungen worden. Ein Kästchen, worin sie manche Kleinigkeiten aufhob, war vermuthlich im Drange dieser Leidenschaft vergessen worden, denn darin fanden sich mehrere Briefe, die den Gegenstand

ihrer Neigung bezeichneten, dem die Unglückliche das Glück des Lebens, die Ehre ihrer Familie und das Herz des edelsten Mannes geopfert hatte. Es war niemand anders als der Bruder des Obristen, und einige deutsche Billets von der Hand der Frau oder Geliebten des Obristen belehrten uns, daß sie das Ganze geleitet hatte.

Mit diesen Briefen in der Hand ließen wir uns beim Obristen melden. Wir wollten von ihm den Weg erfahren, den sein Bruder genommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen und die Unglückliche ihrem Verderben zu entreißen. Er wollte die Sache leicht französisch nehmen und gab ausweichende Antworten. Als mein Freund heftig und dringend wurde, sagte er lachend, für so unritterlich und unbrüderlich würden wir ihn doch nicht halten, daß er selbst uns seinem Bruder nachsenden würde, um ihm sein Glück zu entreißen. Als ich mit Heftigkeit von der Genugthuung sprach, die der erlittene Schimpf fordere, sagte er kaltblütig, er sei bereit, diese im Namen seines Bruders zu geben. Ich nahm ihn beim Worte und der nächste Tag wurde zur blutigen Entscheidung bestimmt. Mein großmüthiger Freund ließ den kleinen Rest seines Vermögens beinah ganz in den Händen der kranken, ihre Schwachheit zu spät bereuenden Mutter und sehnte sich statt meiner, von der Kugel des Franzosen zu sterben. Ich bestand auf meinem Recht, er

war mein Sekundant. Wir trafen am andern Morgen mit unserm Feinde zusammen; seine Kugel streifte mir den Arm und riß eine große Wunde hinein, ich aber traf meinen Gegner, wie wir glauben müssen, tödtlich, denn er blieb leblos in den Armen seines Sekundanten, der uns wohlmeinend zur Flucht antrieb, und mein Freund riß mich besinnungslos hinweg.

Herr von Wertheim schwieg. Tiefer Ernst lag auf der Stirn des Grafen, und Lehndorf bedeckte sein Gesicht mit der Hand, den Arm auf die Lehne des Sessels stützend. Nach kurzem Schweigen fuhr Wertheim fort: Alle unsere Handlungen nach der Flucht meiner Schwester waren in schmerzlicher Verzweiflung rasch auf einander gefolgt und Keiner hatte an einen bestimmten Plan verständig denken können. Wir fanden uns also auf der Landstraße mit sehr wenigem Gelde und den Kleidern, die wir an uns trugen. Wir spornten unsere Pferde an und wußten nicht wohin. So geriethen wir zufällig in ein Dorf und erfuhren, daß es zu Ihren Gütern gehöre und daß wir dem Herrenhause ganz nahe wären. Ich blieb in der Schenke, während Lehndorf einen kurzen Besuch bei Ihrer Mutter machte, um nach Ihnen zu fragen. Hier erfuhr er Ihren Aufenthalt und dieß gab unserer Flucht eine bestimmte Richtung. Ich war schlecht verbunden, aber wir eilten dessenungeachtet

vorwärts, ohne weder uns, noch unseren Pferden die nöthige Ruhe zu gewähren, und diese erlagen der Anstrengung. Zwei Stunden von hier mußten wir sie zurücklassen, und ich machte, obwohl zum Tode ermattet, trotz meiner Schwäche, den Rest des Weges mit meinem Freunde zu Fuß, und so kamen wir gestern bei Ihnen an, mit dem Plane, nach einiger Ruhe, dem Rathe und dem Troste eines Freundes gemäß, uns zu dem Korps von Schill zu begeben, um, wenn er uns nicht anders brauchen kann, als Gemeine unter ihm zu dienen, denn in diesem geht dem Vaterlande eine neue Sonne auf, und ich hoffe, wir werden Großes durch ihn erleben.

XIV.

Wertheim schwieg, und der Graf Robert sagte: Sie zweifeln wohl keinen Augenblick daran, daß ich alles aufbieten werde, was in meinen Kräften steht, um Ihre Pläne zu befördern, aber ich glaube, lieber Wertheim, Sie werden einige Tage ruhen müssen, ehe Sie daran denken können, weiter zu reisen, und dieß erfüllt mich mit Sorgen, denn wenn der Obrist wirklich geblieben ist, so muß man Verfolgung befürchten, und wie leicht können Sie hier entdeckt werden.

Im Grunde, sagte Wertheim finster, liegt mir wenig am Leben, und mein Freund Lehndorf ist gesund. Schaf-

sen Sie ihm also die Mittel fortzukommen, damit mir wenigstens der Trost bleibt, wenn ich untergehen muß, daß er lebt, um vielleicht in der Zukunft an der Rache Theil zu nehmen und den Feind bestrafen zu helfen, der uns, nachdem er unser Vaterland in den Staub getreten, unsere Ehre gekränkt hat, durch seine Satelliten unsere Bräute und Schwestern rauben und, so wie die öffentliche Ehre verletzt ist, auch die Familienehre mit Hohnlachen zu Grunde richten läßt.

Der Baron Lehndorf erklärte sich bestimmt, daß er den Freund nicht verlassen würde, und der Graf bat den Verwundeten, es zu erlauben, daß er seinem Oheim die Geschichte seines Unglücks mittheile, da ja doch nur durch ihn in seinem Hause kräftiger Beistand zu erlangen sei. Nur schwer ließ sich Wertheim überreden, seine Einwilligung zu dieser Mittheilung zu gewähren, denn sein von Natur heftiges und durch das öffentliche sowohl, als sein eignes Unglück erbitterte Gemüth war schwer von einmal empfangenen Eindrücken zu heilen, und was auch der Graf Robert sagen mochte, er schwieg düster dazu, und verlor den Verdacht und Widerwillen gegen den Oheim seines Freundes nicht ganz. Endlich überstimmt und überredet, mußte er die verlangte Einwilligung geben, und Graf Robert begab

sich zu seinem Oheim, um das Beste seines düstern, ungestümen Freundes zu berathen.

Der Graf beklagte den jungen Mann und war um so mehr zur Hülfe bereit, da er dem Staate einen kräftigen Krieger zu erhalten wünschte. Doch entschied er dahin, daß jede Maßregel aufgeschoben werden müsse, bis der Arzt zurück sei, um seine Meinung zu hören, wie bald der Verwundete sich neuen Anstrengungen unterwerfen könne. Es ward also beschlossen, um jede Neugierde der Bedienten zu unterdrücken, die bei etwaigen Nachforschungen nachtheilig werden könnte, zu verbreiten, der junge Mann sei durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt worden und müsse sich hier im Hause etwas erholen, ehe er weiter nach Warschau reisen könne, wie seine Absicht sei; und um allen Schein des Geheimnisses zu vermeiden, sollten die beiden Fremden der Familie des Grafen vorgestellt werden und in diesem Kreise scheinbar gleichgültig leben, bis der Arzt die Abreise erlauben würde. Der Graf Robert hatte es Anfangs zu erwähnen vermieden, daß der Herr von Wertheim derselbe sei, durch dessen ungestüme Hitze sein Oheim schon ein Mal war beleidigt worden. Er wollte erst die Unterstützung desselben für den jungen Mann in Anspruch nehmen und ihm dann dessen aus Vaterlandsliebe entstandenen Mißgriff bekennen. Im Eifer des Gesprächs aber vergaß er diesen

Vorsatz und hatte seinen Oheim verlassen, ohne ihm diesen Umstand zu vertrauen.

Zu seinem Freunde zurückgekehrt, fand er bei diesem den größten Widerwillen sich zu fügen, denn auf der einen Seite hielt ihn Scham und Verlegenheit zurück, sich einer Familie zu zeigen, bei der sein erstes Auftreten keinen vortheilhaften Eindruck konnte zurückgelassen haben, und dann war sein Mißtrauen gegen den Grafen, welches er freilich dem Verwandten desselben nicht zeigen durfte, keineswegs gehoben. Endlich mußte er einsehen, daß er, da sein böses Schicksal ihn zwang, gerade in diesem Hause Gastfreundschaft zu empfangen, wenigstens jetzt die Höflichkeit üben müßte, die sowohl die Sitte, als seine eigene Sicherheit forderte. Er ließ es also geschehen, daß der Graf Robert sowohl ihn, als seinen Freund Lehndorf mit Wäsche und Kleidern anständig versorgte, woran bei ihrer übereilten Flucht Keiner gedacht hatte, um dem Grafen und seiner Familie vorgestellt werden zu können. Als sie den Saal in dieser Absicht betraten, fiel es dem jungen Grafen ein, daß er es vergessen habe, seinen Oheim darauf vorzubereiten, daß er in der Person des Herrn von Wertheim keinen Unbekannten begrüßen würde, und er befürchtete unangenehme Folgen dieser Vergeßlichkeit.

Es war nicht zu verkennen, daß ein Schatten von Un-

muth über das Geſicht des Grafen flog, als ſein Blick dem des ihm vorgeſtellten Verwundeten begegnete. Die leiſe Hoffnung, daß er ihn nicht wieder erkennen würde, verließ den jungen Mann, Verlegenheit und Scham färbten ſein Geſicht mit dunkler Röthe, und drohten ihn aller Faſſung zu berauben.

Der Graf hatte bald das in ihm aufſteigende Gefühl beſiegt und ſagte höflich, wenn auch mit einiger Kälte: Da ich das Vergnügen habe, Herr von Wertheim, Sie bei mir zu ſehen, ſo muß ich glauben, daß Sie Ihre Anſichten über mich, die Sie bei unſerm erſten Zuſammentreffen ſo unverholen äußerten, geändert haben, und dieſe ſtillſchweigende Erklärung iſt mir im gegenwärtigen Augenblicke genügend, um jedes Mißverſtändniß zwiſchen uns aufzuheben. Der junge Mann wollte antworten, aber er ſtrebte vergeblich danach, Worte zu finden, ſo daß der Graf, mit ſeiner Verlegenheit Mitleid fühlend, ihn, ohne weitere Antwort zu erwarten, mit ſeinem Freunde den Damen vorſtellte.

Der Gräfin gegenüber, war der Zuſtand des jungen Mannes ebenfalls peinlich, denn die Erinnerung ſtieg in ihm auf, wie er dieſelben Frauen damals im Saale getroffen und ſie keines Grußes, kaum eines Blickes werth gehalten habe, als er im Schmerz über das öffentliche Unglück mit zu großer Rohheit den Grafen als Landesverräther behan-

delte. Er konnte also nur mit Mühe auf die Theilnahme, die ihm die Gräfin über seinen Unfall bezeigte, einige höfliche Worte antworten und war froh, als sich der Obrist Thalheim, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, seiner bemächtigte und ihn in ein Gespräch über die letzten Gefechte, über die beinah gänzliche Auflösung der preußischen Armee und über den Druck der Franzosen verwickelte.

Der Arzt war von seinen Krankenbesuchen zurückgekommen und man begab sich zur Tafel; aber die Stimmung war nicht so unbefangen, wie gewöhnlich. Die neuen Gäste nahmen nur mit Zurückhaltung an den Gesprächen Theil, und des Grafen Höflichkeit war förmlicher und kälter, als man es an ihm gewohnt war. St. Julien hatte sich mit unbefangener Heiterkeit der Gesellschaft angeschlossen, aber die beiden Freunde des jungen Grafen würden es wie einen Verrath an ihrer heiligen Sache betrachtet haben, wenn sie den Scherz eines Franzosen belächelt hätten, wenn auch ihr Herz nicht von so frischen Wunden geblutet hätte, wie dieß nach der Entführung der Schwester und Braut der Fall war. Es zog sich also bald nach aufgehobener Tafel Jedermann zurück, und der Graf erkundigte sich bei dem Arzte, ob er es für möglich halte, daß der junge Wertheim seine beabsichtigte Reise fortsetze.

Da der Arzt sah, daß der Graf im Geheimniß sei, so

gestand er offen, der junge Mann müsse wenigstens zwei Tage ruhen, wenn die Wunde sich nicht auf's Neue heftig entzünden solle, in welchem Falle der Kranke in Gefahr sei, den Arm zu verlieren. Der Graf richtete seinen Plan demgemäß ein und ließ seinen Vetter zu sich bitten. Es wurde nun beschlossen, daß der junge Gustav noch diesen Nachmittag mit einem leichten Jagdwagen und zwei guten Pferden aus dem Stalle des Grafen unter dem Vorwande abreisen solle, daß der Graf Robert diese leichte Equipage als ein Geschenk für seine Schwestern nach seinem Gute sende. Der junge Mensch sollte aber statt dorthin zwei Poststationen nach Warschau machen und dort in einer Schenke die Ankunft der Reisenden erwarten, denen er Wagen und Pferde zu ihrem Fortkommen zu überlassen habe. Er selbst solle denn ein Reitpferd einhandeln und damit zurückkehren. Die Reisenden sollten öffentlich auf dem Wege nach Warschau von Schloß Hohenthal abreisen und von der bezeichneten Station ab ihren Weg nach Berlin, oder wohin sie sonst wollten, richten, und man hoffte durch diese Einrichtung sowohl die Verfolger irre zu führen, als auch den Verdacht des Beistandes und der Mitwissenschaft von den Bewohnern von Hohenthal abzulenken. Der Graf Robert theilte seinen Freunden den entworfenen Plan mit, die, damit zufrieden, dankbar die Fürsorge des Freundes erkannten, nur hätten

sie gewünscht, sogleich abreisen zu können; die Verzögerung zweier Tage schien ihnen peinvoll. Der Graf Robert bat den jungen Gustav in Gegenwart seiner Gäste um die Gefälligkeit, diesen Auftrag zu übernehmen, weil es unmöglich sei, sich in einer so ernsthaften Sache jemandem zu vertrauen, auf dessen Verschwiegenheit man nicht mit Sicherheit rechnen könne. Der Jüngling bemerkte mit Dankbarkeit das Bestreben seines beschützenden Freundes, eine falsche Meinung seiner Gäste über ihn von ihm abzuwenden, und als er bereitwillig den Auftrag seines Freundes zu vollziehen versprach, überhäufte ihn dieser mit Danksagungen, in die der Verwundete sowohl, als der Baron Lehndorf herzlich einstimmten, und der Jüngling trat nach dem verabredeten Plan sogleich die Reise an.

Mit schmerzlichen Empfindungen hatte sich der junge Wertheim aus dem Gesellschaftssaale der Gräfin zurückgezogen. Er fühlte grollend die Kälte, mit welcher der Herr des Hauses ihn behandelte, und konnte sie doch innerlich nicht tadeln, denn mit Beschämung mußte er sich gestehen, daß sein früheres Betragen ihn nicht berechtigte, eine liebevolle Aufnahme zu fordern, und indem er gezwungen war, unter so drückenden Verhältnissen Hülfsleistungen in diesem Hause zu empfangen, die vielleicht sein Leben erretteten, betrachtete er St. Julien mit Unmuth und bemühte sich ge-

wissermaßen, einen Verdacht gegen den Grafen in seiner Seele fest zu halten, um sich nur nicht sein Unrecht in seiner ganzen Größe eingestehen zu müssen. Traurig blickte er also auf den zierlichen Wagen, auf die schönen muthigen Pferde nieder, mit denen eben der Jüngling Gustav abreiste, zum Abschiede noch freundlich hinauf grüßend, worauf ihm Graf Robert noch mit zärtlicher Besorgniß Warnungen zurief, die der junge Mensch lächelnd beantwortete, indem er aus dem zierlichen Kabriolet mit sicherer Hand die edeln Rosse lenkte und wie im Fluge den Hof verließ.

Trübe schlichen die Stunden vorüber, der Herbst war schon weit vorgerückt, feuchte Nebel senkten sich hernieder und die Natur bot dem bekümmerten Gemüthe keinen Trost, so daß nur gesellige Vereinigung Aufheiterung gewähren konnte. St. Julien kam, um die Freunde zu einer solchen Vereinigung einzuladen. Er machte dem Grafen Robert Vorwürfe, daß er den jungen Gustav hatte abreisen lassen. Wir werden uns außerdem bald genug trennen müssen, sagte er, Du hättest doch gewiß einen andern finden können, der Deine Aufträge zu erfüllen im Stande wäre. Auch die Damen sind böse, daß Du unsern lieben Kapellmeister entfernt hast, und es wird ohne ihn schlecht mit der Musik gehen, und Du, nimm es nicht übel, Du bedarfst ihn am meisten. Er kehrt ja in wenigen Tagen wieder, sagte der Graf lächelnd.

Lieber Freund, erwiederte St. Julien ernsthaft, wenn man nur noch wenige Wochen zu leben hat, dann sind einige Tage viel. Du weißt, wir müssen uns bald trennen, und Gott weiß, wohin dann mich das Schicksal führt. Es scheinen sich neue Gewitter im Süden zusammen zu ziehen, und mir blutet das Herz, wenn ich denke, daß wir, die wir hier so glückliche Tage mit einander leben, uns nun trennen und vielleicht niemals wiedersehen, denn wer kann mit Bestimmtheit wissen, ob ich aus den Kämpfen, die sich zu entwickeln drohen, lebend wiederkehre.

Der Graf Robert drückte schweigend die Hand des jungen Mannes, indem er liebevoll in die dunkeln Augen blickte, die mit Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren, und der junge Wertheim sagte in der übereilten Hoffnung, daß sich vielleicht ein Krieger von Napoleons Sache abtrünnig machen ließe: Wenn Sie Ihre deutschen Freunde so lieben, wie Ihre Worte zeigen, warum verlassen Sie denn nicht die Sache des Weltunterdrückers und ersparen Sich einen Schmerz, den ich natürlich finde, und die späte Reue, zum Verderben der Welt mitgewirkt zu haben?

Beleidigt blickte St. Julien auf, doch die Flamme des Zornes verschwand, als sein Auge auf das bleiche Gesicht des Verwundeten sich richtete, und er erwiederte lächelnd: Es wäre unpassend, wenn ich in diesem Augenblicke Gewicht

auf den Ruhm legen wollte, der die französischen Waffen umgiebt, und der allein hinreichend wäre, Frankreichs Krieger an ihren großen Feldherrn zu fesseln; aber ich frage Sie, Herr von Wertheim, wenn ich so glücklich wäre, von Ihnen sehr geliebt zu werden, ob Sie in dieser Neigung, wie mächtig sie auch wäre, einen Grund finden könnten, Ihren König, Ihr Vaterland, Ihre Sache zu verlassen, wenn sich alle Braven um Ihre Fahnen sammeln? Auch denken meine deutschen Freunde zu gut von mir, fuhr er etwas empfindlich fort, als daß sie einen solchen Schritt je auch nur für möglich gehalten hätten.

Ein allgemeines Schweigen folgte auf diese Worte, die nicht dazu dienten die Gemüther einander zu nähern, und der Graf Robert erinnerte endlich, daß es Zeit sei, sich in den Saal zu begeben, wohin ihn alle drei Freunde etwas mißmüthig begleiteten. Die Hausgenossen waren schon versammelt, und man nahm um so lieber zur Musik seine Zuflucht, da sich ein heiteres Gespräch diesen Abend nicht wollte durchführen lassen, weil Keiner recht mit sich und dem Andern zufrieden war.

Während des ersten Quartetts trat der Prediger ziemlich geräuschvoll in den Saal, und man sah es ihm an, daß er mit Ueberwindung den Schluß der Musik erwartete, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das ihm wichtiger als alle

Musik der Welt schien, nnd sein Bestreben, sich dem Grafen zu nähern, war so auffallend, daß selbst Emilie während des Gesanges sich dadurch gestört fühlte und dem Ende zueilte, ohne wie sonst mit innerer Lust alle Kunst des Vortrages zu entfalten und ihr Gefühl in Tönen sich wiegen zu lassen.

Man hatte auch kaum geendigt, als die auffordernde Miene des Geistlichen den Grafen nöthigte aufzustehen und sich ihm zu nähern, worauf dieser ein scheinbar gleichgültiges Gespräch anknüpfte, indem er mit dem Grafen durch den Saal ging und dann, wie er glaubte, unbemerkt ihn hinweg nach einem entlegenen Zimmer führte. Als sie dieß erreicht hatten, ging der Prediger einige Mal auf und nieder, und der Graf brach endlich das Schweigen, indem er sagte: Sie haben vermuthlich etwas zu berichten, das nicht angenehmer Natur ist, denn sonst würden Sie, Herr Prediger, nicht so lange mit der Mittheilung zögern.

Wenigstens sonderbar ist es, erwiederte der Geistliche, und ich befürchte, Sie werden von mir glauben, daß ich mich in Ihre Familienangelegenheiten einzumischen suche, und doch konnte ich es, vermöge meines Amtes, nicht ablehnen, da ich ersucht wurde, meine Kräfte anzuwenden, um Frieden zu stiften und wo möglich zu vereinigen, was so lange schon unnatürlich entzweit ist.

Wie verstehe ich das? fragte der Graf mit finstrer Stirn.

Ich will es zugeben, sagte der Geistliche mit so mildem Tone, wie er ihn nur von seiner scharfen Stimme erzwingen konnte, daß der Bruder Ihrer Frau Gemahlin Unrecht gegen seine Schwester geübt hat. Er gesteht dieß selbst ein mit herzlicher Reue, aber sollen deßhalb Geschwister einander ewig zürnen? Beten wir nicht täglich: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben. Und soll dieß ein leeres Wort bleiben, bei dem unsere Herzen nichts empfinden?

Lassen wir das, Herr Prediger, sagte der Graf kurz und finster; ich bitte Sie, diese Seite nie mehr zu berühren.

Der Graf wollte nach diesen Worten zur Gesellschaft zurückkehren, der Prediger aber hielt ihn zurück, und indem er den Ton des Seelsorgers fallen ließ, sagte er im Tone des Geschäftsfreundes: Gönnen Sie mir noch einen Augenblick, ich habe meine Pflicht gethan, indem ich die Versöhnung der Geschwister versuchte, worauf ich nie gekommen wäre, wenn ich nicht den bestimmten Auftrag dazu hätte.

Und Wer, fragte der Graf, mischt sich in meine Familienangelegenheiten? Wer kann Ihnen einen solchen Auftrag gegeben haben?

Wer anders, erwiederte der Pfarrer lächelnd, als der, dem die Versöhnung am Meisten am Herzen liegt.

Wie, rief der Graf mit Erstaunen, der Baron Schlebach?

Ihr Herr Schwager, ja, versetzte der Pfarrer mit schlauem Lächeln.

Niemals, erwiederte der Graf mit Heftigkeit, darf er auch nur die leiseste Annäherung erwarten; und ich kann die Hartnäckigkeit, mit der er darauf besteht, nicht achten. Ich bitte Sie, ihm dieß so deutlich zu machen, daß er es einsehen muß. Wählen Sie dazu Worte, welche Sie wollen, nur befreien Sie mich und seine arme Schwester von einer Zudringlichkeit, die für uns unerträglich ist.

Hören Sie mich, sagte ernsthaft der Geistliche, den die große Heftigkeit des Grafen in Verwunderung setzte. Es ist ganz unmöglich, daß Sie den Baron Schlebach nicht sprechen; Sie würden dadurch Auftritte veranlassen, die Ihnen, wie ich Sie kenne, im höchsten Grade widrig sein würden.

Wie kommen Sie mit diesem Menschen in Verbindung? sagte der Graf noch immer sehr entrüstet. Ohne mein Zuthun, erwiederte der Pfarrer. Der alte Lorenz brachte ihn heute zu mir, indem er zu mir mit seiner gewöhnlichen Heuchelei sagte, da ich von Gott dazu bestimmt sei, die Irrenden auf den rechten Weg zu leiten, so habe er dem Herrn Baron gerathen, sich an mich zu wenden, damit er den Frieden seiner Seele wieder gewänne und in Eintracht mit seiner Familie leben könne, denn ihm nage es das Herz ab,

wenn er sehen müsse, wie seinen verehrten Freund, den Herrn Baron, der Kummer darüber verzehre, daß sich diejenigen, die Gott ihm so nahe gestellt habe, so fern von ihm hielten. Der Baron sprach weniger von Gott zu mir, sondern sagte mir bloß, Herr Lorenz habe ihm versichert, daß ich der Freund Ihres Hauses sei, und da mein Amt es mir zur Pflicht mache, die Gemüther der Menschen zu versöhnen, so werde ich, wie er hoffe, gewiß auf das Bereitwilligste ihm eine Unterredung mit Ihnen auszuwirken suchen, die vielleicht eine Versöhnung zwischen lang getrennten Geschwistern herbeiführen könne, um so mehr, da er bereit sei, jedes Unrecht gegen seine Schwester einzugestehen und sie deßhalb um Verzeihung zu bitten. Dieß alles wurde sehr höflich gesagt, aber er fügte hinzu: Sagen Sie meinem Schwager, daß ich ihn durchaus sprechen muß, und wenn er eine Unterredung, die ich, wie Sie selbst sehen, mit Vorsicht einleite, nicht bewilligen will, so bin ich entschlossen, nach Schloß Hohenthal zu gehen, um ihn aufzusuchen, und er kann meinen Anblick nur dann vermeiden, wenn er den nächsten Verwandten seiner Gemahlin mit Gewalt von seiner Schwelle treiben läßt.

Was kann der Mensch von mir wollen? rief der Graf entrüstet, welch neues Unglück will er durch seine Gegenwart hervorrufen?

Bewilligen Sie ihm die Unterredung, sagte der Pfarrer besänftigend. Ich habe ihn gebeten die Nacht bei mir zu bleiben, dann kann er morgen früh hieher kommen, und Sie sprechen ihn erst allein und bestimmen, ob er sich Ihrer Frau Gemahlin nähern soll.

Hieher nicht, rief der Graf noch immer sehr aufgeregt, hierher darf er nicht kommen, die Gräfin darf ihn nicht in ihrer Nähe ahnen. Der unglückliche Frevler, er kennt nicht einmal den Umfang seiner Schuld. Der Graf schwieg plötzlich, denn mitten in seiner Leidenschaftlichkeit bemerkte er den aufmerksam lauernden Blick des Predigers, der zu erwarten schien, daß im Drang verschiedener schmerzlichen Empfindungen der Graf jede Zurückhaltung aufgeben und ihm die Quelle der Leiden zeigen würde, die er oftmals in einer Familie wahrgenommen hatte, die von außen so glücklich schien.

Ein kurzes Schweigen war entstanden. Endlich sagte der Geistliche, ein wenig über die getäuschte Hoffnung verstimmt: So sprechen Sie ihn bei mir, wenn Sie ihn hier nicht sehen wollen, denn, glauben Sie mir, sprechen müssen Sie ihn durchaus, wenn nicht ärgerliche Auftritte entstehen sollen.

Nach einigem Nachdenken sagte der Graf mit ruhiger Fassung: Ich nehme dankbar Ihr Anerbieten an und bitte Sie die Sache so zu leiten, daß der Gräfin die Nähe ihres Bruders wo möglich verschwiegen bleibt. Auch ich hätte gern

ein Zusammentreffen vermieden, das nicht erfreulich sein kann; indeß auch solche Dinge gehören zu den Bürden des Lebens, die ein Mann muß ertragen können.

Der Prediger gelobte von seiner Seite Verschwiegenheit, doch bemerkte er gegen den Grafen, daß der Baron mit dem alten Lorenz gekommen sei, der um so weniger eine Zusammenkunft, die er eingeleitet habe, verschweigen würde, wenn er wüßte, daß man dieß wünsche. Der Graf gab ihm Recht, und Beide wunderten sich darüber, daß der Baron mit dem Alten in einer Vertraulichkeit lebe, die unziemlich genannt werden konnte, da ihn nur niedrige Gründe bestimmt haben konnten, sich einem Trunkenbolde vertraulich zu nähern, von dem er durch Erziehung und Bildung und Gründe aller Art entfernt gehalten werden sollte.

Der Graf kehrte jetzt mit dem Prediger scheinbar ruhig zu der Gesellschaft zurück und sagte, indem er dem ängstlichen Blicke der Gräfin begegnete, mit heiterem Lächeln: Der Herr Prediger hatte mir Mancherlei über die Gemeinde mitzutheilen; aber nicht wahr? setzte er hinzu, indem er ihm die Hand bot, wir werden gemeinschaftlich alle Uebel abwenden. Gewiß, antwortete der Pfarer lächelnd, das Schwerste haben Sie ja schon gethan.

Die Gräfin, die durch die lange Abwesenheit ihres Gemahls und des Predigers beunruhigt worden war, glaubte

nach diesem heiteren, gleichgültigen Gespräch, daß nichts Bedeutendes vorgefallen sein könnte, und wollte sich der Unterhaltung wieder hingeben, aber es war diesen Abend kein Leben in die Gesellschaft zu bringen. Der Graf war innerlich mit der Unterredung beschäftigt, die am folgenden Tage Statt finden sollte. Die Gäste des Grafen Robert waren, von Kummer und Mißtrauen gedrückt, zu keiner harmlosen Theilnahme an der Unterhaltung zu bewegen, so daß man zuletzt zu den Karten seine Zuflucht nahm, womit der Prediger besonders zufrieden war.

Da der Baron Lehndorf, sein Freund Wertheim und der Prediger die Parthie des Obristen Thalheim machten, so redete der Pfarrer den Verwundeten oftmals an und nöthigte ihn die verabredete kleine Fabel zu wiederholen, daß er nämlich mit dem Pferde gestürzt sei und sich den Arm beschädigt habe, welcher Unfall ihn genöthigt, das Vorwort seines Freundes zu benutzen, um die Gastfreundschaft hier in Anspruch zu nehmen, wo er zugleich so glücklich gewesen sei, den Beistand des Herrn Doktors für seinen Arm benutzen zu können. Und davon haben Sie mir nichts gesagt, sagte der Prediger, indem er einen scharfen Blick auf den Arzt richtete, der dem Spiele zusah. Der überraschte Freund wurde roth und sprang einen Schritt zurück, drückte dann die Augen zu und sagte, vor Verlegenheit blinzelnd: Es ist

eine unbedeutende Beschädigung, es war nicht der Mühe werth darüber zu sprechen.

Der Prediger erwiederte nichts weiter, richtete aber noch einige gleichgültige Fragen über das französische Militair an den Baron Lehndorf und seinen Freund, und spielte ruhig seine Parthie zu Ende. Nach dem Abendessen nahm er den Arzt am Arme und schlug ihm vor, noch eine Pfeife Tabak in seinem Zimmer zu rauchen, welches dieser nicht ablehnen konnte, und so trennte sich die Gesellschaft, weil ein Jeder sich danach sehnte, sich seinen Gedanken ungestört überlassen zu können.

Nachdem der Prediger im Zimmer des Arztes mit großer Gelassenheit seine Pfeife in Ordnung gebracht, gestopft und angezündet hatte, lud er seinen Freund ein, seinem Beispiel zu folgen, woran dieser noch nicht gedacht hatte, denn ihm war heute die Aussicht, daß der Geistliche noch lange könne bei ihm verweilen wollen, nicht angenehm, weil er sich gern losmachen und seine Pflicht erfüllen wollte; denn die Wunde des Herrn von Wertheim mußte noch verbunden werden, und er wollte den jungen Mann nur ungern noch länger die Ruhe der Nacht entbehren lassen.

Also, fing der Prediger das Gespräch an, den Rauch aus seiner Pfeife in die Höhe blasend, der Herr von Wert-

heim ist mit dem Pferde gestürzt und dadurch ist er verwundet worden?

Unbedeutend, erwiederte der Arzt, er wird bald hergestellt sein und seine Reise fortsetzen können.

Und nach Warschau will er? fragte der Prediger weiter.

So höre ich, sagte sein ängstlich werdender Freund.

Lieber Doktor Lindbrecht, erwiederte hierauf der Geistliche lächelnd, Sie haben durchaus kein Talent zum Lügen. Das müssen Sie besser lernen, wenn Sie mich hintergehen wollen. Ich will Ihnen jetzt sagen, wie die Sache zusammenhängt. Ihr Kranker ist im Duell mit einem französischen Obristen verwundet worden, der noch übler weggekommen ist, denn an seinem Aufkommen wird gezweifelt, und der Divisions-General hat der Gemahlin des Obristen versprochen, den Mörder desselben auf's Nachdrücklichste zu verfolgen, deßwegen thun Sie gut, wenn Sie Ihrem Patienten rathen, seine Genesung nicht hier abzuwarten, und Sie müssen den Ruhm ihn herzustellen schon einem Andern überlassen.

Der Arzt betrachtete seinen Freund mit weit geöffneten Augen, blieb eine Zeit lang sprachlos vor Erstaunen und rief dann: Sie haben einen Dämon, der Sie lehrt in die Tiefe eines jeden Geheimnisses zu blicken, denn auf gewöhnlichen Wegen können Sie unmöglich Alles erfahren.

Sie sehen, ich habe meine Nachrichten, erwiederte der

Prediger selbstgefällig lächelnd, und Sie sehen auch, daß das zuweilen nicht so übel ist, denn man kann unbesonnenen Leuten dienen, wenn man wohl unterrichtet ist.

Noch stand der Arzt in Staunen verloren über die unbegreifliche Klugheit seines Freundes, als die Thüre geöffnet wurde und der Graf Robert eintrat, der mit einiger Verlegenheit den aufgeregten Arzt und den gelassen rauchenden Prediger betrachtete. Sie sehen nach, hob der Letztere schalkhaft lächelnd an, ob Sie unsern Freund, den Doktor, noch nicht allein finden, damit er die Wunden des Herrn von Wertheim endlich verbinde.

Nicht ich, rief der Arzt heftig vorspringend und die Hand auf die Brust legend, nicht ich habe den Verrath begangen. Er weiß unser Geheimniß, aber, welcher Dämon es ihm verrathen, ist mir unbekannt.

Sein Sie ruhig, sagte der Prediger ernsthaft, und gebehrden Sie sich nicht so wunderlich. Ich habe von Reisenden zufällig erfahren, daß ein französischer Obrist von einem verabschiedeten preußischen Offizier schwer verwundet worden ist.

Also lebt der Obrist, rief der Graf in freudiger Ueberraschung, jede Zurückhaltung aufgebend. Er lebte noch vorgestern, erwiederte der Geistliche. Die Aerzte sollen aber sein Aufkommen bezweifeln und der Divisions-General die heftigste

Verfolgung der Flüchtlinge beabsichtigen. Deßhalb rathe ich Ihnen, Ihre Freunde so bald als möglich fortzuschaffen und nicht eine Minute länger, als es nöthig ist, zu zaudern.

Der Graf dankte dem Prediger und eilte, seinem Oheime die Nachrichten, die er eben erhalten hatte, mitzutheilen, worauf Dubois gerufen wurde, der alsbald wieder die Zimmer des Grafen verließ, um Postpferde für den folgenden Morgen um fünf Uhr zu bestellen. Der Arzt hatte die Wunde des Kranken eben verbunden, als der Graf Robert zu diesem eintrat, ihm die Nothwendigkeit anzuzeigen, schon den andern Morgen zu reisen. Wertheim war mit dieser Anordnung zufrieden, denn er fühlte sich gedrückt unter dem Dache des Grafen. Der Arzt theilte ihm hierauf noch, ehe er sich zurückzog, die nöthigen Verhaltungsregeln für die Reise mit, versprach auch um vier Uhr die Wunde noch ein Mal zu verbinden und kehrte dann zum Prediger zurück, den er noch rauchend auf seinem Zimmer fand, und der nun auch mit dem übermüthigen Rathe von ihm schied, in der Zukunft das unnütze Bestreben ihm etwas zu verheimlichen aufzugeben.

XV.

In der Dämmerung des Morgens hielt eine schlechte Postchaise auf dem Hofe und der Baron Lehndorf bestieg sie

mit seinem Freunde, nachdem dieser aus den Händen des Arztes befreit war, der dieß Mal seinen Verband noch sorgfältiger als gewöhnlich aufgelegt hatte, damit die Anstrengung der Reise die Wunde so wenig als möglich erhitzen möge. Ein kleiner Mantelsack war gepackt worden, der die nöthigsten Gegenstände enthielt, mit denen der Graf Robert die scheidenden Freunde versorgte. Eine Summe Geldes hatte er ihnen ebenfalls eingehändigt, die ihre nächste Zukunft sicherte, und ob sie ihm gleich herzlich dankten, so empfingen sie doch seine Hülfe ohne Beschämung, da er zu ihrer Verbrüderung gehörte und es die Pflicht eines jeden Mitbruders war, aus allen Kräften die Glieder des Bundes zu unterstützen, die eben Hülfe bedurften.

Da die Freunde aus sicheren Quellen wußten, daß Schill in Berlin erwartet wurde, so beschlossen sie, sich ebenfalls dahin zu begeben, und der Graf Robert hatte ihnen versprochen, dort wieder mit ihnen zusammen zu treffen, da auch er zunächst die Hauptstadt besuchen wollte und die Abreise dahin immer nur verzögert hatte, weil er sich vor dem Schmerze der Trennung fürchtete. Die beiden scheidenden Freunde hatten beinah die ganze Nacht dazu angewendet, ihn zu überreden, sich ebenfalls, wie sie es beschlossen hatten, an Schill anzuschließen. Der Graf aber war dem seinem Oheim gegebenen Worte treu geblieben, dem er feierlich ver-

sprochen hatte, nichts übereilt zu beschließen und jedes Unternehmen vorher streng zu prüfen, ehe er sich zur Theilnahme bereit zeigte. Deßhalb blieb er standhaft dabei, den Freunden zu versichern, daß er, wenn ihm in der Nähe Alles so sicher und vortheilhaft für die gute Sache erscheinen sollte, wie es ihnen in der Ferne vorkäme, dann keinen Anstand nehmen würde, sich mit ihnen zu vereinigen.

Diese sehr bedingte Zusicherung war den Freunden keineswegs angenehm und sie beklagten in dieser Rücksicht ihren zu kurzen Aufenthalt auf Schloß Hohenthal, weil sie meinten, der Graf Robert würde ihrer Ansicht haben weichen müssen, wenn sie Zeit gehabt hätten öfter auf den Gegenstand zurück zu kommen. Doch trösteten sie sich damit, daß in Berlin der Anblick der Schaar begeisterter Krieger, die den heldenmüthigen Anführer umgab, auch die Seele des kälteren Freundes entzünden und ihn bestimmen würde, durch einen kühnen Entschluß in ihre Mitte einzutreten.

Die Gräfin wunderte sich über die schnelle Abreise seiner Freunde, als der Graf Robert sie ihr beim Frühstück anzeigte. Doch fand sie es natürlich, daß der Herr von Wertheim einen Aufenthalt zu verlassen eilte, der ihm unangenehme Erinnerungen aufdrängte, und sie beklagte nur, daß vielleicht seine Gesundheit durch die zu große unnütze Eile leiden könne.

Der Graf meinte, in der Jugend habe man viele Lebenskraft und könne großen Beschwerden Trotz bieten. Er selbst könne die Abreise der beiden Freunde nur loben und würde an ihrer Stelle eben so gehandelt haben.

Man fand nichts Ungewöhnliches darin, als nach dem Frühstück der Graf sein Pferd zu satteln befahl, weil er dem Prediger einen Besuch machen wollte, mit dem er, wie er sagte, manche die Gemeinde betreffende Gegenstände zu berathen habe, und die Gräfin ahnte nicht, als sie ihm nachblickte, indem er von dem Hofe hinunter ritt, welcher Zusammenkunft er entgegen eilte.

Im Hause des Predigers war er schon mit Ungeduld erwartet worden, denn dem Hausherrn wurden seine Gäste überaus lästig, weil der alte Lorenz unter dem Schirme seines vornehmen Freundes den Prediger mit einer beleidigenden Vertraulichkeit quälte, die dieser nicht zurückzuweisen verstand und sich auch nicht geneigt fühlte zu ertragen. Er eilte also dem Grafen, so wie er ihn erblickte, vor die Thür seines Hauses entgegen und bewillkommnete ihn mit herzlicher Freude.

Der Graf erwiederte diese freundliche Begrüßung in merklicher Spannung, und die Eile, mit welcher er eintrat, zeigte deutlich, daß er die ihn erwartende peinliche Unterredung so bald als möglich zu beendigen wünschte. Als er

das Wohnzimmer des Pfarrers erreicht hatte, trat ihm der Baron Schlebach mit verbindlicher Freundlichkeit entgegen und wollte ihn mit der Vertraulichkeit eines Verwandten umarmen. Der Graf wich diesem Zeichen der Freundschaft durch eine höfliche, kalte Verbeugung aus und sagte, indem er einen strengen, verächtlichen Blick auf den alten Lorenz richtete: Da Sie mich wahrscheinlich allein und ungestört zu sprechen gewünscht haben, so denke ich, bitten wir beide den Herrn Prediger, daß er Ihrem Begleiter einen schicklichen Ort, Sie zu erwarten, anweisetz er wird uns diese Gefälligkeit nicht abschlagen, da er schon so gütig gewesen ist, uns dieß Zimmer für eine kurze Zeit zu überlassen und hier eine Zusammenkunft zu gestatten, die Ihnen unvermeidlich scheint.

Der Baron fügte sich dem Wunsche des Grafen, und der alte Lorenz hatte in der Gegenwart des Letzteren nicht den Muth, seine Unverschämtheit fortzusetzen. Er verließ also das Zimmer, und auch der Prediger fühlte, daß er der Unterredung zwischen den beiden, sich so seltsam gegenüberstehenden Verwandten schicklicher Weise nicht beiwohnen könne; auch er verließ also das Gemach, obwohl mit zögerndem Schritte, indem seine natürliche Neugierde ihn wie ein Magnet festhalten zu wollen schien.

So waren denn nun die beiden Verwandten allein,

und ein fragender Blick des Grafen lud den Baron zum Sprechen ein, der noch immer lächelnd schwieg, weil er, wie es schien, die rechten Worte suchte, um diese seltsame Unterredung zu eröffnen. Der Graf hatte also Zeit ihn zu betrachten und sich zu erinnern, daß der Baron in der Blüte der Jugend ein auffallend schöner Mann gewesen war. Jetzt hatte freilich die Zeit und mehr vielleicht noch ein unregelmäßiges Leben die herrliche Gestalt zerstört; aber immer noch leuchteten dem Grafen die schönen dunkeln Augen entgegen, die ihn an seine Gemahlin erinnerten, obwohl ein wilderes Feuer darin brannte. Die hohe, freie Stirn wurde durch die Beweglichkeit der Augenbraunen verunstaltet, und das süßliche Lächeln, welches den feinen Mund fortwährend umschwebte, gab diesem einen Zug von spöttischer Falschheit; aber dennoch machte noch jetzt die Persönlichkeit des Barons einen angenehmen Eindruck, der durch seine schöne, weiche und doch männliche Stimme erhöht wurde, als er endlich zu sprechen begann, so wie die edeln Gebehrden eine gute Erziehung und das Leben in der feinen Welt bewiesen.

Es ist wohl seltsam, hob der Baron mit scheinbarer Freimüthigkeit an, daß ich heute zum ersten Male das Glück habe, Ihnen als Verwandter gegenüber zu stehen, obgleich Sie schon so lange mit meiner einzigen Schwester verbun-

den sind und man glauben sollte, daß nach dieser Verbindung unser natürliches Verhältniß zu einander das, in dem Brüder gegen einander stehn, wäre.

Es drängt sich uns im Leben, erwiederte der Graf, oft die Erfahrung auf, daß wir uns den Banden, welche die Natur zu knüpfen scheint, dennoch entziehen müssen, wie beklagenswerth uns auch diese Nothwendigkeit erscheinen mag.

Aber ist es möglich, sagte der Baron mit einschmeichelndem Lächeln, daß meine Schwester einen Groll so lange nähren kann, daß die vernünftigere Ansicht des Gemahls nicht im Stande sein sollte, ihn zu besiegen? Ich kann nicht glauben, daß sie einen so hohen Werth auf einige Summen legen sollte, die ich, ich gestehe es, von ihrem ersten Gemahl empfing und bei dem besten Willen nicht zurück geben konnte.

Wenn meine Gemahlin, versetzte der Graf mit höflicher Kälte, Gründe hat, jede Annäherung zu vermeiden, und lieber das lieblose Urtheil der Welt über sich ergehen läßt, die sie schonungslos genug tadelt, daß sie dem Wunsche des einzigen Bruders entgegen in dieser Zurückgezogenheit beharrt, so kann ich Ihnen wenigstens die Versicherung geben, daß diese Gründe nicht so niedriger Art sind.

Sollte denn also ihr Herz, sagte der Baron mit den weichsten Tönen seiner sanften Stimme, sich auf immer

feindlich gegen mich geschlossen haben, weil sie glaubt, daß ich freventlich, unkindlich unsere arme Mutter Preis gegeben habe? Ach, könnte sie sich nur entschließen mich zu hören, sie würde dann auch dieß gewiß milder beurtheilen und mein Unglück vielleicht beklagen, wenn ich es auch durch Leichtsinn selbst veranlaßt haben sollte.

Meine Gemahlin, antwortete der Graf, hat jeden Anspruch darauf, Ihre Handlungen zu beurtheilen, längst aufgegeben, und wenn sie sich außer dem Bereiche schmerzlicher Erinnerungen zu halten wünscht, so ist dieß, um den Frieden ihres Lebens zu bewahren, nothwendig, ohne von feindlichen Gesinnungen zu zeugen.

Sie gewähren mir einen großen Trost, sagte der Baron mit scheinbarer Herzlichkeit, indem er dem Grafen die Hand bot, die dieser, wenn er nicht geradezu beleidigen wollte, nehmen mußte; denn Sie geben mir die Versicherung, daß ich von meiner Schwester nicht gehaßt bin, und so darf ich denn nun mit größerer Zuversicht die Hoffnung einer endlichen Versöhnung hegen.

Ich bitte Sie, entgegnete der Graf mit großem Ernst, jeden Gedanken an eine Annäherung gänzlich aufzugeben. Hat das Leben Ihrer Schwester den geringsten Werth für Sie, so werden Sie sich dieser Nothwendigkeit um so eher fügen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie auf das Haupt dieser

Unglücklichen ein Schicksal geladen haben, vor dem Sie vielleicht selbst schaudern würden, wenn Sie es in seinem ganzen Umfang kennen sollten. Wenn Sie aber trotz dieser Erklärung annähernde Schritte noch für angemessen halten, so muß ich noch hinzufügen, daß ich solche wie eine offenbare Feindseligkeit gegen mich betrachten würde, der ich auf gleiche Weise dann begegnen müßte.

So wäre diese Hoffnung vorüber, sagte der Baron seufzend, und ich scheide völlig verarmt im Herzen aus meinem Vaterlande. Sie sehen nur mein Unrecht, aber nicht meine Schmerzen. Sie wollen Ihre Gemahlin vor unangenehmen Eindrücken bewahren und beachten es nicht, wenn Sie das Herz des Bruders zerreißen. Doch es sei, Sie ahnen nicht das Gefühl der Verzweiflung, mit dem ich von Ihnen scheide, da ich in der Hoffnung kam, das Herz meiner geliebten Schwester zu rühren, und durch diese Versöhnung nicht bloß diese wieder zu gewinnen glaubte, sondern auch einen edeln Verwandten, einen brüderlichen Freund. Alle diese Träume sind vernichtet und ich muß freudlos, wie ich es begann, das traurige Leben enden.

Beide schwiegen eine Zeit lang, endlich sagte der Graf: Da die Absicht, aus welcher Sie diese Zusammenkunft wünschten, nicht erreicht werden kann, so werden Sie selbst es am Besten finden, wenn wir nun friedlich scheiden, da ich nicht

glaube, daß Sie mir noch sonst etwas zu sagen haben können.

Freilich, sagte der Baron, indem er wie aus tiefem Sinnen auffuhr, scheiden müssen wir, und ich kann Ihnen nichts mehr sagen. Und doch, fuhr er, wie sich besinnend, fort, warum sollte ich jetzt nicht über ein Geschäft wie ein Edelmann zum andern mit Ihnen sprechen können, obgleich es meine Absicht war, auch dieß freundlich und liebevoll, wie es zwischen Verwandten sich ziemt, zu behandeln.

Ich stehe zu Befehl, sagte der Graf mit höflicher Kälte.

Sie wissen, erwiederte der Baron, anmuthig lächelnd, daß unser Vaterland so gut wie vernichtet ist und daß die ungeheuern Lasten, die jeden einzelnen bedrücken, der nicht unermeßlich reich ist, wie Sie, schon viele kleinere Gutsbesitzer vermocht haben, ihr Eigenthum dem Staate gänzlich zu überlassen, weil es nicht möglich war die Forderungen dieses Staates zu befriedigen.

Ich weiß, antwortete der Graf seufzend, daß das Grundeigenthum beinah allen Werth verliert, weil der Druck der Abgaben nicht gemildert werden kann, so lange die Franzosen im Lande bleiben.

Nun, dann möchte er noch ziemlich lange anhalten, sagte der Baron mit schlauem Blick, und selbst Ihr großer Reichthum könnte am Ende nicht ausreichen.

Mein Reichthum ist bei Weitem nicht so groß, wie Sie zu glauben scheinen, erwiederte der Graf trocken. Ich habe seit vielen Jahren von meinen Einkünften jährlich etwas zurückgelegt, und diese so ersparten Summen setzen mich nun in den Stand, die nothwendigen Forderungen des Vaterlandes zu befriedigen, ohne mein Vermögen zu zerstören, wie es andere, minder Beglückte leider müssen.

Das ist es ja, was ich meine, versetzte der Baron mit etwas spöttischem Lächeln. Sie haben mit bewunderungswürdiger, ja mit beneidenswerther Vorsicht die sieben fetten Kühe benutzt und können nun großmüthig die sieben magern ernähren.

Ich weiß nicht, sagte der Graf empfindlich, ob das Gespräch, wie wir es jetzt führen, die Einleitung eines Geschäftes sein kann, und ob es nicht besser wäre zu scheiden, ohne uns gegen einander zu verstimmen?

Ich denke, erwiederte der Baron, daß Sie mir, ehe wir uns trennen, noch das Zeugniß geben werden, daß ich wenigstens mein Schicksal mit Gleichmuth trage, denn auch ich bin einer der minder Beglückten, die ihr Eigenthum aufgeben müssen, um das wankende Vaterland zu unterstützen, und ich wollte nach der gelungenen Versöhnung Ihnen als Ihr Freund und nächster Verwandter meine Güter zum Verkauf anbieten. Da die Versöhnung leider gänzlich miß-

lungen ist, so biete ich Ihnen den Handel an, wie ein Edelmann dem andern.

Sie wissen wohl selbst, sagte der Graf, daß es im gegenwärtigen Augenblicke beinah unmöglich ist, Güter zu kaufen, weil nicht allein die Aufbringung der Kaufsumme Verlegenheit hervorbringt, sondern weil man dadurch die Last der Abgaben so steigert, daß man davon erdrückt werden muß; also werden Sie es natürlich finden, wenn ich jeden Antrag der Art ablehne.

Ich weiß nicht, erwiederte der Baron höflich, ob Sie nicht diese abschlägliche Antwort zurücknehmen, wenn Sie die Sache von allen Seiten überlegt haben werden. Jedermann weiß, daß Sie Ihr großes Vermögen zu dem edeln Zwecke benutzen, alle Hülfsbedürftige zu unterstützen, daß Sie bei dieser löblichen Menschenliebe nicht einmal darauf Rücksicht nehmen, ob sie Freunden oder Feinden Ihres so hoch von Ihnen verehrten Vaterlandes zu Theil wird. Jedermann weiß, daß ich als der einzige Bruder Ihrer Gemahlin mich seit lange fruchtlos bemühe in der Jugend entstandene Irrungen mit meiner Schwester auszugleichen. Welch ein seltsames Licht müßte es auf diese Schwester und auch auf Sie werfen, wenn Ihre feindliche Stimmung gegen mich, deren Grund Niemand begreift, so weit ginge, daß Sie mich allein die Hülfe nicht finden ließen, die sonst Je-

dermann bei Ihnen findet. Auch glaube ich, könnte es Sie bestimmen auf den Handel einzugehen, daß ich, wenn er zu Stande kommt, gesonnen bin, diese Gegend gänzlich zu verlassen, wodurch Sie gesichert wären, daß nicht wieder ärgerliche Auftritte Statt finden könnten, wenn ich zufällig mit meiner Schwester zusammenträfe.

Sie stellen Gründe auf, sagte der Graf mit Bitterkeit, die mit siegender Gewalt alle Einwendungen lähmen und die mich in der That geneigt machen, Ihren Forderungen zu genügen, wenn es meine Kräfte erlauben.

Ich dachte es wohl, erwiederte der Baron verbindlich, daß ich mich nicht vergeblich an Sie gewendet haben würde. Wir können einen Tag festsetzen, wenn wir uns in Breslau treffen wollen, wo wir unser Geschäft beendigen können. Doch muß ich bitten, diese Zusammenkunft nicht länger als eine Woche aufzuschieben, weil ich sonst in anderen Plänen gehindert würde, und muß Sie noch ersuchen, die Bedingung einzugehen, eine Summe sogleich auf Abschlag der Zahlung zu entrichten.

Wie, sagte der Graf, eh ich die Güter kenne, ehe mir einmal der Kaufpreis genannt ist?

Ich gestehe, sagte der Baron lächelnd, daß diese Bedingung etwas von der allgemeinen Regel abweicht, aber bedenken Sie, die Umstände sind auch nicht die gewöhnlichen.

Ein Verwandter macht Ihnen dieſen Vorſchlag, der ſich entfernen will und dem Sie dann vielleicht nie im Leben mehr begegnen.

Dieß entſcheidet, ſagte der Graf. Unter dieſer Bedingung bin ich bereit auch auf dieſe Forderung einzugehen, wenn ſie meine Kräfte nicht überſteigt, denn ich ſetze voraus, Sie wiſſen den Werth Ihrer Bedingung zu ſchätzen, und ich fürchte, Sie haben Ihre Forderung dem gemäß eingerichtet.

Ich werde die Genugthuung haben, ſagte der Baron mit einſchmeichelnder Stimme, daß Sie mich beſcheidener finden, als Sie vermuthen. Ich habe einem Freunde tauſend Thaler zu bezahlen, der ſeine Rechte ſeinem Vater übertragen hat, dem alten Herrn Lorenz, der mich hieher begleitet hat, um das Geld ſogleich zu empfangen, und ich muß deßhalb auf die Abzahlung dieſer Summe dringen, weil ſonſt leicht eine mir nachtheilige Spannung zwiſchen mir und meinem Freunde entſtehen könnte.

Und Sie nennen dieſen Menſchen Ihren Freund? fragte der Graf mit Erſtaunen.

Warum nicht? erwiederte der Baron lächelnd. Wollte ich hier bleiben, ſo könnte vielleicht aus dieſer freundſchaftlichen Verbindung manche Verlegenheit für mich entſtehen, aber da wir beide nach der ſpaniſchen Gränze geſendet werden, wo unſer Vortheil gemeinſchaftlich ſein wird,

und wo uns Niemand kennt, so können die hiesigen engherzigen Rücksichten keinen Einfluß auf mich üben, um so mehr, da die Franzosen alles andere eher aufgeben werden, als das Gefühl einer ursprünglichen Gleichheit; daher würde es mir selbst keinen Nachtheil bringen, wenn auch die Herkunft meines Freundes bekannt würde.

Ich habe den Franzosen niemals so sehr Unrecht thun mögen, sagte der Graf, zu glauben, daß sie die Gleichheit, welche sie verlangen, so verstanden wissen wollen, daß sie keine moralische Unterschiede annähmen. Doch, fuhr er mit einem kalten Blick auf den Baron fort, ich habe hier kein Urtheil zu fällen.

Sie meinen, entgegnete dieser lächelnd, der moralische Unterschied zwischen mir und dem werthen Herrn Lorenz möchte nicht bedeutend sein, denn ich wette, Sie halten uns beide für ein Paar Taugenichtse.

Ich habe schon bemerkt, sagte der Graf, daß ich kein Urtheil über Sie habe. Nach der spanischen Gränze wollen Sie, fragte er hierauf, also muß ich vermuthen, Sie nehmen französische Dienste, und so könnte es sich fügen, daß Sie selbst einmal gegen Ihr Vaterland gebraucht würden.

Wie die Sachen jetzt stehen, antwortete der Baron, läßt es sich kaum vermuthen, denn dieß Preußen, welches Sie mein Vaterland nennen, ist zu eng, zu nothwendig mit

Frankreich verbunden, als daß sein Adler nicht immer mit dem französischen fliegen sollte. Aber selbst, wenn es anders wäre, so könnte dieß mein Handeln nicht bestimmen. Wie oft haben Preußen gegen Oesterreicher, Sachsen und Andere gefochten, die sich doch wohl Deutsche nennen müssen und die folglich zu dem deutschen Vaterlande gehören, denn so enge Grenzen werden Sie doch Ihrer Vaterlandsliebe nicht stecken wollen, daß Sie alles, was außerhalb Preußen liegt, Fremde und Feindesland nennen wollen. Wenigstens würden Sie, wenn Sie dieß thäten, in seltsame Verlegenheiten gerathen. Sie müßten dann mit feindlichen Augen selbst die betrachten, die Sie noch im vorigen Jahre mit Bruderliebe umfaßt haben als die Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, die Einwohner der abgetretenen Provinzen nämlich.

Der Baron schwieg. Da aber der Graf nicht antwortete, fuhr er fort: Sie nehmen vermuthlich die Gränzen des Vaterlandes bis zum Rhein an. Ich gehe etwas weiter; ich überschreite den schönen Fluß und finde mit Weltbürgersinn überall mein Vaterland, so weit die Civilisation reicht.

Dieß ist ein Gegenstand, sagte der Graf kalt, über den sich nicht streiten läßt. Jedermann folgt darin seiner Ansicht, und es würde zu weit von dem Zwecke unserer Zusammenkunft abführen, wenn wir gegen einander unsere Meinungen entwickeln wollten.

Der Baron folgte bereitwillig diesem Wink, und es wurde festgesetzt, daß beide Herren sich nach vier Tagen in Breslau treffen wollten, um den beabsichtigten Handel abzuschließen, und daß der Graf tausend Thaler dem Pfarrer übergeben wollte, der sie gegen die gehörige Quittung dem alten Lorenz abzugeben habe. Der Graf hatte sich zu diesem Opfer entschlossen, um einen Verwandten zu entfernen, dessen Nähe nur unheilbringend sein konnte. Er hatte aber den Vorsatz, in Breslau einen Rechtsgelehrten zu Rathe zu ziehen und nur dann den Kauf der Güter in der That abzuschließen, wenn er überzeugt sein könnte, daß sein unwürdiger Verwandter ihm nicht neue Nachtheile bereitete. In diesem Falle wollte er die ihm abgedrungene Summe lieber verlieren.

Als das Geschäft so weit beendigt war, wollte der Graf sogleich nach Schloß Hohenthal zurückkehren. Der Baron aber hielt ihn mit höflichen Gesprächen zurück, ohne sich durch die kurzen Antworten, welche er erhielt, abschrecken zu lassen, und ein mit allen Verhältnissen Unbekannter hätte nach der Art, wie die Unterredung geführt wurde, schließen müssen, daß beide Verwandte eigentlich im besten Einverständniß lebten, und daß der Baron mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit sich bestrebte, die üble Laune eines geachteten Verwandten zu verscheuchen. Der Graf erfuhr auf diese

Weiſe gegen ſeinen Willen, daß der Baron ein genauer Freund des Obriſten ſei, der durch den Herrn von Wertheim war verwundet worden, daß er durch dieſen mit dem Diviſions-General in Verbindung gekommen ſei, welcher bedeutenden Einfluß in Paris habe, ſo daß es ihm nicht ſchwer gefallen wäre, dem Baron ſo wie dem jungen Lorenz eine Anſtellung bei der Armee zu verſchaffen, die nach der ſpaniſchen Gränze geſchickt werden ſolle. Doch erklärte ſich der Baron über die Natur dieſer Anſtellung nicht genauer, und der Graf konnte aus dem Zuſammenhange leicht errathen, daß der Baron auf die erſte Sproſſe der Leiter des Glücks, die er erſteigen wollte, durch die ſogenannte Gemahlin des Obriſten erhoben worden war, in welcher der Graf, ohne ſeinen Scharfſinn anzuſtrengen, die Tochter des alten Lorenz erkannt haben würde, wenn auch der Prediger nicht ſchon längſt durch unumwundene Fragen die Sache außer allen Zweifel geſetzt hätte. Endlich gelang es dem Grafen, ſich von dem Baron loszumachen und die wohlgemeinten Einladungen des Predigers zu beſeitigen, und er eilte aus der Nähe eines Menſchen hinweg, deſſen Gefährlichkeit er ſchon in der einzigen Unterredung, die er nach vielen Jahren mit ihm gehabt, genügend erkannt hatte, und ihm däuchte das Opfer von tauſend Thalern unbedeutend, wenn dadurch die Ueberzeugung erkauft werden könnte, daß er den Bruder

seiner Gemahlin nie wieder sehen werde. In diesen Gedanken und Betrachtungen erreichte er seine Wohnung, wo er andere Nachrichten fand, die, wie er auch dagegen kämpfte, niederschlagend auf ihn wirkten.

XVI.

Als der Graf vor seiner Wohnung vom Pferde stieg, kam ihm St. Julien entgegen, in dessen Augen noch leichte Spuren von Thränen waren, obgleich der lächelnde Mund dem Gefühle widersprechen zu wollen schien, welches diese Schmerzenszenszeichen hervorgerufen hatte. Er hielt einen Brief in der Hand und sagte: In wenigen Tagen wird meine Mutter hier sein, um Ihnen ihren Dank darzubringen und mich mit sich hinwegzuführen. Die Lippen des jungen Mannes zitterten, indem er diese Worte sprach. Er kämpfte mit der Wehmuth, doch plötzlich überwältigte ihn sein Gefühl, er ließ den Thränen freien Lauf und rief, indem er den Grafen mit Heftigkeit umarmte: Werde ich Sie und Alle jemals wiedersehen? Und werde ich den Schmerz der Trennung ertragen können? Der Graf drückte mit inniger Rührung den jungen Mann an seine Brust und sagte mit mühsam beherrschtem Schmerz: So nah ist also die unglückliche Stunde? Er faßte darauf den Arm St. Juliens und Beide gingen in das Zimmer des Grafen, wo er, wie

es St. Julien wollte, den Brief las, den dieser von seiner Mutter erhalten hatte. Wir müssen uns die Trennung noch nicht so denken, sagte er endlich. Ihre Mutter wird sich bewegen lassen, so lange bei uns zu verweilen, bis die Zeit Ihres Urlaubs geendigt ist.

Gewiß, sagte St. Julien, wird meine Mutter mit Freuden diesen Wunsch erfüllen; aber auch diese Zeit wird vergehen und endlich kommt der Augenblick doch, der den Schmerz der Trennung herbeiführt.

Endlich, sagte der Graf, ja freilich endlich naht die Stunde der Trennung, und trennt uns nichts anders, so naht doch endlich der Tod und zerreißt auch die festesten Bande. Darum ist jeder Tag des Glückes in unserm armen, kurzen Leben ein unendlicher Gewinn.

Beide Männer betraten in wehmüthiger Stimmung den Saal, wo sie die Frauen und den Grafen Robert beisammen fanden, denen die baldige Ankunft der Mutter St. Juliens mitgetheilt wurde. Der Schmerz in den Augen der Gräfin war nicht zu verkennen, und Emilie verließ den Saal, weil sie die Thränen nicht zurückhalten konnte, die an den langen, goldenen Wimpern zitterten. Stumm reichte der Graf Robert seinem Freunde die Hand, die dieser mit Innigkeit drückte.

*

Der Graf verließ seine vom Gefühl der nahen Trennung schmerzlich berührten Freunde und begab sich zu der Wittwe des Professors, wo er den Haushofmeister Dübois fand. Dieser gutmüthige alte Mann hatte nach und nach die Ueberzeugung seiner Freundin Herrschaft über sich gewinnen lassen, und glaubte beinah mit Gewißheit mit ihr, daß St. Julien der geraubte Sohn der Gräfin sei. Der Graf hatte öfter die gewesene Dienerin über alle Umstände befragt, und er mußte wenigstens zugeben, daß die Sache möglich sei. Er hatte die Möglichkeit so oft erwogen, daß sie auch ihm zuletzt wahrscheinlich wurde. Er hatte sich längst gestanden, daß es eben die große Aehnlichkeit mit seinem ehemaligen Freunde, dem Grafen Evremont, gewesen sei, die ihn zu dem jungen Manne, so wie er ihn erblickte, wunderbar hingezogen hatte. Er theilte auch dieß der Professorin mit; aber, schloß er, diese Aehnlichkeit kann ein Spiel der Natur sein, wie wir öfter Gelegenheit haben es zu bemerken.

Ich weiß nicht, rief die Wittwe des Professors, ob die Natur ein so dummes Spiel macht, daß nicht bloß die Aehnlichkeit da ist, sondern auch das kleine braune Maal unter dem linken Auge, das ich tausend Mal an unserm kleinen Herrn betrachtet habe. Ich wollte es dem Kinde wegbeizen lassen, aber die Frau Gräfin war zu ängstlich und gab es nicht zu. Ich kann es gar nicht begreifen, wie die vorneh-

men Leute so blind aus lauter Klugheit sind. Wie ist es möglich, daß die Frau Gräfin ihr Kind nicht an diesem Zeichen erkennt.

Sie bezeichnen Herrn St. Julien, sagte der Graf, mit so großer Bestimmtheit als den Sohn meiner Gemahlin, und in wenigen Tagen wird die Mutter des jungen Mannes hier sein, und alle Täuschungen werden schwinden.

Laßt sie nur kommen, rief die Professorin, indem sie die Hände zusammenschlug, laßt sie nur kommen, ich will ihr schon Fragen vorlegen. Die Frau Gräfin ist immer sanft wie ein Lamm gewesen; sie wäre im Stande und ließe sich mit schönen Reden ihren Sohn zum zweiten Male stehlen. Aber mir soll sie Antwort geben, die französische Madam, ich werde sie nicht so ziehen lassen, und wenn sie auch ihren großen Buonaparte mitbrächte, so ließe ich mich doch nicht einschüchtern.

So ernsthaft dem Grafen die Sache erschien, so konnte er doch ein Lächeln über den Eifer seiner Verbündeten nicht unterdrücken. Er theilte nun ihr und Dübois mit, daß er gezwungen sei, auf einige Tage zu verreisen, und bat Beide, wenn die Mutter des jungen Mannes während seiner Abwesenheit kommen sollte, Alles genau zu beobachten und auf keinen Fall eine übereilte Abreise vor seiner Rückkunft zuzugeben, unter welchem Vorwande man sie auch vielleicht

verlangen sollte, aber auch mit allen entscheidenden Schritten, die zu Entdeckungen führen könnten, bis zu seiner Rückkunft zu warten, damit Alles mit so viel Schonung für die Gräfin als möglich eingeleitet werden könne. Beide versprachen ihm pünktlich zu gehorchen, und die Wittwe des Professors sagte: Sie sehen, daß ich schweigen kann, das ist nur ein einfältiges Gerede, wenn die Männer immer darauf sticheln, daß die Weiber nicht schweigen können. Ist es mir der Mühe werth, so weiß ich meine Zunge wohl zu bändigen. Sie sehen, ich lebe hier Wochenlang und es brennt mir täglich auf dem Herzen, wenn ich sehe, wie kummervoll die Frau Gräfin den jungen Mann betrachtet. Ich möchte ihr gerne sagen: So öffnen Sie doch die Augen, wischen Sie die Thränen daraus hinweg, damit sie hell werden, und umarmen Sie das beweinte Kind, damit der nutzlose Jammer endlich endigt. Aber Sie haben mir so viel vernünftige Gründe angeführt, daß ich immer schweige und das Elend ruhig ansehe.

Der Graf dankte ihr für ihre Standhaftigkeit und versicherte, daß er überhaupt nicht so nachtheilige Meinungen in Betreff der Klugheit und Zurückhaltung der Frauen hege, und daß ihr Beispiel auch jeden andern eines Besseren belehren müsse, und verließ mit Dubois die durch so freundliche Worte hochbeglückte Frau, um mit diesem noch nähere

Verabredungen zu treffen für den Fall, daß St. Juliens Mutter während seiner Abwesenheit eintreffen sollte. Dieser ahnte nichts von den feindlichen Anstalten, die gegen eine Frau getroffen wurden, die sich ihm stets als eine zärtliche Mutter gezeigt hatte. Er sehnte sich nur dankbarer Liebe nach dem Augenblicke, in welchem sie ihn in die Arme schließen würde, und sein inniger Schmerz entstand nur aus der Ueberzeugung, daß diesem glücklichen Augenblicke die Trennung von zärtlich und leidenschaftlich geliebten Wesen folgen müßte.

Der Graf hatte seine Reise nach Breslau angetreten und traf dort nun einen Tag früher ein, als er den Baron erwarten durfte. Er wollte diese Zeit dazu benutzen, um den Rath eines Rechtsgelehrten über den vorgeschlagenen Kauf früher zu nehmen, ehe er sich weiter gegen den Verkäufer erklärte. Doch war seine Vorsicht in sofern vergeblich, weil der Baron ebenfalls den Entschluß gefaßt hatte, einen Tag vor der verabredeten Zusammenkunft in Breslau zu sein, um den Rath eines Rechtsgelehrten zu benutzen, und das Schicksal wollte, daß Beide sich an denselben wendeten und schon in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft zusammentrafen. Da der Baron sehr zu verkaufen wünschte und der Graf, nachdem er sich genau über Alles unterrichtet hatte, einsah, daß er wenigstens keinen großen Verlust

zu befürchten habe, so war der Handel bald abgeschlossen. Der Graf übernahm alle auf den Gütern ruhenden Schulden, und der Baron empfing noch eine Summe baar, die er, wie er lächelnd bemerkte, mit Weisheit anlegen wollte, und theilte dem Grafen die willkommene Nachricht mit, daß er in drei Tagen sein Geburtsland zu verlassen und seiner Bestimmung entgegen zu eilen denke.

Gegen seinen Wunsch war der Grundbesitz des Grafen so um eine bedeutende Herrschaft vermehrt worden, und er kehrte nur halb zufrieden nach Schloß Hohenthal zurück. Denn wenn es ihm auch erfreulich war, nun auf die Entfernung eines Verwandten rechnen zu dürfen, dessen Gegenwart seiner Gemahlin so schmerzlich werden konnte, so fühlte er doch, wie sehr seine Sorgen in der verhängnißvollen Gegenwart durch diesen neu erworbenen Grundbesitz vermehrt würden. Es war ihm nicht entgangen, daß die Gräfin sich zum Theil eben deßhalb von allem Umgange mit den Nachbarn zurückgezogen hatte, um der Gefahr eines zweiten schmerzlichen Zusammentreffens mit einem Bruder auszuweichen, der nur unheilbringend auf ihr Leben eingewirkt hatte, und er hoffte mit Recht, daß ihr die Nachricht, die er mitzutheilen hatte, erfreulich sein würde. Er hatte den kurzen Aufenthalt in Breslau auch dazu benutzt, für den jungen Gustav zu sorgen. Auch sein Vetter sollte reisen, und er

sah ein, daß die Einsamkeit drückend werden müßte, wenn man sich noch ferner von den Nachbarn zurückhalten wollte.

In diesen mannigfachen Betrachtungen hatte der Graf die Reise zurückgelegt und erreichte ziemlich ermüdet Schloß Hohenthal, denn der Spätherbst des Jahres achtzehn hundert und sieben war eingetreten. Die feuchte, kalte Luft durchschauerte den Grafen und er sehnte sich nach der wärmenden Flamme des Kamins. Mit bekümmerter Miene eilte ihm der Haushofmeister entgegen. Gottlob, daß Sie, gnädiger Herr, kommen, rief er ihm zu, ich bin in einer tödtlichen Verlegenheit.

Was ist vorgefallen? fragte der Graf ängstlich.

Ein zweiter Brief der angeblichen Mutter des Herrn St. Julien, erwiederte der alte Mann, ist angekommen, und sie verlangt, er soll ihr bis zum nächsten Städtchen entgegen kommen. Wie kann man dieß verhindern?

Es ist besser, wir machen keinen Versuch dieß zu hindern, sagte der Graf nach einem Augenblicke des Nachdenkens. St. Julien kann nicht so von uns scheiden, auch wenn es von ihm gefordert würde, und auch sonst ist dieß, selbst wenn Ihre Vermuthung gegründet wäre, nicht wahrscheinlich; denn unmöglich kann seine Mutter den Verdacht ahnen, den wir hegen. Mir scheint es, daß sie den Sohn nicht zuerst unter fremden Menschen wiedersehen will, und dieser

Wunsch ist natürlich. Deßhalb befehlen Sie, daß Pferde und Wagen bereit gehalten werden, damit der junge Mann morgen fahren kann, sobald er es wünscht, und lassen Sie uns das Uebrige geduldig erwarten.

Der Haushofmeister war es gewohnt sich in Ehrfurcht der Ansicht des Grafen zu fügen, aber dieß Mal schien ihm zu viel auf dem Spiele zu stehen, und als der Graf die Treppe hinauf stieg, eilte er zu seiner Freundin, der Professorin, um ihr die Gefahr mitzutheilen, in der sie schwebten, den auf's Neue zu verlieren, den sie sich beide gewöhnt hatten als den Sohn der Gräfin zu denken. Die ehemalige Dienerin zürnte über den Leichtsinn des Grafen und wählte nicht mit zu ängstlichem Zartsinn die Worte, um diesen Zorn auszudrücken. Doch beruhigte sie sich nach einigem Nachdenken durch die Vorstellung, daß der Graf wenigstens darin Recht habe, wenn er meinte, die Kinderräuberin, wie sie ohne Umstände St. Juliens Mutter nannte, könne doch nicht wissen, daß jemand im Schlosse sei, der ihr Recht an diesen Sohn sich erlauben würde zu prüfen, und sie rieth dem Haushofmeister, mit guter Manier darauf zu sehen, daß der junge Mann nicht seinen Urlaubsschein oder andere Papiere mitnähme, auf die er sich einen Paß verschaffen könnte. Dubois versprach, so viel es die Bescheidenheit erlaubte, darauf zu achten.

Der Graf fand seine Hausgenossen aufgeregt durch die

Nachricht der nahen Ankunft einer Frau, in deren Gegenwart sich eines Jeden Lage verändern mußte. Der schwermüthige Blick der Gräfin haftete auf St. Julien. Es wurde ihr heute zum ersten Male recht klar, wie schwer es ihr werden würde, die Rechte einer Andern anzuerkennen, denn sie fühlte, wie innige mütterliche Gefühle sie selbst für den jungen Mann im Herzen hegte. Emilie und St. Julien suchten sich zu nähern und wagten doch einander nichts zu sagen. Der Obrist ging im Saale auf und ab, und wiederholte von Zeit zu Zeit, ein braver Soldat müsse seiner Fahne treu bleiben unter allen Umständen, und die Festigkeit eines Mannes zeige sich nicht bloß in der Schlacht, sondern vorzüglich dann, wenn es darauf ankäme, Gefühle des Herzens zu besiegen. Graf Robert und Therese waren in das Vorgefühl der eigenen Trennung verloren, und die Ankunft des Grafen erheiterte die Mienen nur auf kurze Zeit.

So war der Abend ziemlich traurig verstrichen. Am andern Morgen zeigte sich Dúbois bei St. Julien geschäftig, um den Rath seiner erfahrnen Freundin zu befolgen, aber zu seiner großen Beruhigung nahm der junge Mann gar nichts mit sich und würde in seiner kummervollen Zerstreuung selbst seine Börse vergessen haben, wenn sie ihm der Haushofmeister nicht gereicht hätte.

Heute Abend bin ich zurück, sagte er, indem er dem

alten Manne freundlich die Hand reichte. Dann verließ er das Zimmer, eilte mit leichtem Schritte die Treppe hinunter, warf sich hastig in den Wagen, der schnell dahin rollte und, wie es Dúbois in diesem Augenblicke schien, das Glück des Hauses entführte.

Der Tag verstrich den Schloßbewohnern langsam, in peinvoller Stimmung des Gemüths. Der Graf konnte sich die Ungerechtigkeit nicht abläugnen, die darin lag, daß eine Frau mit feindlichen Gefühlen von einer Familie erwartet wurde, der sie sich aus reinster Dankbarkeit nähern wollte. Doch konnte er eben so wenig, als die Andern dieß Gefühl besiegen, und er empfand jetzt, daß er viel fester daran glaubte, als er sich früher hatte gestehen wollen, daß der von Allen geliebte junge Mann der seiner Gemahlin geraubte und von ihr so innig geliebte Sohn sei. Die Gräfin, deren Seele keinen Gedanken mehr vor dem Grafen verbarg, hatte ihm längst bekannt, daß die große Aehnlichkeit St. Juliens mit dem Grafen Evremont, an den sie selbst die Stimme des jungen Mannes fortwährend erinnere, ihr Herz in die süße Täuschung eingewiegt habe, dieß könne ihr Sohn sein, daß sie deßhalb Mutterliebe für den jungen Mann fühle und seine Abreise ihr lebhaften Schmerz erregen würde. Emilie sagte nichts, aber der kummervolle Blick und die blassen Wangen verriethen ohne Worte ihr Gefühl.

In solcher Stimmung war es natürlich, daß jeder von den Hausgenossen die Einsamkeit suchte, und der Graf Robert ritt zu dem Obristen Thalheim, wo, wie er es sich bewußt war, seine schöne Braut ihn mit reiner, unschuldvoller Zärtlichkeit erwartete.

Der Arzt bemerkte kaum, daß etwas Ungewöhnliches in der Familie vorging. Alle Gedanken und Empfindungen, die nicht seiner Wissenschaft geweiht waren, richtete er mit seiner gewohnten Heftigkeit und unschuldigen Selbstliebe auf seine junge Verwandte, die mit ungeheuchelter Bewunderung seiner großen Gelehrsamkeit ihn aufrichtig verehrte und es nicht duldete, daß Jemand in ihrer Gegenwart über seine seltsamen Manieren scherzte, denn ihr schien diese Seltsamkeit von großer Gelehrsamkeit unzertrennlich, und sie sprach für ihr Alter mit großem Ernst und tiefem Gefühl über den edeln Beruf eines Arztes, der sich großmüthig ganz der leidenden Menschheit weiht, keine Stunde eigentlich für sich lebt, sondern jeden Augenblick bereit sein muß, sein Dasein für Andere zu benutzen, und den selbst Gefahr des Lebens nicht davon abschrecken darf, seinen Beruf zu erfüllen. Der Arzt war viel zu eitel, als daß er in solchen Schilderungen nicht sein Bild erkannt haben sollte, und sein Herz entzündete sich für die junge Verehrerin mit zärtlicher Liebe. Die Wittwe des Professors freute sich stillschweigend darüber, daß Alles

sich nach ihren Wünschen zu fügen schien, und ihr Wohlwollen für den Arzt mehrte sich täglich, obgleich sie stündlich schalt und belehrte, und diese Anmaßung, die ihm früher im Hause seines Oheims so unerträglich schien, daß er sich, um ihr zu entgehen, einem ungewissen Schicksale Preis gab, dünkte ihm nun das Zeichen mütterlicher Sorgfalt, und er gewöhnte sich daran, nichts ohne den Rath und die Einwilligung einer Frau zu thun, deren Einfluß er früher mit bitterem Hasse entflohen war. Auch an diesem Tage ließ sie ihn gleich nach der Mittagstafel zu sich rufen und sagte: Mein lieber Vetter, es wäre vernünftig, wenn Sie zu dem Prediger ritten und diesen Abend bei ihm blieben; denn erfährt er, daß heute eine fremde Frau hier ankommt, so sehen wir ihn sicher auch bald bei uns, um nur gleich im ersten Augenblicke die Fremde zu betrachten und ihren ganzen Lebenslauf auszuforschen.

Was kann es schaden, erwiederte gleichmüthig der Arzt, wenn man ihm diese Unterhaltung gönnt?

Ich will das nicht haben, rief die Professorin heftig. Es schickt sich nicht, daß einer, der nicht zur Familie gehört, im ersten Augenblicke gegenwärtig ist, wenn eine solche Bekanntschaft gemacht wird.

Freilich, sagte der Arzt, ich habe es längst bemerkt, un-

ser guter Prediger wird leicht zu großer Wißbegierde aufgeregt und ist in solchen Fällen nicht immer delikat.

Was geht mich seine Delikatesse an, erwiederte die Professorin, das ist die Sache seiner Frau, die hat für seinen Tisch zu sorgen. Ich will nur nicht, daß er heute die Familie stören soll, und haben Sie nicht gesehen, wie vernünftig der Graf Robert ist, der schon lange davon geritten ist. So klug, denke ich, kann mein Vetter auch sein.

Sie haben Recht, wertheste Frau Base, sagte der Arzt, und ob ich gleich heute ein besonderes Studium vorhatte, so will ich es doch bis morgen aufschieben, und heut den ganzen Abend mit dem Prediger Whist oder Boston spielen, und Falls wir ganz allein sind, auch Schach, denn man muß sich seinen Freunden aufopfern.

So war nun Alles nach der Meinung der Professorin gehörig vorbereitet, um die ankommende Feindin mit scharfen Blicken zu beobachten, und sie und Dübois horchten mit Herzklopfen auf jedes Geräusch. Aber die Dämmerung war längst eingebrochen, die Lichter in allen Zimmern angezündet und noch immer hörte man keinen Wagen rollen, und die Furcht fing sich allmälig an zu regen, daß man St. Julien nicht mehr wiedersehen würde. Nicht bloß der Haushofmeister und seine Freundin erwarteten mit so ängstlicher Ungeduld den jungen Mann und seine Mutter; auch der Graf und seine

Angehörigen theilten die peinliche Unruhe, die in dem Maße sich steigerte, wie die Finsterniß zunahm.

St. Julien hatte die kleine Reise, die ihn seiner Mutter entgegen führte, mit getheilter Empfindung angetreten, und er machte sich selbst bittere Vorwürfe darüber, daß sein Herz nicht mit reiner Freude erfüllt war. Je näher er aber dem Orte kam, wo, wie er wußte, ihn die erwartete, deren mütterliche Liebe ihn so treu auf dem Pfade seines Lebens begleitet hatte, je mehr traten alle andern Empfindungen in den Hintergrund seiner Seele zurück, und mit inniger, lebhafter Zärtlichkeit schloß er die geliebte Mutter in seine Arme.

Nach einer so langen Trennung war es natürlich, daß der Tag unbemerkt entfloh, und es war schon völlig dunkel geworden, als der Wagen mit den beiden Reisenden auf den Hof des Schlosses Hohenthal rollte und die Spannung aller Erwartenden löste.

Die Gräfin erbleichte. Sie faßte den Arm der nicht minder bewegten Emilie und verließ mit dieser den Saal, um in einer kurzen Einsamkeit die gehörige Fassung zu gewinnen, die Fremde mit anständiger Ruhe zu begrüßen. Der Graf eilte den Ankommenden mit Höflichkeit entgegen. St. Julien hatte so eben seine Mutter aus dem Wagen gehoben, und der Graf bot ihr den Arm, indem er sich ihr als den Herrn des Hauses nannte und das Glück pries, sie bei sich

zu begrüßen. Sie wollte, indem der Graf sie die Treppe hinauf führte, von ihrer Dankbarkeit reden, aber die Stimme versagte ihr und eine heftige Rührung erlaubte nur einzelne Töne. Endlich in den Saal angelangt, schlug sie den Schleier zurück, der ihr Gesicht bedeckte, und der Graf blickte in die schönsten schwarzen Augen, die von Thränen funkelten. Der rothe Mund lächelte halb schalkhaft, halb wehmüthig und zeigte zwei Reihen Zähne wie Perlen. Die durch die Reise und durch ein lebhaft aufgeregtes Gefühl höher glühenden Wangen gaben dem Gesicht für einen Augenblick den Reiz entschwundener Jugend zurück, und den Grafen überraschte die Aehnlichkeit mit St. Julien in diesem Gesicht und noch eine andere, die ihn verwirrte und für einen Augenblick der Sprache beraubte.

Die Fremde sagte endlich mit noch immer fließenden Thränen: So hat mir die Zeit denn in der That so übel mitgespielt, daß kein Zug der Erinnerung zu Hülfe kommen will, und ich muß mich Ihnen, Graf Hohenthal, nennen.

Der Ton der Stimme rührte eine Saite in des Grafen Brust, die längst nicht mehr geklungen hatte. Er wollte antworten, als die Gräfin eintrat, und mit Ruhe und Anstand sich der Fremden näherte, um sie zu begrüßen. Beide Frauen

standen sich einen Augenblick gegenüber, beide wollten reden, aber beide verstummten und starrten sich zweifelnd in die Augen. Adele! rief endlich die Gräfin mit sterbendem Tone und bebenden Lippen — Cäcilie! erwiederte die Fremde mit dem lauten Rufe der Freude, und beide Frauen lagen sich in den Armen und umschlossen sich so fest, als ob diese Bande der Liebe sich nie wieder lösen sollten.

Der Graf zog sich bescheiden etwas zurück. Ihm hatte dieser eine Laut die Bewegung seines eigenen Herzens erklärt, und mit Blitzesschnelle durchflog ihn der Gedanke, daß nun auch St. Juliens Aehnlichkeit mit dem Grafen Evremont erklärt sei, und indem er eine ihm so lieb gewordene Täuschung aufgeben mußte, senkte sich ein Schatten tiefer Traurigkeit in seine Seele.

O! rede, rede, geliebte Freundin, sagte endlich die Gräfin mit zitternder Stimme. Halte ich Dich wirklich lebend in meinen Armen, und sehe ich Dich nach so langen schmerzensvollen Jahren blühend und glücklich? Ohne Grund sind um Dich so viele Thränen geflossen. Heiter, gesund, eine glückliche Mutter, so sehe ich Dich wieder. Darum, fuhr die Gräfin fort, indem sie mit mattem Lächeln auf St. Julien deutete, zog mich mein Herz zu diesem Menschen; ohne es zu wissen, liebte ich Deinen Sohn.

Meinen Sohn? fragte die Freundin lachend, indem ihre

Thränen heftiger strömten. Besinne Dich doch, gedenke der Zeit, in der wir zusammen lebten. Berechne die Jahre seit unserer Trennung, kann er wohl mein Sohn sein?

Und Wessen ist er denn? fragte die Gräfin kaum hörbar, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, indem sie beide Hände der Freundin krampfhaft drückte. Und hast Du denn, erwiederte diese laut weinend, Deinen armen Adolph gänzlich vergessen?

Meinen — wiederholte die Gräfin mit schwindendem Bewußtsein — meinen, meinen Sohn! rief sie laut, wie zu neuem Leben erwachend, und streckte dem jungen Manne beide Arme entgegen. Der Graf und St. Julien hatten sich unwillkührlich, während des kurzen Gesprächs, den beiden Frauen genähert, und ob der Letztere gleich den Zusammenhang der gehörten Worte nicht begriff, so zog ihn doch sein Gefühl vor der Gräfin nieder, die ihn schnell mit der übernatürlichen Kraft, die auf einen Augenblick eine heftige Bewegung der Seele uns gibt, von ihren Knieen emporriß, und die Mutter ruhte an der Brust des Sohnes und benetzte seine Wangen mit ihren Thränen. Doch plötzlich ließ sie den Sohn, fiel mit rascher Bewegung vor der Freundin nieder und küßte deren Hände, ohne daß diese der stürmischen Gewalt der Liebe zu wehren vermochte. Du hast ihn mir erhalten! rief sie aus, Du gibst ihn mir zurück, so, ganz so, wie ich ihn in meinen

Träumen sah. Er kann meine Liebe fühlen und verdienen, er ist, ja er ist mein Sohn. Erschöpft senkte sich das Haupt der Gräfin. Der Graf hob sie vom Boden auf und führte sie zu einem Lehnsessel, in den sich die von der Kraft des Augenblicks nun verlassene Frau senkte, indem sie mit matter Stimme, doch mit seligem Lächeln die Freundin, die noch ihre Hände hielt, fragte: Und nun sage mir, wie ist er mein?

Glaubst Du mir denn nicht ohne Erklärung? sagte mit liebevollem Blicke und zärtlicher Stimme die treue Freundin. Sollen denn in diesem Augenblicke seliger Freude alle Schmerzen der Vergangenheit erneuert werden, und willst Du an diesen Gefühlen untergehen, jetzt, da das Leben mit neuem Reize Dir lächelt? Ich will Dir morgen alle Auskunft geben, die Du verlangen kannst, nur schone Dich heute.

Der Graf hatte St. Julien mit inniger Zärtlichkeit umarmt und sagte: Ich habe Dich immer geliebt, wie mein eigenes Kind. Jetzt mache ich meine Vaterrechte an den Sohn meiner Gattin geltend. Mein theurer Vater, rief der junge Mann, indem er sich von Neuem in die Arme des Grafen warf. Meine geliebte Mutter, sagte er mit zärtlicher Stimme, indem er sich eilig aus den ihn umfangenden Armen befreite und die Knie wieder vor der Gräfin beugte, ihre Hände mit zitternden Lippen küßte und mit überströmenden Thränen benetzte. So hat mein Herz mich nicht betrogen, es

ließ mich die heiligen Bande ahnen, die hier mich fesseln. Er blickte auf und sah in die feuchten, glänzenden Augen der Frau, die er bis jetzt für seine Mutter gehalten hatte, und die sich nun wehmüthig lächelnd über ihn beugte. Habe ich denn nun keinen Anspruch auf Liebe mehr? fragte sie den jungen Mann mit zärtlichem Vorwurfe. Tilgt ein Augenblick mein Bild aus Deinem Herzen?

Welch ein Ungeheuer müßte ich sein, wäre dieß möglich! rief St. Julien, indem er aufsprang und mit ehrerbietiger Liebe Madame St. Julien umarmte. Aber, fuhr er fort, vollenden Sie Ihre Wohlthat und sagen Sie mir, durch welches Band ich Ihnen angehöre.

Der unglückliche Graf Evremont, Dein Vater und der erste Gemahl Deiner Mutter, war mein Bruder, sagte die zärtliche Adele, und ihre Thränen flossen dem schmerzlichen Andenken.

Der Graf wollte eben bitten, den schmerzlichen Erinnerungen heute nicht Raum zu geben, als ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Dübois hatte sich, von lebhafter Theilnahme angetrieben, in der Nähe des Saales gehalten; eben so seine Freundin, die Professorin. Beide hatten sehr verständig beschlossen, nur in der Nähe zu bleiben, um so bald als möglich das Ergebniß einer Zusammenkunft zu erfahren, die ihnen für das Glück einer Fa-

milie so wichtig schien, der sie so innig ergeben waren. Aber Beide hatten nicht die Kraft ihrem Vorsatze treu zu bleiben. Sie näherten sich unmerklich den geöffneten Thüren des Saales und waren so Zeugen eines Auftritts, der ihr eignes Herz in seinen Tiefen bewegte. Der bescheidene Dübois erhielt sich in ehrerbietigem Schweigen, obgleich seine alten Augen überflossen und die Thränen ihm unbewußt die gefurchten Wangen überströmten. Die ehemalige Dienerin aber schob ihn mit einer ziemlich heftigen Bewegung bei Seite, und indem ihre Thränen auf den glühenden Wangen funkelten, rief sie: Nun, Gott sei gepriesen, daß sich Alles aufklärt! Ich habe es ja immer gesagt, daß der junge Herr unser kleiner Adolph ist. Wie sollte ich ihn denn nicht erkannt haben, da ich ihn gewartet habe und er mir so lieb war, als wäre es mein eignes Kind! Na, fuhr sie fort, indem sie dem überraschten jungen Manne die Hand reichte, Sie haben mich rein vergessen, Sie wissen nichts mehr davon, daß ich Ihnen, Vater und Mutter zum Trotz, allen Willen erfüllte, aber das vergebe ich Ihnen, denn Sie waren noch zu klein, als man Sie auf das Dorf brachte. Sie können von mir nichts wissen.

Träume ich, fragte Adele die Gräfin, oder ist diese Frau die deutsche Dienerin, die mit uns in Paris war?

Die Gräfin wollte antworten, aber die Wittwe des

Professors kam ihr zuvor, indem sie sagte: Freilich bin ich es, und wären Sie damals so vernünftig gewesen, mir zu sagen, Wer Sie waren, so hätte ich Ihnen alle die Drangsale nicht angethan, die Sie mir gewiß noch nicht vergeben haben.

Ach! schon längst von ganzem Herzen, meine liebe Freundin, sagte mit liebreichem Lächeln die Frau, die nun St. Juliens Tante genannt werden muß. Ich wußte ja, daß der Widerwille gegen mich nur aus Liebe für meine theure Schwester entstand, und biete Ihnen zum Zeichen aufrichtiger Versöhnung die Hand. Die Professorin trat befriedigt zurück, und die schönen Augen der freundlichen Adele begegneten Dúbois verklärten Blicken. Mit Heftigkeit faßte sie die Hand der Gräfin und sagte: Die Vergangenheit tritt mir hier lebendig entgegen. Dieß ehrwürdige graue Haupt, dieses treue Auge, das gutmüthige Lächeln ruft auf das Lebhafteste in mir das Andenken an den guten väterlichen Freund Dúbois hervor.

Und wer als er, erwiederte die Gräfin, indem sie den Alten herbei winkte, könnte denn so selig befriedigt zu uns hinüber blicken.

So wird es mir so wohl, sagte Adele und faßte die Hand des beschämten Greises, diesem väterlichen Freunde noch danken zu können, dessen Liebe und Treue unermüdet wachte,

um jede Gefahr von uns zu wenden, und dessen alte Augen gewiß unzählige Thränen über unser Geschick vergossen haben.

Es ist zu viel, sagte der alte Mann, von Rührung überwältigt. Die Seligkeit ist zu groß für meine Kräfte. Der Graf und St. Julien eilten, den Wankenden zu unterstützen, doch das tief in ihm wohnende Gefühl der Ehrfurcht gab ihm bald wieder die Kraft sich zu erholen. Er entzog sich den ihn stützenden Armen und sagte, indem er mit dem Ausdruck inniger Liebe in des jungen Mannes Auge blickte: Ich habe die höchste Freude erlebt, deren der unvollkommene Mensch fähig ist. Jetzt mag der Herr über mich gebieten. Er zog sich nach diesen Worten aus dem Saale zurück, und seine Freundin, die Professorin, die ihn erwartet hatte, faßte seinen Arm und führte ihn auf sein Zimmer.

Die im Saale versammelte Familie vergaß noch oft den Vorsatz, diesen Abend an nichts Trauriges zu denken. Hundert Fragen berührten kummervolle Gegenstände und wurden nur halb beantwortet. Zärtliche Liebkosungen hemmten die hervorbrechenden Thränen, und man trennte sich endlich, ohne das liebevolle Verlangen befriedigt zu haben, das Jeder empfand, das Schicksal des Andern zu erfahren, weil es zu deutlich war, daß die Gräfin durchaus der Ruhe und Erholung bedurfte.

St. Julien schlich nach Dübois Gemach. Sein klopfen-

des Herz fand keine Ruhe. Der alte Mann mußte ihm noch alles Unglück eines Vaters mittheilen, den er nie gekannt, und dessen Schicksal er als ein fremdes zuweilen gleichgültig hatte erwähnen hören. Dübois entlastete sein eigenes Herz, indem er einem Andern die Schmerzen zeigte, die er so lange einsam getragen, und fühlte sich beglückt in der Liebe, die der Sohn eines verehrten Herrn ihm bewies.

Schon dämmerte der Morgen, als sich Beide trennten, und auch St. Julien fühlte, daß er der Erholung bedürfe. Ein sanfter Schlummer umfing ihn nach den stürmenden Empfindungen des Tages und flößte ihm neue Kraft ein für ein bewegtes Leben.

Ende des zweiten Theiles.

PT
1818
B42E8
1836
Th.2

Bernhardi, Sophie (Tieck)
Evremont

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 03 09 005 5